This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

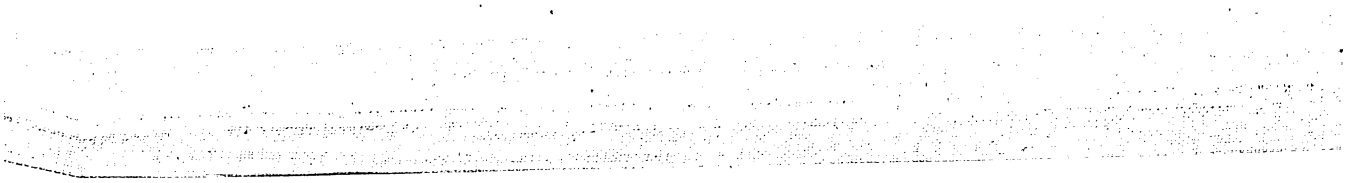
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARIES
74760 4



Die Alten und die Jungen.

(Kaiser)
NGL

Die Alten und die Jungen.

Kölner Roman

von

Emil Kaiſer.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1899.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
141817
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1899.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Erſter Teil.

I.

Es ist Sonntag Nachmittag.

Die Straßen der Stadt Köln liegen verödet. Die Bewohner sind vors Thor gezogen, um sich mühsam einen Vorrat von Luft zu erschnappen, von dem sie die Woche hindurch in ihren engen, dumpfen Häusern zehren können. Denn noch mangelt es an Raum und Luft in der Stadt, die der Festungsgürtel eng umschließt, und damit die Sehnsucht nach Freiheit und Luft nicht durch zu leichte und häufige Befriedigung erstarke, hat man vorsichtig einige der Stadtthore geschlossen. So das Friesenthor. Seine der Zinnen und Galerieen entkleidete Steinmasse mit dem zugemauerten Thorbogen predigt, so laut es Steine vermögen, den Spruch: Drin bleibt, was drinnen ist, und draußen bleibt, was draußen ist.

Oeder noch als die andern Stadtteile sind die Straßen in der Umgebung dieses Thores. Die Häuser sind meist klein und niedrig, nur eines fällt durch seine Größe auf. Sein mächtiger Giebel sieht nach der Straße hin. Die hohen, schmalen Fenster, wie sie die Profangotik des sechzehnten Jahrhunderts liebte, zeigen noch die kleinen Scheiben von ehemals. Ueber der Hausthür schaut der Gringkopf befremdlich herab auf den Eintretenden; auch ragt am Giebel noch der Kranbalken vor, an dem einst die Fässer und Ballen hinauf gezogen wurden bis zu den mächtigen Speicherluken.

Der Hof hinter dem Hause zeigt fast ein ländliches Gepräge. Rechts, unter einer alten, längst in den Ruhestand versetzten Brauerei sind Viehställe eingerichtet, in der großen rostüberzogenen Braupfanne liegt Heu und Stroh aufgespeichert. Vor den Ställen erhebt sich ein duftverbreitender Düngerhaufen. Die andere Hofseite nimmt ein neues Hintergebäude ein, das nach vorn um das Haupthaus herum bis an die Straße reicht und diese mit dem Hofe durch einen Thorweg verbindet. Hinter den Gebäuden zeigt sich, durch ein niedriges Holzgitter abgeschlossen, ein spärlicher Grasplatz, die sogenannte Bleiche; trotz ihrer geringen Ausdehnung ein Schatz, den jede Hausfrau in der Festung zu würdigen wußte.

Betreten wir das Hauptgebäude durch die Hinterthür, so nimmt uns ein geräumiger Flur auf, kühl und dämmerig wie eine Kapelle; doch ein säuerlicher Biergeruch verscheucht bald jede Andacht und läßt uns ein Wirtshaus vermuten. Diese Annahme bestätigt sich, wenn wir an der breiten Treppe mit dem rohverzierten Geländer vorbei nach vorn schreiten. Eine Menge Gläser blinkt uns von langen Wandborten entgegen; auf schräger Bank stehen nach vorn geneigte Fässer, aus deren Hahn zuweilen ein Tropfen in den untergestellten kupfernen Spülbottich fällt.

Vorn, unweit der Hausthür, stößt ein runder, mit Glasscheiben versehener Holzbau in den Flur vor. Es ist die Theke, sie öffnet sich nach dem Gastzimmer und enthält in der Mitte den Zahltisch und auf beiden Seiten weite Sitze für den Wirt und die Wirtin, die so den Flur und das Gastzimmer gleichzeitig überschauen können.

Einen dieser Sitze hat jetzt ein junges Mädchen eingenommen, eine dralle, gesunde Figur, mit einem stumpfnasigen Gesicht, zu dem das modische Kostüm nicht recht paßt. Es ist, als würde ein einfacheres Kleid besser mit der ganzen Erscheinung harmonieren. Sie hat den Kopf in die Hand gestützt und hält ihre Augen unverwandt auf ein Buch geheftet, das vor ihr auf dem Tische liegt. Ein

Sonnenstrahl, der, trotz des über die Oberlichter der Fenster herabreichenden Hängebodens, bis zur Theke vordringt, verleiht ihrem künstlich über der Stirn gekräuselten Haar einen goldigen Schimmer; in gewöhnlicher Beleuchtung erscheint es rot.

Das Mädchen ist gänzlich in ihre Lektüre vertieft, aber nur langsam gleiten ihre Augen über die Zeilen, zuweilen beugt sie den Körper vor, als müsse sie mit einem Anlauf über ein unverstandenes Wort hinwegsetzen, selten rauscht das Umschlagen des Blattes durch den Raum und unterbricht das eintönige Geräusch, das aus dem Hinterzimmer tönt. Ehemals wird dies das Herrenstübchen gewesen sein, an dem es in keiner alten Kölner Wirtschaft fehlte, jetzt scheint es fast, als habe ein Schreiner dort seine Werkstatt aufgeschlagen; denn man hört in regelmäßigen Zwischenräumen ein Geräusch wie das Schnurren einer Säge, die durch zolldickes Eichenholz fährt. — Ein befremdlicher Laut am stillen Sonntagnachmittag. —

Jetzt geht leise die Glocke an der Hausthür. Das lesende Mädchen bemerkt es nicht und schaut erst auf, als sich die Zimmerthür öffnet und einen großen Mann hereinläßt, in langem, schwarzem Leibrock, unter dem ein weißes Faltenhemd aber keine Weste sichtbar ist.

„Guten Tag," sagt er und rückt das schwarze, seidene Käppchen auf dem mächtigen, fast kahlen Schädel.

„Tag, Herr Overmann."

„Der Vater schläft wohl noch?" erkundigte sich der Ankömmling, tritt an die Theke und greift mit der den Stammgast verratenden Vertrautheit nach der großen Schnupftabakdose.

„Ihr hört es ja," lächelt das Mädchen und winkt nach dem Hinterzimmer, aus dem das Sägen lauter als zuvor ertönt.

„Na, dann bring mir ein Glas Bier."

Während das Mädchen sich erhob, um dem Wunsche nachzukommen, ergriff Overmann neugierig das Buch,

das sie auf dem Tische hatte liegen lassen und blätterte darin.

„Was ist das, Traudchen?“ fragte er, als das Mädchen mit dem schäumenden Glase in der Hand wieder hereintrat, und er buchstabierte mühsam den Titel: Sans vo-iles.

„O, das ist nur eine französische Geschichte,“ antwortete die junge Dame etwas verlegen.

„Und das kannst Du jetzt alles lesen?“ wunderte sich Overmann, indem er an dem Tisch neben der Theke Platz nahm. „Ich meine, wenn man alles gelesen hat, was in deutscher Sprache geschrieben ist, dann wäre das übrig genug. Zu meiner Zeit, da lernte man nur drei Sprachen: Deutsch, Kölsch und wie man hier zu Land spricht.“ Er lachte sich selbst Beifall und nickte bestätigend mit dem großen Kopfe. „Habt Ihr denn da im Pensionat in Belgien immer französisch gesprochen?“

„Freilich,“ bejahte Traudchen und erläuterte wichtig: „In einer anderen Sprache läßt sich überhaupt keine Konversation machen.“

„Also habt Ihr doch was Vernünftiges gelernt, und wenn es auch nur Konserven sind auf französisch.“ — Er lachte wieder, denn er wollte mit dem beabsichtigten Mißverständnis das Mädchen hänseln. „Das wirst Du hier immer gut brauchen können.“

Traudchen zuckte die Achseln. Er ist eben ein Bauer, dachte sie, der versteht natürlich so was nicht.

„Mein Reiner ist ja auch jetzt von der Schule zurückgekommen,“ fuhr der Alte nach einer Weile fort. „Er hat aber für das Haus und die Ackerwirtschaft garnichts gelernt.“

„Er war auf dem Technikum?“

„Drei Jahr war er da, und nun will er noch immer nicht in die Landwirtschaft. Sieh, das sind so Geschichten, nur kein Bauer werden. Das klingt so nach nichts. Und doch haben wir tüchtige Bauernfamilien hier in Köln, alte

Bauernfamilien, und ich kann Dir sagen, die brauchen all' nicht zu hungern. Aber die jungen Leute glauben immer, Ingenieur oder Baumeister das klänge besser. Da könnten sie sich ja meinetwegen Kappesbauunternehmer nennen, das ist auch ein sehr schöner Titel." Er lachte still vor sich hin.

Im Hinterzimmer wurde das eintönige Sägegeräusch unterbrochen, ein paar halbe Schnarrtöne noch, ein Knacken, wie wenn das Brett bricht, und dann ein Gähnen, das einem unartikulierten Hülferuf ähnlich klang.

„Da wird auch der Vater wach," meinte das Mädchen.

Man hörte Schritte herum tappen, die Thür ging auf und mit vernehmlichem „Paff, Paff", gleich einer Lokomotive, dampfte ein Mann ins Zimmer, mit einer halblangen Pfeife bewaffnet.

Er bot in seiner Erscheinung ein belustigendes Gegenstück zu Obermann. Er war klein, so daß er diesem bequem unter dem Arm hätte durchgehen können, aber an Dicke gab er ihm nichts nach, was um so ersichtlicher war, da er seinen Leib in eine anliegende, gestrickte Joppe von dunkler Lilafärbung gefüllt hatte. Seine Beine verrieten die Absicht, eine X form zu bilden. Sein Spitzkopf war weniger umfangreich, aber mit einer gleichen Mütze bedeckt wie der Obermanns. Wenn seine Nase aufgestülpt war, so hingen dafür seine fleischigen Wangen auf beiden Seiten etwas tiefer herab als das Kinn, wodurch sein Gesicht einen humoristischen Zug bekam.

Dieser Mann war Schellberg, der Besitzer des Hauses und der Vater Traudchens.

Er begrüßte den Gast mit Nicken. „Du bist ja heute früh."

„Jawohl," meinte dieser. „Mein Reiner ist hier neben bei Deinem Mieter, dem Baumeister Gerhardt. Er hat sich zu einer Stelle bei ihm gemeldet und macht ihm grade einen Besuch. Er will nun mal durchaus abhängig sein. Bei mir könnt' er's so gut haben."

„Daran läßt sich nichts machen," erwiderte Schellberg

mit Achselzucken. „Mein Aeltester, der Heinrich, ist ja auch bei Gerhardt. Sie können es auch da zu was bringen. Mit der Hofwirtschaft ist es ja hier in der Stadt doch bald vorbei.“

„Glaubst Du wirklich?“ fragte Overmann höhnisch. Dann fuhr er bedächtig fort: „Mein Reiner denkt auch wohl so, und deshalb mußte er absolut ins Baufach. Ich habe ihm gesagt, daß er in diesem Fall vor meinem Tod keinen Pfennig von mir bekomme. Ich will nicht sehen, wie das Geld, das die Voreltern zusammengebracht haben, und das ich mit vieler Arbeit vermehrte, in Spekulationen verpulvert und verpufft wird. Aber es hilft nichts, daß ich ihm das vorstelle; er hat einen zu harten Schädel.“

„Einen echten Bauernschädel, wie wir zwei auch, was?“ kicherte Schellberg.

„Mit all' den Neuerungen ist es nichts,“ sagte Overmann, ohne auf die Unterbrechung zu achten. „Das hat alles keinen Bestand. Ich glaube, daß unsere Kinder noch einmal froh wären, wenn sie den Feldbau ordentlich gelernt hätten.“

„Kann ja möglich sein,“ gab der Kleine zu. „Mein zweiter, der Peter, ist ja auch beim Pflug geblieben.“

„Er hat Recht gehabt,“ lobte Overmann. „Die großen Hoffnungen, die die Ingenieure und Maurer auf die Stadterweiterung setzen, sind doch noch sehr unsicher. Ich glaube nicht, daß wir es noch erleben, wie die alte Mauer fällt. Es wäre jedenfalls eine ganz verfehlte Geschichte, Köln ist so schon zu groß. Aber ewig muß es was Neues sein.“

„Meinetwegen können sie machen, was sie wollen,“ versetzte der Andere. „Ich werde schon aufpassen und ein Verdienst mitnehmen, wo es sich bietet.“

„Und ich sage: die Welt wird immer schlechter, und alles Neue ist nichts wert.“

„Du kannst Recht haben. Es ist so eine eigene Sache mit der neuen Zeit. Ich will Dir mal erzählen,

wie es mir gegangen hat. Hab' ich mir da vorige Woche einen Zahn ausziehen lassen. Ich mußte doch auch die neuen Einrichtungen mal kennen lernen; man ist ja immer noch nicht klug, so alt man auch sein mag. Na, was Neues mußt es also sein, und deshalb ging ich zu einem „Dentist". Der kam mit einer Zange, setzte an, — schwupp, war der Zahn raus. Ich wasche mir das Blut aus dem Mund und frage: Was ist meine Schuldigkeit? Sagt der Kerl: Drei Mark. Drei Mark. —"

„Na, da hast Du's ja," nickte der Große. „Das ist eben das Neue."

„Was wollte ich machen?" fuhr der Erzähler fort. „Ich mußte bezahlen. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich noch mal zu dem „Dentist" gehe. Früher ging ich zu meinem Barbier. Da kostete es nur fünf Groschen, und dafür wurde man noch dreimal durchs Zimmer gerissen, und der Zahn kam in lauter ganz kleinen Stücken heraus. Da hat man doch was für sein Geld, nicht wahr?"

Overmann merkte wohl den Spott, den der Andere mit ihm trieb; aber weit entfernt, ihn übel zu nehmen, stimmte er belustigt in das Gelächter des Kleinen ein und drohte dann:

„Wahr ist's doch. Du bist auch so einer, der immer das Neueste haben muß. Hast Du Dir nicht die dünnen Biergläser angeschafft, die kaput sind, wenn man sie mal fest auf den Tisch setzt. Womit sollen sich die Jungen denn Löcher in den Kopf schlagen, wenn mal ne Meinungsverschiedenheit ausbricht? — Und das Mädchen da giebst Du auch nach Belgien in die Pension."

Schellberg zog ein paar mächtige Züge aus seiner Pfeife und blies den Rauch verächtlich von sich, als wären es seine eigenen unangenehmen Empfindungen, die er sich so vom Halse schaffen könne.

„Ich hätt' es auch nicht gethan, aber ich hatt' es einmal der Mutter versprochen. Das Mädchen soll gebildet werden, sagte die immer. Anderthalb Jahr ist sie

fort gewesen; nun hat sie die Bildung hoffentlich gelernt. Meine Frau selig kann jetzt zufrieden sein. Ich hab' sie wieder kommen lassen, damit sie jetzt hier das Andere lernt: Kartoffeln ausmachen und Vieh füttern und Kühe melken."

Traudchen zog eine höhnische Grimasse.

„Das wird jetzt schwer werden," meinte bedenklich der Gast.

„Ach was. Sie ist ja groß und stark."

Dem ließ sich nicht widersprechen, doch schüttelte der große Mann den Kopf mehrere Male langsam hin und her.

Der Eintritt eines jungen Mannes unterbrach das Gespräch.

„Wie ist's, Reiner?" rief ihm Obermann entgegen.

„Alles fest. Ich habe die Stelle bei Baumeister Gerhardt bekommen," entgegnete der Eingetretene und begrüßte Schellberg. Dann sah er das Mädchen in der Theke einen Augenblick zweifelhaft an: „Das ist Traudchen, — wahrhaftig." Er reichte ihr die Hand hin. „Nun, wie geht's denn, Fräulein?"

„Merci bien, recht gut," erwiderte sie und verbarg das Buch, in dem sie bisher noch weiter gelesen, in der Tischschublade.

„Es war eigentlich unnötig, danach zu fragen," fuhr er fort. „Sie sehen prächtig aus. Ich habe nie gedacht, daß man so frisch aus einem Pensionat zurückkommen könne."

„Ich habe auch mein blaues Wunder daran erlebt," warf sein Vater ein. „Aber die Art macht's."

„Ja, die Art ist nicht schlecht, und die Kost schlägt gut an," paßte Schellberg und strich sich sein Bäuchlein.

Eine Frage des Vaters, nach dem Verlauf des Besuchs bei Gerhardt, hinderte Reiner, das Gespräch mit dem Mädchen fortzusetzen, wozu er offenbar die größte Lust gehabt hätte. Er mußte sich zu den Alten setzen und von dem Empfang erzählen, den er bei seinem Chef gefunden hatte.

Während dessen ging Traudchen hinaus, um den Zapfjungen herunterzurufen, der in kölnischen Wirtschaften statt des Kellners die Bedienung zu besorgen hat; denn die Stunde rückte nun allmälig heran, zu der sich die gewohnten Gäste des Hauses einzustellen pflegten.

Es waren zum großen Teil ältere Männer, die hier, an einem bestimmten Tisch sitzend, in einer bestimmten Zeit eine bestimmte Menge obergährigen Bieres zu genießen pflegten; Bauern und Handwerker aus der Nachbarschaft, zuweilen ein Bekannter oder Verwandter vom Lande, meist große Gestalten, deren Körper gewichtiger war als ihre Worte. In ihren Gesichtern schien stets ein nachdenksamer Zug mit einem lustigen Lachen zu streiten; denn lachen mochten alle gern. Ein hausbackener Witz, eine trockene Ironie kam bei ihren Gesprächen stets zum Vorschein, mochten sie sich nun um das Wetter, den lieben Nächsten, oder auch um die Stadt- und Weltregierung drehen.

Heute ließ der alte Overmann die Unterhaltung nicht von der geplanten Stadterweiterung abkommen. Stets fing er wieder davon an und malte sich und den Andern die Folgen dieses Unternehmens in den schwärzesten Farben aus.

„Besser als alles aufzumachen, wäre es, wenn man alle Thore zumauerte, wie das Friesenthor. Wir Kölner, wir kennen uns, wir werden miteinander fertig und mit den Andern auch, wenn wir sie uns aus dem Hause halten, aber wenn die Stadt erst frei ist, dann kann jeder herein kommen. Und mancher, der sich jetzt in den Schranken hält, wird anfangen, die umzustoßen, wie die alte Stadtmauer, wenn da draußen die Grundstückspekulation und der Bauschwindel losgeht. Die Umwallung soll bestehen bleiben, und die Kettenmänner sollen wieder darin arbeiten. Das ist besser, als wenn man sie auf die ehrlichen Leute losläßt. Es werden welche in der Neustadt frei herum laufen, die schlimmer sind, als die, die zwischen den Wällen

den Schnee geschaufelt haben." So prophezeite der Alte in wichtigem Ton.

Es erhob sich starker Widerspruch gegen seine Ansicht. Besonders die Handwerker hofften viel von der erhöhten Bauthätigkeit. Auch Schellberg war im Grunde für die Stadterweiterung.

„Wenn es nach Dir ginge," sagte er zu dem Unheilorakelnden, „dann bauten wir die alte Mauer am Römerturm und Laach wieder auf und zögen uns dahinter zusammen. Der Stadtrat wird schon reiflich überlegen, ob die Sache vorteilhaft für Köln ist oder nicht."

„Ahm," machte ein alter Herr in merkwürdig weitem Rock, der aussah, als sei er nicht für ihn gemacht — und er war es auch thatsächlich nicht; denn er stammte aus seinem Altkäufergeschäft. — „Ahm," er blinzelte den Andern listig zu. „Der Stadtrat ist doch nicht so, wie er sein sollte. Ich meine immer, es sind noch zu wenig Leute aus dem Volk drin. Wenn wir unsern Schellberg drin hätten." — Er nahm eine kleine Schnupftabakdose aus dem zu großen Rock und klopfte unternehmend mit dem Finger auf den Deckel, bevor er sie öffnete.

Der Wirt paffte einige mächtige Rauchwolken um sich her, die ihn so gut verhüllten, daß niemand die schmunzelnde Freude auf seinem Gesicht erkennen konnte. Er murmelte etwas von einem undankbaren Ehrenamt, gab aber zu, daß manches anders würde, wenn er Sitz und Stimme im Hansasaale hätte.

„Aber in diesem Punkte muß ich dem Stadtrat recht geben," sagte er, „es muß dafür gesorgt werden, daß Köln nicht von den anderen Städten des Rheinlandes überflügelt wird. Köln muß die Metropole bleiben, und das ist meine Ansicht."

„Jawohl," murmelte es im Kreise, „das ist die Hauptsache."

Der kleine Wirt räusperte sich und fuhr dann fort:

„Verkehrt ist es nur, die Ringstraße auf dem Boden der jetzigen Umwallung anlegen zu wollen. Man sollte sie etwas weiter hinausschieben."

„Bis zum Bischofsweg etwa," schlug der Althändler Pätz vor. „Da habt Ihr doch auch noch ein paar Morgen Land liegen?" — Er hatte seine Prise jetzt glücklich an ihrem Bestimmungsort untergebracht und stupfte nun heftig mit dem Daumen unter die Nase, als wollé er den Schnupftabak dort feststampfen, wobei er den Andern wieder vergnügt zublinzelte.

Schellberg ließ sich aber nicht weiter auf seine Bemerkung ein. „Es ist doch unbestreitbar augenblicklich eine Wohnungsnot in Köln vorhanden," behauptete er mit soviel Würde, als säße er schon am grünen Tisch.

„Davon weiß ich nichts," erwiderte Overmann, den nichts von der Notwendigkeit einer Aenderung des Bestehenden überzeugen konnte. „Mein Häuschen an Gereon steht schon seit einem Jahre leer."

„Das glaub' ich wohl," redete einer der Handwerker dazwischen. „Ihr laßt ja nichts daran machen. Schickt uns mal eine vier Wochen hinein. Die Fußböden sind faul, Fenster und Thüren schließen nicht mehr."

„Ihr könnt immer Arbeit brauchen, man kann es Euch nicht übel nehmen," meinte der Bauer.

„Ist das überhaupt ein Haus?" rief der Wirt verächtlich. „Der Giebel hängt so schief in die Straße, als wollte er sich auf der andern Seite anlehnen. Drei Kammern sind drin, wo man keine Spargel drin reinmachen kann, weil sie auf beiden Seiten an die Wände stoßen; wenn man sich zum Dachfenster hinauslegt, kann man sich im Rinnstein die Hände waschen. Das Haus ist grade gut genug, um es abzubrechen und ein neues dahin zu setzen. Ich thät es an Deiner Stelle; wenn der Durchbruch da gemacht wird nach der Neustadt hin, dann wird das eine feine Lage."

„Wie?" rief Overmann, entsetzt über die Zumutung,

daß er ein Haus abbrechen solle, das schon zwei Jahrhunderte stand und noch keine Reparaturen gekostet hatte. „Ich soll da so'n modernes Ding hinbauen, das einstürzt, eh' es fertig ist? Nein, so Gott will, steht das Häuschen noch, wenn die ganze Neustadt schon wieder Ruinen sind."

Während solche Sachen unter den Alten verhandelt wurden, stand Reiner bei Traudchen an der Theke und redete mit ihr gleichfalls von alten und jetzigen Tagen. Wie sein Vater schien auch er jenen sehr zugethan, nur kam die Bezeichnung alt ihnen nicht mit demselben Recht zu wie der Zeit, von der sein Vater sprach; denn zwischen Reiners alten Tagen und dem Heute lagen nur wenige Jahre.

Er hatte sich nach Traudchens Brüdern, seinen Schulkameraden, erkundigt, der eine, Heinrich, war, wie er wußte, gleich ihm bei Gerhardt angestellt, der Andere, Peter, ein etwas einfältiger Mensch, war in der Hofwirtschaft thätig.

„Es war doch eine schöne Zeit," meinte Reiner, „als wir zusammen auf dem Glacis spielten. Sie waren ja auch mitunter dabei."

„Es war manchmal nicht ganz convenable," erwiderte das Mädchen, „in der Pension habe ich mir doch manches wieder abgewöhnen müssen, was ich von Euch gelernt hatte."

„Das glaub' ich wohl. Eine Banditenbraut paßt nicht gleich in die Erziehungsanstalt für Töchter besserer Stände. Aber, ob wir die Hauptschuld daran trugen? — Sie waren immer eine der Wildesten."

„Ich habe mich aber sehr geändert," meinte Traudchen und gab sich einen sehr vornehmen Anstrich.

„Das thut mir leid," erwiderte Reiner offen. „Ihr Wesen gefiel mir schon damals sehr."

„Aber ich bitte Sie," sagte der Pensionatflüchtling geziert, „man war ja die reinste Barbarin."

„Na, wir waren Kinder, nichs weiter. Und wir haben

viele Freude gehabt. Wenn wir Räuber und Schanditz spielten; — ich mochte nie Rinaldo sein, wenn Sie nicht meine Rosa sein wollten. Wissen Sie nicht mehr, wie Sie einmal gefangen genommen wurden und aufgehängt werden sollten."

„Und ob ich das noch weiß," rief sie mit weit mehr Natürlichkeit, als sie bisher hatte blicken lassen. „Pätzens Tonius war der Anstifter. Er fing mich, und legte mir die Schlinge um den Hals und zog sie so fest zu, daß mir die Augen vor den Kopf traten. Ich hatte ihn immer ordentlich geknufft."

„Aber schändlich war es doch von ihm," ereiferte sich Reiner. „Er hätte Sie unglücklich machen können."

„Sie haben ihn auch nicht schlecht auf die Nase geschlagen. Das Blut lief nur so. Horrible! Er hat sich nie wieder an mir vergriffen."

„Mir hat er's jedenfalls lange genug nachgetragen," sagte Reiner.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Er wandte sich um und sah Joseph Pätz vor sich, den Bruder dessen, von dem soeben die Rede war.

Man begrüßte sich herzlich.

Joseph war immer ein ruhiger Patron gewesen, den Reiner wohl leiden mochte. Hatte er doch früher bei dem kränklichen verschüchterten Knaben eine Beschützerrolle gespielt, die ihm sehr zugesagt. Und als er jetzt das bescheidene Lächeln in dem wohlbekannten Gesicht wieder gewahrte, hatte er ein Gefühl, als müsse er sich des armen Jungen wieder wie früher annehmen. Zwar war das Aussehen Josephs ein gesunderes, seine Haltung verriet, wenigstens auf Augenblicke, etwas wie Selbstgefühl, aber im allgemeinen lag doch noch in seinen Mienen eine stumme Bitte um Verzeihung dafür, daß er sich die Freiheit nehme zu existieren.

Reiner setzte sich mit ihm an einen besonderen Tisch, und, anschließend an die wiedererwachten Schulerinnerungen,

erzählten sie sich von ihrem und der andern Schulkameraden Lebenslauf.

Reiner war voll guten Mutes. Er hatte erreicht, daß er sich gegen den eigentlichen Wunsch seines Vaters dem Baufach widmen durfte, zu dem er Beruf in sich fühlte. Er hatte die Bauschule mit gutem Erfolg besucht, und in seiner neuen Stellung hoffte er weiter vorwärts zu kommen.

Anders schien es mit Joseph Pätz zu sein. Das freudige Lächeln, das auf seinem Gesicht sich gezeigt hatte, so lange Reiner von seinen Hoffnungen berichtete, schwand gänzlich, als dieser ihn nach seinen eigenen Aussichten fragte. Es war nur reflektierte Heiterkeit gewesen, die von Reiners Wesen auf das seinige gefallen war, jetzt zeigte sich, daß er selbst nur auf der Schattenseite des Glückes wohne.

Zögernd gestand er ein, daß er im Geschäfte seines Vaters, des Lumpensammlers, thätig sei.

„Aber," sagte Reiner, prüfend nach dem Manne im weiten Rock hinüberblickend, „das Geschäft muß doch ganz gut gehen. Ich habe wenigstens so etwas gehört, als hättest Du angefangen, die Sache jetzt mehr in großem Stil zu betreiben."

Joseph nickte. „Das ist richtig. Es geht wohl. Aber wenn ich handeln könnte, wie ich wollte, so würde es noch weit besser gehen."

So begnügte er sich, mit halben Andeutungen Reiners Teilnahme zu befriedigen, und wurde erst gesprächig, als dieser nach dem Ergehen seines Bruders Tonius fragte.

Da war es, wie wenn einen Baum der Wind faßt. Alle Zweige weichen scheu zurück und schwanken beunruhigt durcheinander, und die Blätter erheben ein unmutiges Rauschen gegen die verdrießliche Störung.

„Er hat es gut gehabt," rief der sonst so Ruhige eifrig aus. „Er ist nach Aachen auf die Hochschule gekommen, kurz nachdem Du fort warst. Das kostete zwar viel Geld, aber für den Tonius war nichts zu viel. Weder Vater noch

Mutter klagten, wenn er mit dem reichlichen Monatsgelde nicht auskam. Sie sparten's sich am Munde ab. Das ging so bis zum vorigen Herbst. Da kam er eines schönen Tags herüber und hatte eine lange Verhandlung mit meinem Vater. Was es eigentlich war, weiß ich nicht; sicher ist aber, daß ihm der Alte eine für unsere Verhältnisse bedeutende Geldsumme gegeben hat. Von da ab war er verschwunden. Wir haben nichts wieder von ihm gehört. — Aber ich gelte nichts zu Hause. Ich fühle es wohl. Die Eltern glauben, es sei ihm ein Unglück zugestoßen, und jeder ihrer Blicke sagt mir seit der Zeit: Weshalb ihm, weshalb nicht Dir?"

Es sprach eine tiefe Verbitterung aus Josephs Worten. Reiner erschrak davor. Auch er hatte einen schweren Kampf gegen seinen Vater ausgefochten, als er sich gegen dessen Willen auflehnte und nicht Landmann werden wollte. Es hatte heftige Scenen zwischen ihnen gegeben, die heftigste, als der Bauer endlich dem Vorsatz seines Sohnes und den Bitten seiner Frau nachgab und erklärte, daß Reiner die Schule besuchen könne, daß er aber auf keinen Pfennig mehr von ihm zu rechnen habe, wenn er mit dem Studium fertig sei. Harte Worte hatte er damals von dem Alten hören müssen, aber es war ihm doch nicht der geringste Zweifel aufgetaucht an der Liebe des Vaters zu ihm. Und so konnte er auch nicht glauben, daß Josephs Eltern nur den einen Sohn lieben, den andern aber, der ihnen gar keinen Grund zur Unzufriedenheit gab, mit Gleichgültigkeit behandeln sollten.

Zweifelnd fragte er deshalb: „Was haben sie Dir denn gesagt, daß Du Dich zu einer solchen Meinung berechtigt glaubst?"

„Gesagt?" rief der Andere aus, seiner Aufregung nun wieder mehr Herr. „Wenn es offen ausgesprochen wäre, dann wäre es vorbei zwischen mir und ihnen. Ich würde mich selbständig machen und der Vater weiß, was ich für das Geschäft bedeute." Er schwieg einen Augenblick, dann

fügte er in dem alten furchtsamen Tone hinzu: „Ich habe Dir eben eine mich quälende fixe Idee verraten. Der Bruder ist verschwunden; ich stand nie besonders gut mit ihm, und nun ärgert mich dies Trauern um einen Menschen, der ihnen nie etwas Nennenswertes geleistet hat. Ich bilde mir zuweilen ein, daß sie mir etwas mehr Freundlichkeit erzeigen könnten. Ich bin ein unzufriedener Mensch."

Und da er dann von anderm zu sprechen begann, mochte auch Reiner den wunden Punkt nicht wieder berühren.

Die Zeit verging den Jugendkameraden schnell unter dem Geplauder. Schon hatten die meisten Stammgäste den Tisch an der Theke verlassen, da die Stunde des Abendessens sie heimrief, als die beiden Söhne des Wirtes das Lokal betraten.

Der eine, Heinrich, war eine untersetzte Figur wie sein Vater, auch ein wenig mit dessen Gesichtszügen, nur daß die Pfiffigkeit, die aus den Augen des Alten lachte, bei dem Sohne einem lauernden Ausdruck gewichen war; der Jüngere, Peter mit Namen, war dagegen ein ungeschlachter Mensch mit linkischen Bewegungen und einem Gesicht, in dem Dummheit und Roheit einander den Vorrang streitig machten. Beide schienen etwas zu stark den anregenden Getränken zugesprochen zu haben und fielen mit so lauter Stimme in das Gespräch ihrer Schulgefährten ein, daß von Vertraulichkeiten weiter nicht die Rede sein konnte.

„Du bist noch hier, Joseph?" meinte Heinrich Schellberg. „Du hast sicher heute Deine Knochen an die Leimfabrik verkauft."

Für diesen feinen Witz belohnte ihn das wiehernde Gelächter seines stumpfsinnigen Bruders, das aber geradezu in ein Gebrüll ausartete, als sich Heinrich, dadurch angeregt, zu einer weiteren, noch drolligeren Anspielung auf Josephs Geschäft verstieg: „Oder bist Du gar Hoflieferant geworden und sollst zum Galaball in der Bockhalle sieben

Dienstmädchen-Kostüme liefern, fast neu und so gut wie noch nicht gebraucht?"

„Jedes Geschäft ist gut, wenn es ehrlich ist," erwiderte der Verhöhnte ruhig. Er war gewohnt, daß man seine Beschäftigung verachtete.

Reiner fand die Stichelei der beiden Brüder öde; um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, sagte er zu Heinrich: „Weißt Du auch, daß wir jetzt Kollegen sind?"

„Ja, das weiß ich," entgegnete dieser trocken. „Du hast gelesen, wie man baut, und ich hab's gemacht."

„Ich meine, nähere Kollegen," erläuterte Reiner. „Ich bin seit heute Nachmittag auch bei Gerhardt angestellt."

Heinrich machte nicht eben ein erfreutes Gesicht.

„Was? Du hast ja noch gar keine Praxis. Was fällt dem Alten denn ein? Er ist doch sonst immer gegen die Theoretiker."

„Aber, er hat doch selbst seinen Baumeister gemacht."

„Was will das heißen?" bramarbasierte der Wirtssohn. „Ich war auch bei der Bahn. Wenn ich dageblieben wäre, würde wohl nicht mehr viel am Bureauchef fehlen. Aber dieser Beamtenkram paßt uns nicht. Es geht nichts über die freie Thätigkeit in der Praxis."

„Was soll denn das nun heißen?" fragte Reiner aufgebracht. „Bist Du denn jetzt etwas mehr als ein Beamter Gerhardts?"

„So? Na, Du kannst meinetwegen sein Beamter sein, ich bin Ingenieur und damit Basta!" er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Reiner lächelte. Es mochte etwas Spöttisches in diesem Lächeln liegen, denn der Andere fuhr geärgert fort:

„Wenn die jungen Leute von der Schule kommen, hat man ihnen da allerlei große Rosinen in den Kopf gesetzt, was sie nun vorstellten gegenüber den Leuten, die in der Praxis groß geworden sind. Und wie sieht es in Wahrheit mit ihnen aus? Wenn sie zwischen einem harten

und einem bleichen Ziegel unterſcheiden ſollen, berechnen ſie erſt das ſpecifiſche Gewicht und ſtellen Belaſtungsproben an.“

„Das werde ich wohl nicht nötig haben,“ widerſprach Reiner. „Ich habe auch praktiſch gearbeitet. Ich war jeden Sommer ein Paar Monat auf dem Bau.“

„Was? Du haſt gemauert? Das nennſt Du praktiſch arbeiten? “

„Allerdings, das gehört meiner Anſicht nach auch dazu.“

Heinrich brach in ein ungeſtümes Lachen aus.

„Nun ja, dann wirſt Du wohl auch als Mauerpolier engagiert ſein. Haſt Du auch ſchon eine engliſchlederne Hoſe und 'ne kurze Pfeife?“

Dieſe komiſche Frage erregte wieder Peters ſtürmiſchen Beifall.

„Es wird ſich ja zeigen, als was ich angenommen bin,“ meinte Reiner kurz. „Guten Abend Herr Ingenieur.“

Er erhob ſich und ging. Joſeph Pätz brach gleichzeitig auf. —

„Es wird Dir ſchwer werden, mit Heinrich auszukommen. Er iſt fürchterlich von ſich eingenommen,“ ſagte Joſeph auf der Straße.

„Es ſcheint ſo,“ entgegnete Reiner. „Ein Glück, daß er nicht mein Vorgeſetzter iſt.“

II.

Wenn wir einen Schritt thun, der entscheidend zu sein scheint für den späteren Gang unseres Lebens, so entwickeln wir häufig in einem Augenblick, wo wir anscheinend unsere Gedanken fest auf unser Vorhaben richten, einen merkwürdig scharfen Blick für Kleinigkeiten in unserer Umgebung; für Dinge, die uns im gewöhnlichen Leben ganz entgangen wären oder doch bald wieder entfallen würden.

Wer erinnerte sich nicht von seinem ersten Schulbesuch her irgend eines besondern Umstandes, einer Zahl auf der schwarzen Tafel, einer Darstellung auf der Wandkarte oder sonst einer an sich ganz gleichgültigen Kleinigkeit?

So erging es auch Reiner, als er am nächsten Morgen durch den Thorweg neben Schellbergs Wohnung schritt und Gerhardts Haus zum ersten Mal vom Hofe her betrat, daß sich ihm alle Dinge gleichsam als etwas Bemerkenswertes aufdrängten. Von der einen gesprungenen Flurbelagplatte an bis zu dem Umstande, daß an dem Schilde der Thüre rechts, auf dem das Wort ‚Bureau' zu lesen stand, unten ein Nagel fehlte, prägte sich alles seinem Gedächtnis unauslöschlich ein.

Dieser Thüre gegenüber befand sich eine zweite, hinter der das Arbeitzimmer des Baumeisters lag, während eine Treppe im Hintergrund des Vorplatzes zu dessen Privatwohnung führte.

Es war noch früh, als Reiner die Thüre zur Stätte seiner künftigen Wirksamkeit öffnete.

Zwei helle Räume, durch eine offene Flügelthür mit

einander verbunden, bildeten das Bureau, in dem jetzt nur ein älterer Mann und eine Magd anwesend waren.

Jener schien eben erst gekommen; denn er stand müßig im Zimmer und schaute der Magd zu, die mit Aufputzen beschäftigt war. Als er aber die Thüre gehen hörte, wandte er sich zu dem Ankömmling und erkundigte sich nach seinen Wünschen.

„Ich möchte den Herrn Baumeister erwarten."

„Wie?" fragte der Schreiber wieder.

Reiner wiederholte seine Worte.

„So, so," sagte der Alte und sah das Mädchen fragend an.

„Er will auf den Herrn Baumeister warten," schrie dieses ihm in die Ohren. „Er war schon gestern Nachmittag bei ihm."

„So, so," machte der Alte noch einmal, dann ging er zu seinem Pult und machte sich dort mit den Papieren zu schaffen.

Eine junge Dame trat ins Bureau. Ein einfaches Morgenkleid umhüllte ihre schlanke Gestalt. Sie rief dem alten Manne ein freundliches „Guten Morgen, Herr Groß", zu, erwiderte Reiners Gruß mit einem flüchtigen Neigen des Kopfes und sah sich aufmerksam in dem Zimmer um.

Die Magd wischte noch hier und da an den Tischen herum, als aber die Dame, ohne weiter ein Wort gesprochen zu haben, sich wieder entfernte, ging sie auch, indem sie zu dem Schreiber in halblautem Ton sagte: „Die gehört auch eigentlich in 'n Aufsichtsrat."

„Wie?" fragte der Alte. Aber die Dirne war schon hinaus.

„Sie wollen sich wohl um die Stelle bewerben, als Techniker?" wandte sich der Schreiber jetzt an den wartenden Reiner.

„Ich habe sie bereits erhalten, die Stelle," sagte dieser mit lauter Stimme, da er merkte, daß der Alte schwerhörig sei.

„Sie brauchen nicht so zu schreien," meinte Groß. „Ich höre ganz gut. Also Sie haben sie. Nun, es soll mich freuen. Aber wissen Sie, im Vertrauen gesagt: es sollte mich wundern. Der Herr Baumeister stellt so leicht keinen fest an, ehe er ihn kennt."

„Er wird mich schon kennen lernen," versetzte Reiner lächelnd.

„Versteht sich, versteht sich. Und Sie ihn auch."

Das Männchen sah um sich, als wolle es sich überzeugen, daß es mit Reiner allein sei. Dann fuhr es fort:

„Wissen Sie, es ist noch keiner da von den Andern, da will ich Ihnen einige Ratschläge, einige Winke geben. Es wird nichts helfen, ich thu's immer; aber die jungen Herrn lachen einen alten Mann nur aus. Und doch kenn' ich den Herrn Baumeister schon lange Jahre. Zwanzig Jahre und darüber bin ich bei ihm. So weit bringt's keiner von denen."

Er machte eine Pause.

„Wenn Sie mir wirklich gutgemeinten Rat erteilen wollen," sagte Reiner in ziemlich gleichgültigem Tone, „so werde ich ihn gern annehmen; ist es aber nur gewöhnliches Geschwätz über die Eigenheiten unseres Chefs, so verschonen Sie mich damit. Das ist bei mir nicht angebracht."

Der Schreiber schwang sich auf seinen Bock, zog die Füße auf die oberste Leiste und so niedergekauert sah er Reiner scharf an. Nach einer Weile nickte er befriedigt mit dem Kopfe. „Sie sind gewaltig stolz."

Reiner hatte seinen prüfenden Blick ruhig ertragen. Es dünkte ihn, als habe er sich in dem alten Männchen getäuscht, indem er ihn für einen Wichtigthuer gehalten; und da er gewohnt war, seiner Meinung offen Ausdruck zu verleihen, so zögerte er nicht, seine halbe Abweisung der versprochenen Winke zurückzunehmen, ja er bat den Alten, damit herauszukommen.

„Ich will Ihnen sagen, Sie haben überhaupt mehr Aussichten als die Andern," meinte der Schreiber jetzt etwas unsicher. „Sie sind gradezu, das mag der Herr Baumeister gern." Das folgende begann er dann zu sprechen, als sagte er eine auswendiggelernte Rede her. „Vor allem bleiben Sie gleichmäßig in der Arbeit. Seien Sie, wenn der Herr Baumeister hier ist, nicht gar zu eifrig. Ob Sie etwas thun, wenn er nicht hier ist, das weiß er doch zu beurteilen, man macht ihm so leicht nichts vor. Lassen Sie sich mit Ihren Kollegen nicht zu sehr ein. Sie sind dem Herrn gegenüber alle gleichgestellt, und er sieht es nicht gern, wenn einer mehr sein möchte wie der Andere. Es soll nur jeder seinen Platz ausfüllen, und keiner mehr vom Ganzen übersehen, als der Herr Baumeister wünscht; er ist darin eigen. Wenn Sie sich bei den Andern lieb Kind machen und es dadurch zu was bringen wollen, so sind Sie schief gewickelt."

Hier unterbrach sich der Alte und richtete die Augen wieder auf den, zu dem er sprach.

„Es ist das so gefährlich nicht bei Ihnen," fuhr er dann fort. „Ihre Kollegen, es sind drei, sind nicht dazu angethan, vertrauliche Beziehungen mit Ihnen anzuknüpfen. Sie sind einer auf den andern neidisch. Es giebt stets Reibereien und Verdrießlichkeiten unter ihnen. Seien Sie dagegen nicht zu empfindlich, übersehen Sie es, wenn Ihnen mal ein Schabernack gespielt wird. Ich mache es auch so. Es sind ja meist gleichgültige Sachen."

Er schwieg wieder.

„Ich danke Ihnen für die gutgemeinten Ratschläge, Herr Groß," sagte Reiner und hielt dem Schreiber die Hand hin, die dieser begierig ergriff und schüttelte, während jener weiter sprach:

„Es sind das indes alles Sachen, die sich von selbst verstehen. Ich bin hergekommen, in der Absicht, meine Pflicht zu erfüllen, nach jeder Richtung hin. Mit meinen Kollegen werde ich mich gut stellen, soweit es das Interesse

meiner Arbeit erfordert. Empfindlich bin ich nicht. Ich glaube, daß Herr Gerhardt mit mir zufrieden sein wird."

„Ich hoffe es auch," sagte Groß, endlich Reiners Hand fahren lassend. „Und weil so wie Sie noch keiner meine Ratschläge angehört hat, so will ich Ihnen noch zweierlei sagen, was von Wert für Sie sein kann: Haben Sie einmal in einer wichtigen Sache Recht gegen den Herrn oder die Andern, dann lassen Sie sich auch kein Tüpfelchen abstreiten, mag's auch ein Donnerwetter absetzen; haben Sie Recht, so kommt er auch dahinter, auf die Dauer gewiß. Halten Sie sich dessen versichert."

„Ich wills mir merken," nickte Reiner. „Es wird mir nicht grade schwer fallen; denn ich lasse ohnehin nicht gern ein Unrecht auf mir sitzen."

„Und zuletzt das Wichtigste," schloß der Kleine zögernd. „Kümmern Sie sich weder in Gedanken noch in Worten um die Familie des Chefs. Die darf für Sie garnicht existieren. Wenn die Andern darüber spotten, hören Sie es nicht, wenn Sie der Frau Baumeister begegnen, sehen Sie sie nicht. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse."

Diesmal sah Reiner den Sprecher lange prüfend an, wie dieser ihn vorher betrachtet hatte. Endlich sagte er: „Es ist schwer, so wie ich die Stellung zu meinem Arbeitherrn auffasse, sich garnicht um seine Familie zu kümmern. Ich möchte nicht nur der Lohnarbeiter sein, der seine Schuldigkeit thut, bezahlt wird und geht. Ich will auch nicht nur an dem Geschäft Interesse nehmen. Der Mann, für den ich arbeite, muß mir wert sein; wenn ich Herrn Gerhardt nur als den Leiter dieses Geschäfts betrachten soll, wenn sein Ergehen, seine sonstigen Verhältnisse mir gleichgültig bleiben, so werde ich nie etwas Ordentliches in seinen Diensten leisten."

Der Alte nickte bedächtig. „Sie meinen es gut," sagte er. „Aber ich bitte Sie, erinnern Sie sich meiner Worte. Es ist in Gerhardts Familie nicht alles, wie es sein sollte. Es ist" — er verstummte.

„Sehen Sie," lächelte er nach einer Weile, „ich selbst kümmere mich da schon um Sachen, die mich nichts angehen sollen, folgen Sie meiner Warnung. Und wenn Sie einmal Rat wünschen in irgend einem Punkte, so wenden Sie sich an mich. Ich bin zwar nur der Schreiber, Sie stellen hier mehr vor als ich, aber denken Sie immer, ich bin schon so lange hier und kenne die Verhältnisse besser. Der alte Groß gilt hier als taub, — ja, ja, es ist nicht ohne, aber was der Alte hören will, das hört er doch, und sehen thut er manchmal schärfer als die Andern. Wenn Sie so resolut handeln, wie Sie sprechen, so soll es mich freuen, daß Sie hergekommen sind."

Er nickte dem jungen Mann noch einmal zu, drehte sich dann gegen das Pult um und begann eifrig zu schreiben.

Reiner hätte noch gerne gefragt, wer die junge Dame gewesen sei, die vorhin das Zimmer betreten hatte, aber die Mahnung des Alten hielt ihn davon ab. Er trat ans Fenster und schaute auf den Hof hinaus.

Eine keifende Stimme wurde dort hörbar.

Man vernahm Worte wie „Faulenzerin, närrisches Frauenzimmer. Ich werde Dir schon die Romane aus dem Kopf treiben." Dann erschien in der Thür einer Stallung Schellberg, der seine Tochter am Arme mit sich zerrte und sie heftig hin- und herschüttelte.

„Und Du gehst auf den Markt. Ich will's!" schrie er dabei das weinende Mädchen an. „Du kommst nicht eher nach Hause, bis Du die Körbe leer hast, verstanden?" Er fügte des bessern Eindrucks wegen noch einige Andeutungen hinzu, wie es ihr andern Falls ergehen würde. Man hörte etwas von Fußtritten und von Knochen kaput schlagen, bis das Paar im Flur des Wirtshauses verschwand.

Reiner stieg das Blut heiß in die Wangen. Er beugte sich über den Zeichentisch und starrte verständnislos auf das Detail eines Simses, während seine Hand nervös mit einem Bleistift spielte. Er lebte in Gedanken die

ganze bitterböse Stunde mit durch, die über Traudchen hereingebrochen war. Im Grunde bedauerte er sie, daß sie nun wieder Magdarbeit verrichten sollte, aber grabezu empört war er über die Art und Weise, wie ihr Vater sie dazu zwang.

Er schaute kaum auf, als zwei junge Leute eintraten und nach dem hintern Raume durchgingen.

Zuletzt fand sich Heinrich Schellberg ein. Dieser blieb gleich an der Thüre stehen und sagte laut: „Ah, Reiner, Du korrigierst wohl meine Zeichnung? Ich danke Dir für die gute Meinung, aber ich glaube kaum, daß Du meine Absichten ganz kennst. Hier muß jeder für sich arbeiten. Wenn der Alte das sieht, dann setzt's was. Es ist also jedenfalls besser, Du bleibst von meinem Brett. Wenn Du was thun willst, so räume da den Schrank auf, es liegt alles durcheinander wie Kraut und Rüben."

Reiner trat von dem Tische zurück.

„Entschuldige, ich habe nicht viel von Deiner Arbeit gesehen. Was aber meine Arbeit betrifft, so warte ich damit doch lieber, bis der Herr Baumeister selbst sie mir anweist."

„Wie Du willst," sagte Heinrich, vertauschte seinen Rock mit der alten Arbeitsjoppe und ging ins Nebenzimmer, wo er sich mit den Kollegen darüber unterhielt, wie man den Sonntag verbracht habe.

Er war noch nicht lange an sein Zeichenbrett zurückgegangen, als Gerhardt eintrat.

Der Baumeister war ein großer, etwas hagerer Mann. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen, aber seine leicht gebeugte Haltung und das schon von tiefen Furchen durchzogene Gesicht ließen ihn einem oberflächlichen Beobachter etwas älter erscheinen. Auch das Haar, das schon ins Graue hinüberspielte, verstärkte diesen Eindruck. Doch der lebhafte Glanz der Augen unter der hohen, gewölbten Stirn verriet einen unternehmenden Geist.

Er begrüßte die Herren mit einem „Guten Morgen",

trat dann auf Reiner zu und begann: „Nun wollen wir sehen, was es für Sie giebt.“

Nachdem er von dem Schreiber einige Auskünfte gefordert, entnahm er einem Schranke mehrere Papiere und wies dann Reiner seine Arbeit und seinen Platz an, im vorderen Zimmer, grade Heinrich gegenüber.

„Ich erwarte von Ihnen, daß Sie Ihre Pflicht thun und zeigen, was man auf einer Baugewerkschule lernen kann.“ Er sagte diese Worte in lauterem Tone, als er ihm sonst eigen war.

„Wenn Sie noch eine Auskunft brauchen, wenden Sie sich an Herrn Schellberg. Er hat auch über dieser Geschichte schon gesessen. Heute Nachmittag komme ich auch selbst wieder, bis dahin werden Sie wissen, ob noch etwas zu Ihrer Instruktion fehlt.“

Er trat an das Brett Heinrichs, und Reiner vertiefte sich in die ihm vorliegenden Skizzen und Berechnungen.

Es dauerte einige Zeit, bis Reiner eingearbeitet war.

Ein glücklicher Zufall wollte indes, daß grade die erste Aufgabe, vor die er gestellt wurde, etwas ungewöhnlicher Art war, so daß sich Heinrich Schellberg vergebens um ihre Lösung bemüht hatte, während Reiner, dem solche Arbeiten von der Schule her geläufig waren, ohne besondere Schwierigkeiten ein brauchbares Resultat erzielte. Baumeister Gerhardt erkannte seine Geschicklichkeit an und das war Reiner ein Sporn zu weiteren Anstrengungen. Gegenüber seinen Kollegen war dieser Erfolg allerdings nicht die Grundlage zu einem guten Verhältnis geworden, wie es unter tüchtigen Männern der Fall gewesen sein würde. Heinrich schien mit seiner Abgeneigtheit die Andern angesteckt zu haben. Zögernd wurden dem Neuling, als welchen man Reiner betrachtete, die Auskünfte erteilt, zu denen man verpflichtet war. Keiner reichte ihm freundlich ein Blatt, eine Berechnung, deren er bei seiner Arbeit bedurfte.

Auch noch in anderer Weise offenbarte sich der kleinliche Haß der Kollegen. An keinem Brett fehlten so häufig

die Reißſtifte wie an dem ſeinen. Nie war Winkel und Reißſchiene ſo oft verlegt, nie die Logarithmentafel ſo ſchwer zu finden, als wenn er ſie brauchte. Oft wollte er aufbrauſen, aber er gedachte der Warnung des alten Schreibers und ſchwieg. Er hatte ſich vorgenommen, nichts von dem Allen zu bemerken, und was er wollte, das ſetzte er auch durch.

Einer anderen Mahnung Groß's, der ſich übrigens um ihn ſo wenig kümmerte wie um ſeine Kollegen, brauchte Reiner weniger zu gedenken. Mit der Familie ſeines Chefs kam er nie in Berührung. Er blieb auf dem Bureau bei ſeiner Arbeit; waren die Stunden um, ſo ging er durch den Thorweg hinaus, ohne daß ihm Jemand begegnet wäre.

Zuweilen ſprach er bei Schellberg vor, um mit Traudchen zu plaudern, deren Ergehen ihn intereſſierte, aber er ſah ſie ſelten. Meiſt nur von ſeinem Platze am Zeichentiſche aus, wenn ſie auf dem Hof hantierte, wenig verſchieden von einer Stallmagd, die nie etwas anderes gethan hat, als Kühe gemolken und die Milcheimer gereinigt. Kam er einmal mit ihr zuſammen, ſo mochte er nicht fragen, ob ſie ſich in die veränderte Lebensweiſe finden könne, und ſie hielt ſich tapfer und ließ ſich nicht merken, wie es ihr zu Sinne ſei.

In den erſten Wochen erſchien an jedem Montagmorgen die junge Dame im Bureau, die er ſchon am erſten Tage dort geſehen. Er ſcheute ſich noch immer, den alten Groß zu fragen, wer ſie ſei, und an ſeine Kollegen mochte er ſich mit einer ſolchen Frage vollends garnicht wenden. Er hielt ſie für die Gemahlin ſeines Prinzipals, obgleich ſie ihm ſehr jung erſchien dem ſchon ergrauenden Baumeiſter gegenüber. Nach kurzem traf er aber auch ſie nicht mehr, die Reinigung der Räume mußte auf eine frühere Zeit verlegt worden ſein. Nach den Familienverhältniſſen ſeines Chefs ſich zu erkundigen, hielt Reiner für unpaſſend.

Im Geſchäft lernte er außer den Kollegen nur wenige Perſonen kennen, da die meiſten Beſucher nur in das be-

sondere Bureau Gerhardts eintraten; einige Maurer und Fuhrleute ausgenommen, die wegen der Ziegelsteinlieferungen in das große Bureau mußten, und meist nur einige Worte mit Groß zu verhandeln hatten. Regelmäßig erschienen dort nur die Bauaufseher und der Meister der Ziegelei, Kierkejaard mit Namen. Ein plumper Gesell mit einem aufgedunsenem Trinkergesicht. Er behandelte alle Angestellten sehr familiär. Hielt meist große Reden über den Stand der Bauthätigkeit und über die Undankbarkeit der Fuhrunternehmer, die sich immer billig anböten, wenn wenig zu fahren sei, und sowie man sie nötig habe, einen im Stich ließen. Seine Vertraulichkeit wurde von allen gern gesehen; der Grund hierfür blieb Reiner unbekannt. Ihm war der Zudringliche mit seinen kleinen roten Augen und seinem Fuselduust widerlich, und er gab sich auch gar keine große Mühe, das zu verbergen. Er schuf sich in diesem Menschen einen neuen Gegner, der ihm zwar fürs erste nicht schaden konnte, da sie durchaus nichts miteinander zu thun hatten.

So rollte das Tagewerk das jungen Mannes gleichmäßig ab ohne eine nennenswerte Unterbrechung, wie der Sand im Stundenglase.

— — Eines Abends als Reiner, um eine eilige Arbeit zu vollenden, etwas über die Geschäftsstunde geblieben war und durch den Thorweg hinaus wollte, versperrte ihm eine Droschke den Ausgang. — Die Wohlthat eines Bürgersteiges war der Straße noch nicht geworden. —

Der Schlag des Wagens öffnete sich, und eine große, dicke Person kletterte heraus. Es hatte geregnet, das schmale Trittbrett des Mietwagens war glatt geworden. Der Fuß der starken Person glitt aus, und sie selbst purzelte, so lang sie war, Reiner vor die Füße.

Dieser bückte sich galant nieder, sie aufzuheben, aber sei es, daß der Sturz die Dame betäubt hatte, oder daß es ihr auf den feuchten Steinen so gut gefiel, kurz, sie zeigte keine Lust, seine Bemühungen ihrerseits zu unter-

stützen. Doch brachte die Kraft seines Armes sie endlich in die Höhe. Dabei passierte ihm das Unglück, daß er auf den Schirm trat, den die Gefallene noch krampfhaft in der Hand hielt; der Stock desselben, auf solche Biegung nicht berechnet, brach mitten durch.

Reiner hatte sich wirklich anstrengen müssen, die nicht eben elfenhafte Person aufzurichten, so war ihm das Zerbrechen des Schirmes entgangen, die Dame hingegen hatte es unglücklicher Weise bemerkt, und kaum stand sie auf den Füßen, als sie den Schirmstock aus seiner Hülle zog, wie man einen Degen aus der Scheide zieht, und sich vor Reiner aufpflanzte, genau in der Stellung, die man Blücher gewöhnlich über der eroberten Kanone einnehmen sieht.

„Sie ungeschickter Flegel," kreischte dabei die fette Stimme der Wehrhaften.

Reiner sah kaum den erhobenen Arm, als er ihn auch schon erfaßt hatte, mit festem Griff den Stock der geballten Faust entriß und ihn hinter sich in den Hof schleuderte.

„Wer sind Sie, mein Herr?" kam es fauchend von den Lippen der Entwaffneten.

„Mein Name ist Overmann. Ich bin Angestellter des Baumeisters Gerhardt. Wenn Sie wegen des Schirmes Schadenersatz beanspruchen, können Sie mir hier oder zu Hause, bei Michel Overmann, Bescheid sagen lassen. Guten Abend." Damit ging er nach der Straße, während die Dame im Dunkel des Thorwegs verschwand.

An dem Ausgang stand neben dem Droschkenkutscher Traudchen Schellberg.

„Was haben Sie gemacht, Herr Overmann?" rief diese aus, während der Kutscher, durch das Scharmützel ungemein belustigt, Reiner angrinste.

„Ich werde mir doch so etwas nicht gefallen lassen," entgegnete dieser dem Mädchen. „Wer war dies verrückte Weib denn eigentlich?"

„Das wissen Sie nicht?“ fragte Traudchen entsetzt. „Das war ja die Frau Baumeister.“

Reiner stand wie versteinert. „Das war Frau Gerhardt?“

Traudchen nickte.

„Morgen früh muß ich mir das Geld für die Fahrt holen,“ meinte der Rosselenker schmunzelnd. „Sie hat wie gewöhnlich die Bezahlung vergessen. Es schadet nichts, dann fällt auch ein anständiges Trinkgeld ab.“

Er schwang sich auf seinen Bock und fuhr davon.

Kopfschüttelnd trat Reiner den Heimweg an. — —

Noch etwas früher als gewöhnlich trat er am andern Morgen ins Bureau. Er war der Erste, auch Groß war noch nicht gekommen; indes brauchte Reiner nicht lange auf ihn zu warten.

Der Schreiber ging mit freundlichem Gruß nach seinem Platze, hing Hut und Rock an den Haken und wollte grade in seinen Arbeitsrock fahren, als der junge Mann ihn ansprach.

„Herr Groß, Sie haben mir versprochen unter Umständen mir Ihren Rat nicht vorzuenthalten, ich möchte Sie jetzt darum bitten.“

Erschreckt hielt der Alte in seiner Thätigkeit inne, der rechte Arm war glücklich durch den Aermel geschlüpft; aber der linke baumelte machtlos wie der leere Aermel herunter.

„So, so,“ sagte er gewohnheitsmäßig.

Reiner erzählte in der Kürze, was sich am vorhergehenden Abend ereignet hatte.

„Ich kann mir das Benehmen der Dame nicht erklären,“ sagte er. „Wie sollte ich auf den Gedanken kommen, daß sie die Frau unseres rücksichtsvollen Chefs sei. Aber so unangenehm mir die Sache ist, ich weiß kaum, was ich anders hätte thun sollen.“

Groß hatte ihn stehend angehört. Jetzt zog er langsam seinen Rock vollständig an, schwang sich auf seinen Stuhl und schüttelte vor sich hinstierend traurig den Kopf.

Reiner konnte nicht verstehen, daß das Komische des Zusammentreffens jenem nicht das geringste Lächeln entlockte.

„Es thut mir sehr leid für den Herrn Baumeister," sagte der Alte endlich. „Und für Sie auch, in der That. Sie hätten es ganz gewiß zu etwas gebracht hier."

„Wie? Sie wollen doch damit nicht sagen, daß mich Herr Gerhardt deshalb geschäftlich anders behandeln wird als früher?"

„Höchst wahrscheinlich entläßt der Herr Baumeister Sie heute unter irgend einem Vorwande."

„Wegen eines närrischen Frauenzimmers?" brauste der junge Mann auf. „Das wäre denn doch mehr wie schön!"

Groß zuckte die Achseln.

„Machen Sie sich immerhin gefaßt darauf."

„Aber zum Kuckuck. Ich war doch in meinem Recht," rief der Andere erzürnt. „Ich werde mich doch nicht schlagen lassen!"

Der Schreiber sah ihn treuherzig an. „Lieber Herr Overmann, Sie können im Rechte sein, und der Herr Baumeister kann das auch einsehen; ich glaube aber, daß er Ihnen trotzdessen aufkündigt. Da ist weiter nichts zu machen. Sollte er es aber wider Erwarten nicht thun, so berühren Sie die Sache mit keiner Silbe."

„Und doch," sagte Reiner, „scheint es mir das Natürlichste, zu ihm zu gehen und ihm den ganzen Verlauf der Geschichte einfach zu erzählen."

„Thun Sie's nicht, thun Sie's um seinetwillen nicht, ich bitte Sie," und der Alte streckte wie beschwörend gegen Reiner den Arm aus.

„Wäre ich Ihrem Rate nicht gefolgt," meinte dieser finster, „so hätte ich die Frau Baumeister gekannt und die Sache wäre vielleicht garnicht vorgekommen."

„Es ist eine unglückliche Geschichte," sagte der Alte vor sich hin. „Die es mit ihr halten, kann er nicht brauchen, und die sich mit ihr verfeinden, die kann er auch nicht dulden.

„Was ist denn eigentlich los mit dieser Frau, ist sie wirklich geistesgestört?“

„Fragen Sie mich nicht danach. Der Herr Baumeister will nicht, daß man es wisse, und ich habe mich danach zu richten. Mein armer, unglücklicher Herr.“

Das Gespräch wurde unterbrochen. Die Zeichner traten ein, auch Heinrich kam.

„Ein kleines Rencontre mit der Frau Baumeister gehabt, gestern?“ wandte er sich an Reiner, der über seine Arbeit gebeugt dasaß.

„Du wirst wohl von Deiner Schwester erfahren haben, wie es kam,“ sagte dieser. Der spöttische Ton, den der Andere anschlug, ärgerte ihn.

„Sie ist etwas schwer zu behandeln. So was lernt man freilich nicht auf dem Technikum.“

Reiner überhörte diese Bemerkung. „Willst Du mir nicht sagen, was über die Etage der Malzfabrik kommen soll?“ sagte er. „Es scheint eine Eisenkonstruktion zu sein, man kann aber nicht recht herauskommen.“

„Mach nur ein Dach drauf.“

„Es ist aber doch ein großer Boden da. Wozu soll der dienen?“ erkundigte sich Reiner.

„Vermutlich zur Rennbahn für die Ratten.“

Reiner richtete sich zu seiner ganzen Höhe empor. „Ich verlange eine vernünftige Auskunft. Wirst Du mir die geben oder nicht?“

„Rechne auf die gewöhnliche Belastung,“ entgegnete der Andere verdrießlich. Dann fuhr er wieder höhnisch fort: „Du willst den Kram noch fertig haben, ehe Du gehst, das gefällt mir an Dir. Entschuldige, daß ich Dich aufgehalten habe.“

Damit trat er ins Nebenzimmer und erzählte den Kollegen mit halber Stimme von dem Vorfall im Thorweg. Ihre Schadenfreude verriet sich durch ein leises, aber anhaltendes Gelächter.

Es herrschte den ganzen Vormittag über eine schwüle

Stimmung auf dem Bureau. Die Kollegen behandelten Reiner mit ungewöhnlicher Rücksichtnahme. In jedem ihrer Worte sprach sich ein Bedauern aus, wie es die Erben mit dem hoffnungslos darnieder liegenden Erblasser haben; die Bosheit schimmerte deutlich hervor.

Gerhardt erschien nicht im Bureau. Es war der erste Morgen seit Reiners Eintritt, daß er zu kommen versäumte.

Am Nachmittag jedoch, zur gewohnten Stunde trat der Baumeister ein. Sein Gesicht verriet deutlich die Spuren überstandener Aufregung. Er trat an Heinrichs Brett, dann ging er ins Hinterzimmer. Zurückkommend lehnte er sich an das Pult der Schreibers und verhandelte mit diesem.

„Herr Overmann," sagte er dann lauter, „Sie sind wohl noch sehr beschäftigt?"

Reiner wandte sich um. Die andern erhoben zwar die Köpfe nicht; aber es wurde kein Laut hörbar. Alle hielten in der Arbeit ein.

„Ich bin fertig," erwiderte der Angerufene.

Der eine Zeichner im Nebenzimmer nickte dem andern zu. „Fertig," hauchte er mit soviel satanischem Ausdruck, als ihm zu Gebote stand, bei seinem blonden Knabengesicht.

„Das ist sehr gut," fuhr der Baumeister langsam fort. „Dann gehen Sie bitte einmal hinaus nach dem Bau der Malzfabrik; ich bin heute daran verhindert. Sie können sich in nächster Zeit überhaupt um den Gang der Sachen dort und auf den andern Baustellen mit kümmern. Ich habe mit der Fortifikation Verhandlungen, die mich für die nächste Zeit fast ganz in Anspruch nehmen."

Allen kam diese Eröffnung durchaus unerwartet. Statt einer Kündigung ein Vertrauensvotum. — Die Kollegen schnitten Grimassen. Groß sah erst verblüfft den Baumeister und dann lachend Reiner an. Dieser selbst aber konnte sich nicht so über das ihm zu Teil werdende Vertrauen freuen, wie er es gewünscht hätte. Der Ton, in dem

Gerhardt gesprochen, klang nicht frei. Offenbar hatte der Mann sich die Freundlichkeit abgezwungen. Seine Haltung war eine unnahbare.

„Ich werde mich bemühen, Ihr Vertrauen zu verdienen," sagte Reiner einfach.

Gerhardt fügte noch einige, den neuen Dienst angehende Erläuterungen hinzu. „Sie können die Stunden wählen, wie sie Ihnen bequem liegen. Es sind ja tüchtige Aufseher da." Dann ließ er sich von Reiner die Berechnung der Träger des Fabrikspeichers geben, legte sie auf Groß Pult, ohne sie durchzusehen, und trug diesem auf, die Bestellung auf Grund dieser Angaben zu machen.

Reiner verließ, kurz nachdem der Baumeister gegangen war, gleichfalls das Bureau.

Die Zeichner kamen nach vorne.

„Der Chef wird alt und mürbe," meinte der eine.

„Es wird wohl eine Finte sein," sagte der andere. „Wenn er jetzt anfängt zu bummeln, was doch leicht möglich ist, dann hat der Alte einen bessern Grund, ihn zu entlassen."

„Ich schätze, die Frau Baumeister hat sich in seine Elephanten-Figur verliebt," knurrte Heinrich verächtlich. „Bei so einer ist alles möglich."

„Nanu. — Das wäre doch etwas gar zu stark," meinte der erste Zeichner wieder.

„Es sind schon einmal solche Sachen vorgekommen," versicherte Schellberg. „Es war mal einer hier, ein kleiner, fideler Kerl, der immer die tollsten Einfälle hatte, den hat sie zuweilen mit zu Bettger genommen und mit Champagner traktiert."

„Es ist nicht möglich," riefen beide und ihre Augen glänzten begierig, als würde es ihnen nicht unangenehm sein, auf diese Art auch mit der Frau ihres Chefs zu verkehren.

„Ja, freilich," versetzte Heinrich. „Als es der Alte hörte, setzte es natürlich ein Donnerwetter. Eine Ohrfeige,

man munkelt ſogar von mehreren, und der Kleine iſt Hals über Kopf zur Thür hinaus gekommen."

„Der Obermann wird aber wohl ſchwerlich ſich ſowas gefallen laſſen," warf der blonde Zeichner ein.

„Jedenfalls möchte ich nicht in ſeiner Haut ſtecken," ſchloß Heinrich.

Dieſer Meinungsaustauſch erfolgte nicht in beſonders leiſem Tone, der alte Schreiber war ja halb taub, warum lächelte er nur jetzt ſo grimmig in ſich hinein?

III.

Am Wall, dicht neben dem zugemauerten Friesenthore, lag das kleine Haus des Lumpensammlers Pätz.

Sein Giebel erhob sich kaum über die Stadtmauer, die mit ihren endlosen Bogen sich auf dem niedrigen Walle hinzog. Die Brustwehr, auf der einst die waffengeübten Kölner Bürger den Rundgang gemacht in den Kämpfen gegen Erzbischöfe und Kaiser, war längst gefallen. Wenige der zahlreichen Halbtürme trugen noch das spitze Dach, nirgend war die Spur einer Armierung zu erblicken. Die hohen düstern Mauern schienen nur noch dazu vorhanden, den hinter ihnen wohnenden Menschenkindern das Licht und die Luft zu entziehen, und dadurch dem Schmutz in jeglicher Gestalt Vorschub zu leisten.

Schmutzige Gassen waren es, diese alten Wälle. Nur selten und mit Scheu betrat sie der Fuß anständiger Bürger, die etwas auf sich hielten.

Auch im Hause des Pätz herrschte Unreinlichkeit und Unordnung. Sie blickten aus den halb erblindeten Fensterscheiben schläfrig in die schmale Gasse, sie bargen sich in der Dämmerung des geräumigen Flurs und scheuten sich nicht vor dem Muttergottesbilde mit der ewigen Lampe; denn das Licht war so schwach, daß man den Schmutz kaum sah zwischen dem Plunder, alten Kleidern und Hausrat, der hier im Flur und im rechts davon liegenden Laden aufgestapelt war. Kaum daß ein schmaler Gang nach der im hintern Teil des Hauses emporführenden Wendeltreppe frei blieb.

Links führte eine Thür ins gute Zimmer. Das war das Allerheiligste des Hauses. Keines Menschen Fuß hatte es seit der Taufe des jüngern Joseph Pätz, das heißt, seit etwa einem Vierteljahrhundert, betreten. Nur Frau Trina, der Hoheprieſter dieſes Raums, kam alljährlich einmal hinein zum Feſt der Reinigung vor Oſtern. Sie hütete ſich aber wohl, eine Schale voll Bocksblut mitzunehmen, an ihrer Stelle trug ſie einen Eimer Waſſer, und der diente weniger dazu, ſie ſelbſt zu reinigen, als vielmehr das Heiligtum.

Nach hinten ſchloß ſich an die gute Stube ein kleineres, dunkles Zimmer, worin die eigentlichen Handelsartikel des Hausherrn lagerten, Knochen, Lumpen und altes Eiſen. Das Kleider und Möbelgeſchäft betrieb er nur nebenbei. Die Lage war hierfür nicht günſtig, dieſer Handel florierte auf dem Büchel.

Im Hinterbau lag die Küche, die der Familie zugleich als Wohnzimmer diente. Die andere Hofſeite nahm ein langer Holzſchuppen ein. Zu dem vorderen Raum desſelben führte eine Glasthüre, auf der ein elegantes Schild anzeigte, daß hier das Comptoir von Joſ. Anton Pätz ſei. Hinter der Glasthüre herrſchte mehr Reinlichkeit, als ſonſt im ganzen Hauſe zu finden war. Ein gutes Schreibpult, ein breiter Tiſch mit einer Kopierpreſſe und eine Art Geldſchrank gaben dem Raum ein gewiſſes Anſehen. Der dahinter liegende Teil des Schuppens war als Warenraum eingerichtet.

Der Hof ſelbſt bot das Bild eines ſchmutzigen, traurigen Erdfleckes, dem auch der aus allerlei unzuſammengehörigen Brettern und Pfählen aufgebaute Eſelſtall und der altertümliche Ziehbrunnen im Hintergrunde keinen Reiz verleihen konnte.

Frau Trina Pätz ſaß auf dem ſchweren Unkelſtein neben der Küchenthür. Sie ſtrickte, wie tauſende ihrer Geſchlechtsgenoſſinnen täglich und ſtündlich thun. — Wohin geraten all dieſe Strümpfe? Auch das iſt eines der großen unlösbaren Rätſel, die uns das Frauengeſchlecht aufgiebt. —

Vor ihr stand ein altes, dickes, schlampiges Weib, die Frau Riren, die in der zweiten Etage des Hauses zur Miete wohnte. Sie sprach eifrig auf die Strickerin ein: „Ich hab es immer gesagt, wie schade, wie schade. Es war der Beste von allen dreien. Von Eurem Mann will ich weiter nichts sagen; denn man soll sich nicht zwischen Eheleute stecken, es kommt nichts Gutes dabei heraus. Wie auch meine Mutter selig immer sagte, da hat sie der alten Holz ins Gewissen geredet und Ohrfeigen dafür gekriegt. Die waren ja über vierzig Jahre lang ganz gut miteinander ausgekommen, aber nachher haben sie sich nicht mehr angesehen. Auseinander sind sie gelaufen, und am goldenen Hochzeitstag, wie sie den eigentlich hätten feiern sollen, da ist er, was der alte Holz war, in den Rhein gesprungen. Sie wollte sich immer mit ihm aussöhnen, aber meine Mutter hat sie zurückgehalten und gesagt, er müsse erst auf den Knieen darum bitten. Freilich, das konnte er nicht, er war ja steif auf den Beinen. Und wie er glücklich ertrunken war, da sagt meine Mutter, nun könnte sie ja zufrieden sein, nun wäre sie ihn sicher los. Und da hat sie die Ohrfeigen gekriegt. Darum sagte sie zu mir: Sophie, sagte sie, was Du auch thust, misch Dich nicht zwischen Eheleute. Und mein erster Mann, der damals noch lebte, der hat ihr Recht gegeben."

„Das hatte sie auch, entschieden," meinte Frau Trina. „Das ist keine Art, und meine Mutter erzählte" — und nun folgte eine weitläufige Geschichte, wie ihre Mutter einmal jemand zur Thür hinausgeworfen habe, der sich in Sachen mischen wollte, die nur sie als Ehefrau angingen.

Aber Frau Pätz kam nicht weit über die Einleitung hinaus mit ihrer Erzählung; denn die Riren war nicht gekommen, um zu hören, sondern um zu sprechen, und sie ergriff die erste Gelegenheit bei den Haaren, ihren löblichen Vorsatz auszuführen.

„Ich will wie gesagt von Eurem Mann nichts sagen," hob sie wieder an. „Wenn er ein Saufaus ist und Sie,

arme Frau, bis in die Nacht hinein allein sitzen läßt, wie letzten Sonntag vor vier Wochen, was geht das mich an? Das muß man alles mit Geduld tragen. Und was mein zweiter war, der Lenz, der hat es mir auch nicht besser gemacht, immer in Gesellschaft und alles durchgebracht. Und gar erst der Dritte, der Riren, von dem will ich schon ganz still schweigen, was das für ein Lump war. Aber wir sprechen ja jetzt von Ihnen, da ist noch Ihr Joseph. Aber was ist mit dem los?"

Frau Trina seufzte, als wäre von einer sehr traurigen Sache die Rede. „Er ist wie er ist. Er arbeitet immer, und mein Mann sagt, er versteht auch sein Geschäft."

„Aber stolz ist er. Wenn er einem begegnet, sieht er einen nicht an," sagte achselzuckend die dicke Schlampe, und ihre Augen nahmen vor Zorn einen grünlichen Schimmer an. Es empörte sie nichts so sehr, als wenn sie sich mißachtet glaubte. Sie hatte es lieber, daß die Kinder auf der Straße aus Furcht vor ihr schreiend davon liefen, als daß sie von ihnen hinter dem Rücken ausgelacht wurde, wegen ihrer unbeholfenen Dicke.

„Und im Geschäft, was thut der Joseph denn?" fuhr sie bissig fort. „Sein alter Vater fährt mit dem Karren herum, für den ist das gut genug, aber er sitzt auf dem Kontörchen und schreibt. Nein, Frau Pätz, der Tonius, der immer so fein ging, und der so hübsch aussah mit seinem goldenen Kneifer, daß alle Mädchen in der Nachbarschaft sich die Augen nach ihm ausguckten, der war doch immer so artig gegen mich. Er kam doch manchmal herauf zu mir. Das war ein junger Herr, vor dem man Respekt haben konnte."

Sie hatte von ihrem Standpunkt aus ganz Recht, denn der gerühmte Tonius hatte von je verstanden, die Empfänglichkeit ihres Gemütes für Fünfzigpfennigstücke sich zu Nutze zu machen. Dafür hatte sie ihm manchen Dienst geleistet, Liebesbriefchen bestellt, oder auch nützlichen Rat erteilt in Herzensangelegenheiten. Und hatte sie nicht Recht,

wenn sie ihn einen vielversprechenden jungen Mann nannte? Was hatte er schon damals, als ein Fant von kaum zwanzig Jahren, einer ganzen Reihe von kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchen alles versprochen. Und wie er seine sechs Liebschaften in einem Jahr durchgemacht hatte, sollte sie davor keinen Respekt empfinden, sie, die es ihr langes Leben hindurch mit Mühe und Not zu drei Männern gebracht hatte?

„Sie müssen die Hoffnung nicht aufgeben," meinte sie zum Beschluß ihres Loblieds. „Ich habe es Ihnen früher schon aus den Karten gesagt, daß er wiederkommt, und letzte Nacht habe ich von sauren Zwiebelchen geträumt; das bedeutet ein fröhliches Wiedersehen."

Ein anderes Anzeichen, woraus sie auf ein baldiges Wiedereintreffen des verlorenen Sohnes schloß, hielt sie nicht für nötig, der Mutter mitzuteilen. Es war das ein Brief von Tonius, darin stand, so deutlich es mit Tinte und Feder zu machen ist, daß der Schreiber bald nach Hause kommen werde, und die Niren wurde gebeten, bei den Eltern etwas Stimmung für einen angenehmen Empfang zu machen.

Frau Trina schüttelte zu den Worten der Sybille den Kopf, sie glaubte nicht an die Fröhlichkeit.

„Mein Mann hat einen Zorn auf ihn, er hat zu viel Geld gebraucht, wie er studierte in Aachen."

„Nicht für sich allein hat er's gebraucht, Frau Pätz," versicherte die Niren. „Er hat damals ein armes Mädchen unterstützt, eine Sängerin; ich weiß darum. Aber die Welt ist schlecht, sie haben da allerlei geschwätzt in Aachen, und darum ist er da fortgegangen. Und Euer Mann, der wird sich schon darein finden, wenn er erst wieder da ist, der Tonius. Ich weiß ganz gut, daß er ihn auch lieber hat, wie den Druckser, den Joseph. Die sauren Zwiebelchen, von denen ich geträumt habe, die werden wahr, verlassen Sie sich darauf. Es ist noch immer alles wahr geworden. Es wird eine Thür aufgehen, und eine Ruhe sein, und dann

wird eine Freude kommen, und Thränen fließen, und der Neid wird durch die Hinterthür entfliehen und sich verschanzen in seiner Festung."

Die schlampige Alte hatte bei diesen Worten den fleischigen Arm erhoben und stierte begeistert nach der hellblau gestrichenen Thür des Eselstalles. Dann drehte sie sich um und wackelte dem Hause zu.

Frau Pätz blieb noch eine Zeit lang in Gedanken versunken auf ihrem Steine sitzen; als aber ihr Mann mit dem kleinen Eselgefährt auf den Hof kam, raffte sie sich auf und ging in die Küche und an die Bereitung des Abendbrotes.

Pätz schirrte unterdes den Grauen aus, ließ ihn in den Stall, gab ihm sein Futter und trug dann die gefüllten Säcke, die Ausbeute des Tages, durch die Küche in den Nebenraum. Darauf setzte er sich an den Küchentisch und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Trina hantierte am Herde herum, sie schnitt Kartoffeln in die Pfanne und gedachte der Worte der Prophetin vom Friesenwall. Ihr war zu Sinn, als stände heute Abend noch etwas Großes bevor, und sie müsse ihren Mann zu dem Bevorstehenden bei guter Laune erhalten. So gab sie diesem die Gabel in die Hand, damit er die Bratkartoffeln ab und zu umrühre. Sie selbst nahm ein Tuch und einen großen, grauen Steinkrug mit dunkelblauen Ornamenten, die in ihrer Unergründlichkeit an altmerikanische Kunst erinnerten, und eilte in die Nachbarschaft, einige Maß Stickenalt zu holen. Im Wiederkommen rief Trina nach dem Kontor hinüber ihrem Sohne, und kurze Zeit darauf saß die ganze Familie um den Küchentisch versammelt.

Vater und Sohn unterhielten sich über das Geschäft.

„Ich könnte jetzt ganz gut einen Wagen brauchen," meinte Joseph. „Den halben Tag hätte ich für das Pferd zu thun, um die Säcke bei den verschiedenen Händlern zusammen zu holen und nach der Bahn oder der Fabrik zu fahren. Die übrige Zeit könntest Du ihn ja benützen."

„Ich habe ja meinen Pitter. Der könnte auch mehr thun.“

— Der Pitter war der kleine Esel. —

„Das kleine Tier kann ja nichts von der Stelle bringen. Wenn es ein Wagen wäre, wo man zwanzig bis fünfundzwanzig Zentner draufladen könnte. —“

„Und ein Kutscher müßte dabei sein,“ warf der Alte ein. „Dann fahre ich im Trab durch die Straßen und schicke meinen Bedienten zu den Dienstmädchen, daß er mich anmeldet: „Der Herr Plutemann kommt“. Nein, das ist nichts. So lange ich das Geschäft habe, wirds mit dem Pitter gemacht.“

„Jetzt muß ich mir immer ein Fuhrwerk mieten,“ stellte Joseph vor. „Das kostet am Ende doch mehr.“

Der Alte nahm einen Schluck des sauren Bieres, strich sich den Bart und lachte. „Mein Name, ‚Joseph Anton Pätz‘ soll nicht auf so einem Reklamewagen stehen. Wenn Du einmal das Geschäft allein hast, dann kannst Du das halten, wie Du willst.“

„Dann laß mich doch den Großhandel auf meinen Namen führen. Du kümmerst Dich ja doch nicht viel darum, und für Dein Geschäft bleibt ja alles wie vorher.“

„Nicht so lange ich lebe,“ sagte Pätz. „Wer seinen Kindern die Decke giebt, der muß bloß liegen.‘

„Und der Tonius ist auch noch da,“ wandte Trina ein. „Was soll er hernach haben?“

Pätz trank wieder einen Schluck Bier, und um von dem unbequemen Gedanken an seinen Aeltesten loszukommen, fing er wieder von dem Wagen an.

„Du bist zu unvorsichtig und großartig im Geschäft,“ sagte er zu seinem Sohne. „Pferd und Wagen, das sieht nach was aus, sagst Du. Da bekommen die kleinen Händler Respekt vor der Firma. Ich sage Dir aber, die Großartigkeit ruiniert einem nur den Kredit.“

Joseph zuckte die Achseln. „Dann muß ich eben noch warten,“ sagte er.

„Das wäre was für uns zwei, Alte," meinte Pätz heiter zu seiner Frau. „Da kauften wir so ein Wägelchen, wo man auch einen Sitz drauf stellen kann, und dann kutschierten wir Sonntags nach dem Toten Juden, oder nach der Marienburg. Und nachmittags, wenn Du mal Deine Schwester besuchen wolltest, auf der Ziegelei vom Gerhardt, dann würde angespannt und die Madam käme ganz bequem hinaus."

„Das kennt man," wehrte Trina ab. „Wenn man nur einmal den Wagen gebrauchen wollte, dann hieße es gleich, nein, der muß erst noch nach der Bahn, oder das Pferd ist müde, es muß ausruhen, es soll morgen wieder tüchtig da sein, im Geschäft. Der Joseph ist ja immer so. Ja, wenn es noch der Tonius wäre."

Da war er wieder, der schöne Refrain, der dem armen Joseph sein ganzes Leben in die Ohren gellte: „Wenn es noch der Tonius wär". Stets war es so gewesen.

Wenn er als Kind etwas haben wollte, einen Ball oder einen Bogen, so hieß es: Was willst Du damit wohl anfangen, kaput machen, wie? Nein. Wenn es noch der Tonius wäre.

Hatte er als Schüler gute Zeugnisse nach Hause gebracht und auf frohes Lob der Eltern gerechnet, so war es nicht anders. Du, nun ja, Du kannst still sitzen. Du denkst an nichts anderes, als was Dir vorgesprochen wird. Aber was kann es Dir groß helfen? Ja, wenn es noch der Tonius wäre.

Wie sehr ihn das schon damals gequält hatte, machte ihm ein Traum aus jener Zeit klar. Da hatte er in seinem Kommunionanzug, mit dem weißen Sträußchen im Knopfloch, an der Himmelsthür gestanden und bescheiden angeklopft.

Petrus öffnete das Schiebefensterchen und fragte, was er wolle.

„O, ich bin nur der Joseph Pätz. Ich möchte gern in den Himmel."

„Wie?“ schrie Petrus. „Der Joseph bist Du? Was willst Du wohl im Himmel machen? Ja, wenn es noch der Tonius wäre.“

Damals hatte Joseph bitterlich geweint, als er über dem Zuschlagen des Schiebers erwacht war. Heute weinte er nicht mehr, wenn der unvermeidliche Refrain an sein Ohr schlug, aber er brannte ihm in die Seele wie höllisch Feuer. Ein böses Geschwür hatte sich durch die häufige Verletzung in seiner Brust entwickelt, das war der Haß gegen seinen Bruder. Wie ein Krebs fraß es immer weiter um sich und drohte die harmlose Natur des Zurückgesetzten gänzlich zu überwuchern. — —

Die Schüssel war leer. Der alte Pätz stand auf und langte von einem Brett eine kleine Oellampe herunter. Die Mutter räumte das Geschirr zusammen in eine Tischecke, um es dort zu spülen. Joseph schleppte ein paar Säcke mit Lumpen aus dem Nebenraum herbei. Die Männer setzten sich beim flackernden Schein des Oellichtes hin, die Lumpen zu sortieren. Joseph beteiligte sich nicht eben gern an dieser Arbeit, aber er mochte auch nicht müßig dasitzen, während sein Vater arbeitete.

„Die Frau Riren war heute bei mir,“ begann Frau Trina, indem sie einen Teller in das dampfende Wasser tauchte. „Sie meinte auch, daß der Tonius bald etwas von sich hören lassen werde.“

Der alte Pätz schaute erschrocken auf. Dann zog er seine Dose hervor und stopfte sich hastig eine große Prise in die Nase, aber er erwiderte nichts.

Joseph sprach überhaupt nicht mit, wenn von seinem Bruder die Rede war, so sah sich Frau Trina genötigt, selbst weiter zu sprechen.

„Sie behauptete sogar, er käme wahrscheinlich bald selbst wieder. Sie hätte etwas geträumt.“

Der Alte murmelte einen Fluch.

„Was sie träumt, ist noch immer eingetroffen,“ fuhr die Mutter fort.

„Da hast Du wohl Recht," meinte Pätz endlich, nachdem er in einem Zuge sein Glas geleert hatte. „Sie träumt so leicht nicht, wenn sie nicht vorher weiß, daß es sich erfüllt. Aber er soll mir nur kommen, der junge Herr. Ich will ihm schon zeigen, daß hier einer nicht am Platze ist, der nur Geld ausgeben kann, aber keins verdienen."

„Das weiß man aber doch noch garnicht," meinte die Mutter begütigend. „In Aachen muß er doch etwas gelernt haben."

„Saufen hat er gelernt und liederlich sein."

„Wegen des Saufens," sagte Frau Trina spitz, „brauchst Du ihm keine Vorwürfe zu machen. Von wem hat er es denn? Von mir sicher nicht. Und er ist ein junger Mann. Jugend hat keine Tugend. Aber, wenn einer graue Haare auf dem Kopfe hat und eine Frau und erwachsene Kinder und liegt dann noch im Wirtshaus bis in die Nacht hinein." —

„Ja, Du hast einen schrecklichen Kerl von Mann," erwiderte der alte Lumpenhändler sarkastisch. „Einen, der alles durchbringt. Es wundert mich nur, daß Du es so lange mit ihm ausgehalten hast."

Die verhöhnte Frau wollte schon zu keifen beginnen, als sie sich noch zur rechten Zeit besann, daß sie im Interesse ihres Sohnes Tonius den Vater bei guter Laune erhalten müsse.

„Ich bin mit meinem Mann zufrieden," sagte sie. „Seine Fehler hat ein jeder; aber deshalb muß man mit Andern auch nicht zu streng sein." Sie schenkte ihres Mannes Glas aus der großen Kanne wieder voll. „Er hatte auch seine guten Seiten, der Tonius; immer froh und freundlich. Wenn einem so ein Muckpeter im Wege sitzt, der aus allem, was er thut, eine solche Wichtigkeit macht, dann sehnt man sich ordentlich nach seinem lustigen Wesen."

„Er hat nicht als Sohn an uns gehandelt. Wie er sonst war, das kommt nicht in Betracht."

„Aber ich weiß, Du könntest ihn nicht verstoßen, wenn er jetzt hereinkäme," sagte die Mutter schlau. „Du hängst eben so sehr an ihm wie ich. Es ist Dein Tonius jetzt noch so gut wie früher."

Joseph rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her. Er fühlte nur zu gut, daß alles Wahrheit war, was die Mutter sagte.

Der Alte nickte vor sich hin.

„Und wenn er käme," rief er in einer plötzlichen Aufwallung, „ich jagte ihn doch hinaus. Er hat sich von mir losgesagt, jetzt sage ich mich von ihm los."

Da ging die Hausthüre leise. Man hörte einen Schritt auf dem Flur, auch die Thür des Nebenzimmers wurde geöffnet.

„Wer ist da?" schrie Pätz. Die Aufregung ließ seine Stimme heiser erscheinen.

Er wollte nach dem Nebenraum hinein; aber Frau Trina hielt ihn zurück. „Um Gotteswillen. Mann bleib ruhig," sagte sie und nahm das Licht.

Die Flamme mit der Hand schützend trat sie ins Nebenzimmer.

„Guten Abend, Mutter," klang eine helle Stimme.

Die Frau ließ die Hand sinken, und der Schein des Lichtes traf den Ankömmling. Ein mageres Gesicht mit blondem, starkem Schnurrbart wurde sichtbar. Die blinkenden Gläser des Kneifers verdeckten die Augen, so daß der Ausdruck nicht gut zu erkennen war. Das war Tonius, der verlorene Sohn.

Er streckte beide Arme gegen die Mutter aus. Diese reichte ihm die freie Hand. Er schüttelte sie, dann zog er die Frau an sich, und das Licht der Lampe erlosch. — Es konnte Zufall gewesen sein.

„Was willst Du hier, Tonius?" rief der alte Pätz etwas unsicher in die Dunkelheit hinein. „Du hast damals von mir gefordert, was Du als Dein Eigentum beanspruchtest. Du hast weiter hier nichts zu suchen."

„Das ist also der Empfang im Elternhause?“ gab eine klägliche Stimme zurück. „Das hatte ich allerdings in der ersten Stunde nicht erwartet. Daß ich hier im Hause nichts mehr besitze als Vater und Mutter, das wußte ich ja; aber ich dachte, das sei auch genug.“

„Du hast Dich losgesagt von mir,“ rief der Alte.

„Sei doch still, Vater,“ bat Trina. „Das haben wir ja eben schon gehört.“

Jetzt war der Eindringling im Schutze der Dunkelheit bis in die Küche gelangt, und als nun die Mutter ein Schwefelholz in Brand setzte, lag er plötzlich mit einer theatralischen Bewegung zu seines Vaters Füßen.

Eine solche Scene war diesem noch nicht vorgekommen. Die drastische Wirkung, die sie ohnehin auf den Alten gehabt haben würde, wurde noch verstärkt durch die magische Beleuchtung. Der brennende Schwefel verlieh Tonius Gesicht eine leichenhafte, grünliche Farbe.

Pätz wußte nicht, was er sagen sollte.

Seine Frau ergriff, nachdem das Licht wieder brannte, das Wort für ihn. „Steh doch auf,“ sagte sie zu dem Sohne, „Du machst Dir ja die gute Hose schmutzig.“ Und zu dem Alten: „Es ist eine Sünde und 'ne Schande, daß Du ihn so liegen läßt.“

Und dann drückte sie diesen auf einen Stuhl nieder, während Tonius in wohlüberlegten Worten auseinandersetzte, daß er nichts anderes erbitte, als der Eltern Verzeihung. Er machte das etwa mit der gleichen Inbrunst, die ein Taschenspieler aufwendet, wenn er zum Schluß die geehrten Herrschaften um ein kleines Trinkgeld oder Douceur bittet.

„Vielleicht beherbergt Ihr mich einige Tage. Ich denke, daß ich mich hier in Köln dauernd niederlasse und ein Geschäft anfange.“

„Und was sollte das sein?“ fragte Pätz noch mißtrauisch.

„Davon erzähl' ich Dir morgen. Jetzt muß ich von

was Anderm hören als von dem leidigen Geschäfte. Ich habe Euch ja so lange nicht gesehen. Du bist aber nicht viel älter geworden, Vater. Und die Mutter erst, die ist noch jünger als früher. Ah, da ist ja auch der Joseph."

Er reichte dem Bruder die Hand, zögernd legte dieser die seine hinein.

„Auch noch wie früher, immer langsam und bedächtig. Alles noch wie früher."

So schwatzte, fragte und erzählte der Heimgekehrte in einem Tempo, in dem man wohl das Champagnerlied aus Don Juan vortragen hört.

Der Mutter Auge ruhte mit Stolz auf ihm. Er erschien noch immer tadellos gekleidet, das spärliche Haupthaar war sorgfältig gescheitelt, seine Bewegungen waren von einer gefälligen Leichtigkeit. Der schmerzliche Zug, den er sich anfangs bemüht hatte, seinem Gesichte zu verleihen, wich immer mehr einer leichtsinnigen Fröhlichkeit.

Auch der Vater betrachtete Tonius aufmerksam. Wie das Gesicht seines Sohnes hellte sich auch das seine allmälig auf, und als dieser nun ein kleines komisches Eisenbahnerlebnis erzählte und dabei einen Franzosen nachahmend sagte: „Meine Errn, warum schreit die Dienstmänner immer Hachtung in deutsche Land. At man ier Hachtung vor ein Dienstmann?" Da lachte der Alte, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und das gute Einvernehmen war fast wieder hergestellt.

Es war doch ein Tausendsassa, der Tonius. Wie er das all' machen konnte, es war einfach großartig.

Die Mutter holte aus dem guten Zimmer die Petroleumlampe, damit sie ihren Aeltesten besser sehen konnte, und dann schenkte sie ihm ein Glas Bier ein, indem sie lebhaft bedauerte, nichts Besseres zu haben. Als er aber das Getränk mit Aufbietung seiner ganzen Selbstüberwindung hinuntergoß, da nickte ihm der Vater zu. „Das schmeckt auch, wenn man nichts Anderes hat.

„Ich finde es sehr trinkbar," meinte er liebenswürdig.

Joseph hatte noch kein Wort gesagt. Die Art des Bruders, die Sicherheit, womit dieser auf freundlichen Empfang bei den Eltern gerechnet hatte, das schnelle Abwerfen der Maske des reuigen Sünders, das alles verdroß ihn. Er ging nach dem Kontor hinüber. Niemand bemerkte seinen Fortgang.

Die Lampe strahlte ihr helles Licht auf die weißen Seiten seines Hauptbuches. Die Zahlen dort machten dem Sohne des Lumpenhändlers sonst Freude. Wie sie in Reih und Glied so gleichmäßig dastanden, grade wie die Soldaten, und auch ihre Zahl mehrte sich von Tag zu Tag. Sie waren gleichsam Josephs lange Garde. Von jeder einzelnen hätte er eine lange Geschichte erzählen können, wie er sie mit Mühe angeworben, und auch ihm waren die längsten die liebsten. Ja, es war sein Stolz, aber auch sein Werk. Seine Hand hatte diese Posten in die Bücher eingetragen. Seine Ueberredungskunst bewog die Kleinhändler, an ihn zu verkaufen, seine Geschicklichkeit bot den Fabriken die Ware in großen Posten an, die sie sonst unter allerlei Schwierigkeiten an verschiedenen Stellen zusammenkaufen mußten. Sein Vater gab zu diesem Geschäft nur den Namen und das Kapital her, sonst bedeutete er für dasselbe nicht viel mehr als einer der anderen Sammler. Und doch, wie sollte es werden, wenn er jetzt schon anfing herausziehen zu wollen, was er hineingesteckt, das Geld. Joseph konnte zwar Vorstellungen machen, aber was würde das nutzen? Schien doch dem Vater jetzt schon der Handel einen zu großen Umfang anzunehmen, jetzt wo er, der Sohn, kaum einen Anfang gemacht zu haben glaubte.

Und wenn Tonius Geld brauchte, so war nicht daran zu zweifeln, daß der Vater es ihm geben werde. Wo aber würde er es anders hernehmen, als aus Josephs Großhandel? Diesem blieb dann nichts anderes übrig, als sich mit fremdem Kapital selbständig zu machen. Aber davor scheute er sich. So wenig Zuneigung ihm die Eltern auch bewiesen, selbst nach diesen Brocken, nach den Abfällen des

Mahles, das seinem Bruder bereitet wurde, hungerte ihn. Ihm wurde nicht soviel Liebe zu Teil, daß er wählerisch sein durfte.

Eine tiefe Bitterkeit ergriff ihn. Er fühlte ein Bedürfnis, sich gegen jemand auszuschütten, die Wende, die sein Geschick zu nehmen drohte, mit einem verständnisvollen Freunde zu besprechen. Reiner Overmann fiel ihm ein.

Er war in letzter Zeit zuweilen mit ihm zusammengetroffen. Die Aehnlichkeit ihrer Charaktere war nicht groß; aber sie hatten beide das Bestreben, recht zu handeln, das einigte sie trotz der Verschiedenheit ihres Wesens.

Joseph löschte das Licht und machte sich auf den Weg nach dem alten Grabengäßchen, wo das Haus Overmanns lag. Er hatte das Glück, den Gesuchten dort anzutreffen.

Nach den ersten Worten schon merkte Reiner, daß etwas Besonderes den andern zu ihm führe.

„Du bist so einsilbig," sagte er; „was hats gegeben?"

„Mein Bruder ist zurückgekommen," erwiderte Joseph gedrückt.

„Und Dein Vater — was that er? Hat er ihm die Thür gewiesen?"

Joseph erzählte das Vorgefallene und hielt mit seinen Befürchtungen nicht zurück.

„Du willst also das Geschäft auf Deinen Namen weiter führen?" fragte Reiner.

„Ich weiß nicht, was ich thun soll, und deshalb komme ich zu Dir. Sage mir, was Du an meiner Stelle thun würdest."

Reiner überlegte. „Ich bin nicht Du," sagte er. „Was der eine zur Not noch verantworten könnte, wäre bei dem andern vielleicht ein unleugbares Unrecht. Es kommt vor allem auf Deine Empfindung an."

„Du kannst Dich doch gewissermaßen in meine Lage denken," warf Joseph ein.

„Nicht so ganz wie Du glaubst. Bei meiner Schroff-

heit wäre eine Stellung, wie Du sie schon seit Jahren einnimmst, überhaupt unmöglich. Ich bin für durchgreifende Entschlüsse; Du liebst es abzuwarten. Geduld ist Deine größte Tugend."

Joseph seufzte. „Es ist wahr, wir sind verschieden. Aber eine Aehnlichkeit in der äußeren Lage ist doch vorhanden. Auch Dein Vater ist nicht zufrieden damit, daß Du Dir eine Existenz auf anderm Gebiete gründen willst, als auf dem, worauf er seine gefunden."

„Es ist nicht wie bei Dir. Mein Vater hat einmal seine Einwilligung gegeben, er wird mir nichts mehr in den Weg legen, ja, er wird sich aufrichtig freuen, wenn ich weiter komme."

Es entstand eine Pause. Dann fuhr Reiner, im Zimmer hin und wieder schreitend, fort: „Bei alledem will ich Dir meine Meinung nicht vorenthalten. Dich losmachen, darfst Du jetzt nicht. Ich glaube nicht, daß es vorteilhaft für Dich wäre. Du würdest Dich unglücklich fühlen, wenn Du Dich ganz mit Deinen Eltern entzweitest. Für das notwendige Kapital ließe sich ja vielleicht Rat schaffen. Aber Du brächtest Dich doch in eine schiefe Stellung, wenn Du ein neues Geschäft gründetest. Du müßtest mit denselben Leuten weiter handeln, mit denen Du bisher im Namen Deines Vaters verkehrt hast. Du würdest sein Konkurrent; denn ich fürchte, er wird versuchen, das Geschäft weiter zu führen, auch wenn Du austrittst."

Joseph nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Deinem Bruder würde ich aber von jetzt ab fest gegenüber treten," riet Reiner. „Seinen Einfluß auf die Eltern mußt Du zu brechen suchen, und eine übertriebene Geldunterstützung verhindern. Du hast von dem Vermögen nun einen Teil miterworben, da darfst Du ein Wort mitsprechen, wenn es verschleudert werden soll. Ich glaube nicht, daß sich Dein Vater vernünftigen Vorstellungen verschließen wird."

Joseph hörte die Ausführungen des Andern ruhig an.

Aber als er sich verabschiedete, sagte er traurig: „Du kennst die Macht noch nicht, die Tonius über meine Eltern besitzt, und Du übersiehst, daß ich meinen Bruder hasse.“

Reiner schüttelte ungläubig den Kopf.

„Doch ich hasse ihn,“ sagte der andere finster. „Und wenn ich mich in die Verhandlungen zwischen ihn und meinen Eltern mische, wird dieser Haß sich verraten und das große Wort führen. Das kann meine Sache nur verschlimmern, und deshalb werde ich schweigen müssen.“

Er schlug langsam den Heimweg ein.

Als er auf den Flur trat, hörte er noch Tonius helle Stimme und Gelächter aus der Küche schallen. Still suchte er seine Kammer im ersten Stock auf. Darin hatte Reiner Recht: er durfte sich nicht frei machen. Er hing trotz allem an diesen alten Leuten. Er konnte und wollte sie nicht ihres Kindes berauben; denn er wußte genau, daß der verlorene und wiedergefundene Sohn, dem man da unten jetzt ein gemästet Kalb schlachtete, über kurz oder lang seiner Wege ginge, unbekümmert um die Zerstörung, die er im Elternhause zurückließ.

Mochte kommen, was da wollte, er mußte ausharren. —

Sein Talent zur Geduld kam Joseph in der nächsten Zeit sehr zu statten.

Tonius merkte man schon am folgenden Tage nichts mehr davon an, daß er nur ein geduldeter Gast im Hause sei. Er orientierte sich gleich, soweit ihm das möglich war, über den Stand des Geschäftes. Auch in Josephs Heiligtum drang er ein und steckte seine spitze Nase in dessen Bücher. Der junge Kaufmann ließ ihn gewähren, er verließ solange das Kontor, bis er den andern ins Haus treten sah.

Dieser machte noch einen Besuch auf der zweiten Etage bei seiner Freundin, der Frau Riren, dann ging er in die Stadt, um erst am Abend zurückzukehren. Vor ihm war ein Korb mit zwei Dutzend Flaschen Weißwein eingetroffen. Frau Trina hatte stillschweigend die Rechnung bezahlt.

Am Abend forderte Tonius Gläser, schenkte dem Vater und sich ein und machte auch Miene, Joseph ein Glas zu füllen; aber dieser dankte.

„Sieh Vater, das ist ein Tropfen für Dich, in Deinem Alter muß man sich zuweilen eine solche Anregung gönnen. Ich habe die Sorte eigens für Dich ausgesucht," meinte der besorgte Sohn.

„Er ist ganz gut; aber ich kann mir das nicht leisten," sagte der Alte lachend. „Nein, wenn ich mein Maß Bier habe oder zwei, dann bin ich ganz zufrieden. Das bekommt mir auch viel besser. Was der Mensch gewohnt ist, dabei soll er bleiben."

Und der Vater blieb für die Folge bei seinem Bier, wenn nämlich Frau Trina welches spendierte, Tonius trank den Rheinwein.

Nach einigen Tagen erschien der junge Mann im Kontor, als dort eben außer seinem Bruder auch der Vater anwesend war.

„Ich habe mir jetzt eine Wohnung ausgesucht," begann er in bester Laune. „Nun kann also das Geschäft losgehen."

„Was hast Du denn eigentlich vor?" erkundigte sich der Alte neugierig.

Tonius zog lächelnd eine Karte aus seiner Brieftasche und reichte sie dem Vater hin.

„Tonius Pätz, Architekt und Bauunternehmer," las dieser. Es machte keinen großen Eindruck auf ihn.

„Das ist ganz schön und gut. Aber wo bekommst Du das Geld her? Etwas ist doch dazu immer nötig."

Der Sohn nickte.

„Ich habe auch Geldleute hinter mir, natürlich. Kennst Du den alten Adenheuer?"

„Na, wer kennte den nicht. Ich glaube einen größeren Halsabschneider giebts in ganz Köln nicht."

„Aber er hat Geld," meinte Tonius.

„Das wird wohl wahr sein," bestätigte Pätz.

„Na, zu schröpfen giebt es bei mir nicht viel. Also kann ich mich ruhig mit ihm einlassen. Er giebt das Nötige her."

Pätz greinte. „Dann bist Du ja fein heraus."

„Stimmt," lachte auch Tonius. „Es handelt sich nur einstweilen darum, die Miete für meine neue Wohnung zu bezahlen und das Mobiliar anzuschaffen. Dafür muß ich nun allerdings selbst sorgen; denn mit solch einer Lappalie mag ich dem Adenheuer doch nicht gleich kommen."

„Das finde ich ganz vernünftig. Das mußt Du selbst besorgen," sagte der Alte und ging hinaus, um seinen Esel anzuspannen.

Wieder vergingen einige Tage.

Dann faßte Tonius den Alten im Beisein der Mutter. „Jetzt habe ich ein Terrain gekauft an Pantaleon," erzählte er. „Es ist eine gute Lage, und wenn später einmal der alte Bahnhof da fort kommt, wird sie noch besser."

„Das dauert aber wohl noch einige Zeit," erwiderte Pätz.

„Sie ist auch jetzt schon was wert. Mit dem Bauen kann es bald losgehen. Aber der Adenheuer, der das Meiste davon natürlich bezahlt hat, will nun nichts für meine Einrichtung herausrücken. Da muß ich sehen, wo ich sonst etwas kriege. Der Teufel ist, daß ich für den Rest der Grundstückzahlung all mein bischen Kröten hergeben mußte. Ich muß mich wirklich umsehen, wo ich ein tausend Mark gepumpt bekomme."

„Auf das Grundstück hin muß das doch leicht sein," meinte die Mutter.

„Ja, das sagst Du wohl," entgegnete Tonius. „Es macht aber einen schlechten Eindruck, wenn ich jetzt herumlaufen muß und solche Kleinigkeit zu leihen suche. Aber was hilfts?" damit ging er hinaus.

Frau Trina sah ihm stolz nach. „Er ist doch ein ganzer Schlauberger, nun kauft er Grundstücke und baut

Häuser. Er ist sicher in ein paar Jahren so reich, daß er uns kaum noch kennt."

Pätz schüttelte den Kopf. „Der Adenheuer hat das Grundstück gekauft, und er thut nichts, als den Namen hergeben für dessen Schwindelgeschäfte."

„Du bist immer so klug, wenn es sich um Sachen handelt, die Du nicht verstehst," sagte Trina. „Tausend Mark, das ist ja viel Geld für uns; aber Du solltest sie ihm doch geben, er bezahlt sie wieder zurück. Und Du kannst Dir gute Prozente geben lassen."

Pätz wehrte sich. Er war ganz gut gestellt, aber tausend Mark war wirklich zu viel für ihn, wie Frau Trina auch gesagt hatte. Indes half das alles nichts. Die eindringlichen Vorstellungen seiner Frau und die Affenliebe zu seinem ältesten Sohn siegten schließlich doch.

Als Tonius zum dritten Male mit dem Vater über seine Geschäfte sprach, da ließ er den Alten nicht eher entkommen, bis er eine bestimmte Zusage erhalten hatte.

Joseph mußte Geld besorgen, und Pätz bezahlte die Miete und kaufte die Einrichtung.

„Die bleibt Dein Eigentum," sagte Tonius. „Ich benutze sie nur einstweilen. Wenn ich etwas verdient habe, so kauf' ich sie Dir ab."

So bezog der junge Baumeister seine Wohnung in der Nähe der Baustelle, zwei Zimmer im Erdgeschoß, ein Schlafzimmer und ein Bureau, worin er allerlei Bretter, Rollen und Mappen zusammenschleppte, auch Reißschienen, Winkel und Meßstangen fehlten nicht. Und so würde es sich ungeheuer gemacht haben, wenn nicht meist die Hauptsache, der Herr Bauunternehmer selbst, gefehlt hätte. Der saß aber, wenn er nicht auf dem Bau selbst war, lieber in irgend in einer Weinstube und machte da Projekte.

IV.

Reiner ging jetzt alltäglich nach den verschiedenen Bauten hinaus, die unter Gerhardts Oberleituug aufgeführt wurden.

Diese Unterbrechung der Bureauarbeit war ihm sehr willkommen. Sein starker Körper verlangte Bewegung in der freien Luft, und die Beschäftigung an sich behagte ihm auch.

Im Bureau war sonst die Sachlage unverändert geblieben, höchstens sahen die Kollegen den „Bauingenieur" noch mißgünstiger an als früher, und Heinrich Schellberg erging sich noch immer in allerlei Andeutungen, daß die Sache wohl nicht lange dauern werde.

Reiner gab sich eine Zeit lang Mühe, den Wirtssohn günstiger für sich zu stimmen; es wollte ihm damit nicht gelingen. Er bedauerte das gewissermaßen; es mochte damit zusammenhängen, daß er mit der Schwester des jungen Mannes, mit Traudchen Schellberg, recht gut auskam.

Er hatte sich angewöhnt, ehe er nachmittags auf die Bauplätze ging, ins Vorderhaus einzutreten und einige Augenblicke mit Traudchen, die dann meist in der Theke saß, zu plaudern.

Er schwatzte dann mit ihr über allerlei Dinge, von denen er glaubte, daß sie nach dem Sinne des jungen Mädchens seien. Bücher, die beide gelesen, irgend eine Theateraufführung oder ähnliches bildeten in der Regel den Gegenstand ihrer Unterhaltung.

Sie führten ein „gebildetes Gespräch", wie Heinrich es verächtlich nannte. Er hatte auch nicht ganz Unrecht, wenn er behauptete, daß nichts dabei herauskomme.

Im Allgemeinen wunderte sich Reiner über die Oberflächlichkeit von Traudchens Bildung. Er brauchte mit seiner Berechtigung zum einjährigfreiwilligen Dienst durchaus nicht hinter ihr zurück zu stehen. Manches, was er für unerläßlich hielt, war dem Mädchen unbekannt. Und doch hatte sie manches Buch gelesen, das er nicht in die Hand genommen hätte schon des Titels wegen.

Er maß dem Pensionate die Schuld bei an Traudchens lückenhaftem Wissen und zieh ihre Lehrer des Leichtsinns, wenn sie einmal etwas sagte, was sonst Mädchen ihres Alters jungen Leuten gegenüber nicht zur Sprache bringen. Er machte auch den Versuch, indem er ihr ab und zu ein gutes Buch brachte, den verderblichen Einfluß von deutschen und französischen Schandromanen abzuschwächen. Es zeigte sich indes nur ein geringer Erfolg.

Traudchen waren seine Besuche angenehm. Sie wurde als gebildetes Mädchen behandelt und konnte mit dem, was sie gelernt hatte, mit einigen französischen Brocken und einem gezierten Stil, sich brüsten.

Die Anknüpfung wäre so für Reiner wohl ganz fruchtlos gewesen, wenn er nicht außer ihren Worten immer einen freundlichen Blick ihrer hellbraunen Augen davon getragen hätte, der ihm am Ende mehr dünkte, als alle Geistreichigkeiten, die je von den Lippen einer Aspasia oder George Sand geflossen sein mögen.

Die Stunde nach Tisch war zu diesem Gedanken- und Blickeaustausch sehr glücklich gewählt; denn meist war um diese Zeit die Bierwirtschaft leer, zuweilen traf aber Reiner doch einen Gast an.

Es war das Karl Lenz, der Sohn der Frau Riren aus ihrer zweiten Ehe, ein kleines zierliches Figürchen, etwas engbrüstig. Er trug sich stutzerhaft gekleidet, aber ungefähr so, wie die Stutzer in den vierziger Jahren

unseres Jahrhunderts es gethan haben. Die Wäsche war zuweilen ausgefranst, aber stets von tadelloser Weiße. Ein kühner Byronknoten verriet die Genialität des Knüpfers. Das Haar trug er straff aufwärts stehend. Das Gesicht war immer glatt rasiert und jede Spur eines künftigen Bartwuchses sorgfältig ausgetilgt. Tiefe Falten an den Mundwinkeln ließen darauf schließen, daß der junge Mann mit viel Pathos rede und deklamiere. Seine Rede klang auch nicht wie die anderer Menschen, sie zeichnete sich durch sonderbare Wortverbindungen und kühne Bilder aus.

Die Sonnenstrahlpfeile gleißten bei ihm durch die blitzenden Scheiben und ließen das goldene Gerstenblut im Becher erfunkeln.

Reiner konnte ihn nicht recht ausstehen. Einmal, weil er alles an dem Kleinen unnatürlich und angequält fand, und mehr wohl noch deshalb, weil derselbe einer hochpoetischen Neigung für Traudchen gar zu häufig Ausdruck verlieh.

Das hübsche runde Mädchen erschien ihm bald als eine Königin im Reiche des Liebreizes, bald als eine Nymphe, die mehr noch durch ihre holde Anmut labe, als durch den erquickenden Trank, den sie kredenze. Einmal verstieg er sich sogar zu einer rosengesprenkelten Fee. Zu dieser Metapher mochten ihn wohl die Sommersprossen im Gesichte der Gescierten verleitet haben, die bei den wärmeren Tagen und dem Aufenthalt im Freien ihr Winterquartier auf der Stumpfnase verlassen hatten und sich über die umliegenden Wangen und Stirne verbreiteten.

Es war klar, daß ein verständiger Mann, wie Reiner es war, solchen Unsinn nicht billigen konnte. Traudchen aber hatte ihr Gefallen daran, wenn sie sich auch hinterher über den Enthusiasten lustig machte. —

Reiner hatte Traudchen den Ekkehard geliehen. Es war dies eines seiner Lieblingsbücher, und er scheute sich fast, danach zu fragen, wie es ihr gefallen habe.

Geht es doch jedem so mit einem gern gelesenen Buche.

Man empfiehlt es weiter, wie einen guten Freund, und ist ungehalten, wenn es keine gute Aufnahme findet. Ja, man hat halb und halb ein Gefühl, als habe man das Buch selbst gemacht; so erfreut einem verständiges Lob das Herz, und so bitter kränkt verächtlicher Tadel.

Erst als Lenz einmal wieder im Wirtszimmer zugegen war, brachte Reiner das Gespräch auf das Buch, in der Hoffnung, daß der Schönredner hierüber nicht mitsprechen könne.

Traudchen erwiderte einige nichtssagende Worte des Lobes. „Es ist charmant. Aber wie dumm, daß der Ekkehard es nicht eher gemerkt hat, daß die Herzogin ein Faible für ihn hatte. Na, heiraten hätte er sie ja freilich doch nicht gekonnt."

Lenz aber machte Reiners Hoffnung gänzlich zu Schanden. Er sprang begeistert vom Stuhle auf. „Sie sprechen vom Ekkehard? Sie haben ihn gelesen? Ah, das ist ein Buch, das sich dreist den Besten an die Seite stellen kann. Was dieser Scheffel für Geschichte gewußt hat, das sieht man allein schon aus den Anmerkungen. Aber ich sage Ihnen, die Geschichte könnte ganz fortfallen, sie ist nur das schillernde Gewand, in das sich die nackte Gestalt der reinsten Poesie hüllt. Die Figuren sind alle nur historisch angezogen, aber ihre poetische Seele schimmert durch. Und das ist das Große, daß allen diesen Phantasiegestalten rotes, poetisches Blut durch die Adern rinnt. Es sind keine Menschen von vor tausend Jahren und keine von heute, sondern sie könnten in ihrer dichterischen wahren Richtigkeit jeder Epoche der menschlichen Geschlechtsgeschichte angehören."

„Herr Lenz, Sie wären doch besser Literaturprofessor geworden," sagte Traudchen und plinkte Reiner zu wie: Nun paß mal auf, jetzt wird er ganz verrückt.

Der begeisterte junge Mann merkte nichts von dieser Augensprache. Aber er wandte sich doch ab.

„Ein Kritiker, nein, nein!" rief er voll Abscheu aus.

„Wissen Sie, etwas in dem Buch ist aber doch zu

dumm," meinte Traudchen zu Reiner. „Das ist die Geschichte mit der Bärin, wie der Ekkehard der sein Gedicht vorliest. Das glaub' ich nicht, daß sie davon was verstanden hat, es war ja doch lateinisch. So klug kann doch ein Tier garnicht sein."

„Nein, das glaube ich auch nicht," erwiderte der angehende Baumeister in übler Laune und ging. —

„Jetzt wissen wir doch auch, wie Kammerfrauen den Virgil lesen," sagt Hadwig zu Ekkehard. Reiner mußte viel daran denken. Der kleine Geniale hatte heute in seinen Augen bedeutend gewonnen. Seine Begeisterung war am Ende doch wohl echt. Und etwas wie Sinn hatte in seinen ungereimten Ausführungen doch gesteckt.

Unterdes saß im Wohnzimmer Overmanns der Baumeister Gerhardt auf dem buntgeblümten Kattun des breiten Sophas, ihm gegenüber in einem Lehnstuhle aus Rohr- und Strohgeflecht der alte Bauer.

Die Stube war ein niedriges, weites Gemach mit kleinen Fenstern und blauweiß getünchten Wänden. In der Mitte der Decke, unter der das geschnitzte Gebälk hervortrat, zeigte sich ein großes Kreuz, links davon ein Anker und auf der andern Seite ein Herz, ganz mit Schwertern gespickt, so daß es einem Nadelkissen ähnlich sah. Der fromme Sinn der Bewohner verriet sich auch in dem Schmuck der Wände, der zumeist aus Heiligenbildern bestand, nur über der rot gestrichenen Kommode hing unter Glas und Rahmen ein trockener Myrthenkranz und ein solcher von Silberblättern, Andenken an die grüne und die Silberhochzeit des Hauswirtes. Darunter war ein kleines Weihwasserbecken angebracht. Ein mächtiger, buntbemalter Schrank und ein einfacher, eiserner Ofen vervollständigten die Einrichtung.

Gerhardt war gekommen, um Overmann zum Verkauf eines größeren Grundstückes vor der Ulrepforte zu bewegen. Er hatte indes bei dem hartköpfigen Alten bisher wenig auszurichten vermocht.

„Ich begreife nicht recht den Grund Ihrer Weigerung,“ meinte er eben. „Ist Ihnen das Gebot zu gering?“

Der große Mann saß mit vorgebeugtem Leibe am Tisch und schaute an dem Besucher vorbei in die Ferne.

„Nein, das ist es nicht,“ sagte er und strich mit der Hand über seinen kahlen Schädel, da er sein Mützchen nicht rücken konnte; denn dem hohen Besuch zu Ehren hatte er es abgelegt.

„Seh'n Sie, Herr Baumeister, schon mein Vater selig sagte: Wohnen können viele Leute auf einem kleinen Fleckchen Erde; aber essen müssen sie von 'nem großen Stück Erd'. Sorg' dafür, soviel Du kannst, daß Dein Feld erhalten bleibt.“

Dem Baumeister erschienen solche Gründe zu weit hergeholt, um den Entschluß eines Menschen zu bestimmen, er hatte keine Lust, mit dem verstorbenen Vater des Alten auch noch zu rechten, er unterbrach deshalb den Sprecher lächelnd: „Ich garantiere Ihnen, daß die Bezahlung bald erfolgt. Wenn ich Ihnen nicht sicher erscheine, so kann ich Ihnen noch sagen, daß ich das Stück garnicht für mich selbst zu erwerben suche, sondern für einen Andern, dessen Kredit über jeden Zweifel erhaben ist.

„Ich glaube Ihnen das alles,“ versetzte Overmann ruhig. „Ihre Vermögensverhältnisse sind mir nicht bekannt, aber Ihr ehrenhafter Charakter, und das ist mir die Hauptsache. Aber ich thu' es doch nicht.“

„Es könnte aber doch auch für Ihren Sohn angenehm sein, wenn Sie ein Kapital in Baar erhielten. Es bietet sich ihm vielleicht die Gelegenheit, eine Arbeit für sich selbst zu übernehmen. Da könnte es Ihnen sehr zu Statten kommen.“

„Mein Sohn weiß, daß er von mir nichts erhält, so lange ich lebe.“

„Das ist doch Ihr Ernst nicht?“ meinte Gerhardt verwundert. „Er scheint ein tüchtiger, zuverlässiger Mensch zu sein.“

Der Alte nickte mit dem großen Kopf. „Das wird auch verlangt, Herr Baumeister. Daß er in dem Fach, das er einmal erwählt hat, sich tüchtig anstrengt, ist nicht mehr wie seine Pflicht. Aber er ist gegen meinen Willen und gegen die Familienüberlieferung zum Bauhandwerk übergegangen. Bei uns hat es immer geheißen: Das beste Wappen in der Welt, das ist der Pflug im Ackerfeld. Sehen Sie, ich bin gegen das viele Bauen, und das weiß mein Sohn auch. Eine Stadt wie Köln ist groß genug, und es sollte dafür gesorgt werden, daß sie nicht größer würde. In großen Städten ist das Elend zu Haus und die Schlechtigkeit. Was ich für mein Teil daran thun kann, daß die Leute auf dem Lande bleiben und daß um die Stadt herum Feld genug frei bleibt, um Gemüse darauf zu ziehen, das thue ich. Und deshalb wird, solange ich es verhindern kann, mein Feld nicht bebaut, von meinem Gelde nicht gebaut. Wenn ich tot bin, kann der Junge machen, was er will, dann habe ich keine Verantwortung mehr."

Gerhardt sah ein, daß an den Mauern dieser Hartnäckigkeit die Geschosse seiner Ueberredungskunst abprallen mußten, wie Erbsen aus einer Windbüchse geschleudert. Er verließ, mißgestimmt über die Erfolglosigkeit seines Besuches, das Overmannsche Haus und begab sich nach dem Fabrikneubau hinaus.

Ein reges Leben herschte dort auf der Baustelle, galt es doch, das Gebäude so bald als möglich unter Dach zu bringen, da der Betrieb noch im selben Jahre aufgenommen werden sollte.

Es war ein Kommen und Abfahren der Stein- und Ziegelkarren. Ueber den schnell aus der Erde emporgewachsenen Mauern hoben sich die Figuren der Maurer in scharfen Umrissen vom Himmel ab. Langsam und schwerfällig stiegen die Handlanger an den Leitern zu den Gerüsten empor, auf der Schulter die schwere Mulde voll Mörtel. So oft auch der ungeduldige Ruf „Spieß" erscholl, ihr Fuß hob sich darum nicht schneller. Der Hand-

langer weiß nichts von einer raschen Bewegung, er kommt weiter wie der Ochse, langsam, aber sicher. Er hat es aufgegeben, sich mit übertriebenem Eifer weiter empor zu arbeiten; das einzige, worauf er noch hofft, ist eine Umkehrung der Naturgesetze, so daß die Feierabendstunde auf den frühen Morgen fiele.

Ein Rollwagen mit eisernen Trägern beladen, war eben auf der Baustelle angefahren, und Reiner rief einige Leute herbei, um dem Fuhrmann beim Abladen behilflich zu sein, als Gerhardt zu ihm trat und fragte: „Wozu soll das denn gebraucht werden?"

„Es sind die Träger für den Speicher. Sie sind grade rechtzeitig gekommen."

„Wie?" sagte der Baumeister. „Die Schienen tragen ja kaum ihr eigenes Gewicht."

„Viel mehr ist ja auch nicht nötig," antwortete Reiner ruhig.

„Sie sind wohl des Kuckucks!" rief Gerhardt ärgerlich aus. „Der Speicher wird mit Malz gefüllt. Lassen Sie auf den Dingern mal ein vier Fuß hoch Malz liegen, dann sollen Sie mal sehen, wie der Kram herunter klappt."

Reiner war verwirrt. „Es soll doch gar kein Malz darauf."

Der Baumeister in seiner Aufregung hörte ihn garnicht.

„Eine verwünscht dumme Geschichte. Aber das kommt davon, wenn man Euch jungen Leuten zu viel überläßt. Morgen könnte mit dem Verlegen begonnen werden, jetzt dauert es noch eine Woche, bis wir die Träger überhaupt erhalten. Das haben Sie wirklich gut gemacht."

„Ich bin vollständig unschuldig daran," versicherte Reiner. „Mir ist nichts von einer stärkeren Belastung gesagt worden."

„Heda!" rief Gerhardt zornig den Leuten zu. „Laßt liegen! Werft das Zeug wieder auf den Wagen und fahrt es nach der Ziegelei. Es kann dort in einem Schuppen abgeladen werden."

Dann wandte er ſich an Reiner. „Schnell geben Sie mir die Maße an.“ Er riß ſeine Brieftaſche hervor.

Reiner holte den Bauplan, er ſah, daß es jetzt nicht Zeit ſei, den Chef über den Vorfall aufzuklären.

Gerhardt rechnete eifrig. Endlich riß er ein Blatt aus dem Buche und reichte es dem Wartenden hin.

„Gehen Sie in die Stadt, und ſehen Sie, ob in einer der großen Eiſenhandlungen ſoviel auf Lager iſt. Nehmen Sie die Schienen lieber ſchwerer als leichter. Bei der Hütte zu beſtellen, iſt nicht mehr möglich. Alſo ſehen Sie zu, daß uns Ihr Fehler ſo wenig koſtet wie möglich, beſonders an Zeit.“

Kopfſchüttelnd ging er nach dem Bau, während Reiner den Platz verließ, um ſeinen Auftrag auszuführen.

Es war ſechs Uhr, als der junge Mann an die Thüre von Gerhardts Privatbureau klopfte.

„Ich habe die Träger in der gewünſchten Stärke vorrätig gefunden,“ meldete er dem Baumeiſter, der ihn ſitzend empfing. „Wir können vielleicht noch morgen mit dem Verlegen beginnen.“

„Es iſt gut,“ nickte ihm Gerhardt zu.

Reiner fand nicht, daß es gut ſei.

„Herr Baumeiſter,“ ſagte er. „Ich kann den Vorwurf der Unachtſamkeit nicht ohne weiteres auf mir ſitzen laſſen. Ich bin an dem Vorgekommenen in ſofern unſchuldig, als man mir thatſächlich eine falſche Angabe gemacht hat. Es iſt mir wirklich geſagt worden, daß der Speicher einem beſtimmten Zweck nicht dienen werde.“

„Es iſt gut,“ wiederholte der Andere ungeduldig.

Reiner trat, anſtatt zu gehen, nur näher an den Schreibtiſch heran. Mit einem mißtrauiſchen Seitenblick legte der Baumeiſter raſch einige Zeichnungen und Pläne zuſammen, an denen er gearbeitet hatte.

„Ich bitte mich von dem Vorwurf loszuſprechen, den Sie mir gemacht haben,“ begann Reiner noch einmal. Das Benehmen ſeines Chefs kränkte ihn tief. „Der Fehler, der

gemacht wurde, ist so unbedeutend nicht. Er kostet Ihnen Geld, und, wie Sie heute nachmittag sagten, vor allem Zeit. Es muß mir daran liegen, eine offene Erklärung zu erhalten, daß ich ihn nicht verschuldet habe."

Gerhardt erhob sich aus seinem Stuhle.

„Das Versehen war nicht so schlimm, eine Nachlässigkeit, nichts weiter. Wären die schwachen Träger gelegt worden, so würde die Sache weit unangenehmer gewesen sein. Aber auch das hätte mich nicht so gegen Sie eingenommen, als dieser Versuch, Ihre Schuld auf die Schultern Ihrer Kollegen abzuwälzen. Leute, die sich auf diese Weise rein zu waschen suchen, kann ich nicht brauchen."

Reiner erblaßte, aber er richtete sich nur höher auf und erwiderte stolz: „Es ist genug, Herr Baumeister. Ich sehe, daß Sie eine Gelegenheit herbeizuführen wünschen, mich entlassen zu können. Sie hätten besser gethan, mir gleich nach der Begegnung mit Ihrer Frau Gemahlin zu kündigen. Ich hätte das verstehen können, so aber —"

Er hielt ein. Gerhardts Gesicht sprühte ihm eine Entrüstung entgegen, vor der er verstummte.

„Schämen Sie sich — wenn Sie können," sagte der Baumeister nach einer Weile und kehrte ihm den Rücken.

„Ich habe keine Ursache, Herr Baumeister. Ich lasse mich nicht schlagen, auch von einer Dame nicht. Ich kannte Ihre Frau Gemahlin nicht; aber, wenn sie mir heute wieder so gegenüberträte, ich würde ihr wieder den Stock entreißen."

„Sie hätten meine Frau nicht gekannt?" sagte Gerhardt zweifelnd. „Sie hätten nicht gewußt, daß — o, ich kenne die Witze der jungen Leute über so etwas sehr gut. Natürlich haben Sie sich nie daran beteiligt."

„Ich weiß nicht, was für Witze Sie meinen," fuhr Reiner fort. „Ich habe mit Niemand über Ihre Familie gesprochen. Doch ist es jetzt für mich ohne Bedeutung, ob Sie das glauben wollen oder nicht. Ich verlange nur noch, daß Sie die Geschichte mit der Bestellung der Träger

untersuchen; denn ich will nichts auf mir sitzen lassen, woran ich unschuldig bin."

Der Baumeister sah nach dieser in festem Tone gestellten Forderung den jungen Mann eine Weile prüfend an.

„Ich muß leider jetzt angeben," fügte dieser hinzu, „was ich vermieden haben würde, wenn Sie mir geglaubt hätten. Herr Schellberg hat mir gesagt, daß der Boden der Fabrik nicht ungewöhnlich belastet werde, und darauf basierte meine Berechnung."

„Wollen Sie so freundlich sein, Herrn Schellberg einmal herüber zu rufen."

Reiner ging nach der Thüre.

„Auch Groß soll mitkommen," rief ihm der Chef noch nach.

Wenige Augenblicke später trat Reiner mit den Gerufenen wieder ein.

„Die Träger für die Malzfabrik sind zu schwach bestellt worden. Haben Sie sich genau an die Aufstellung Herrn Overmanns gehalten?" begann der Baumeister.

„Freilich, ja wohl," brachte Groß in etwas kläglichem Tone hervor.

„Herr Overmann behauptet," wandte der Baumeister sich nun an Heinrich, „Sie hätten ihm falsche Angaben über die Belastung gemacht."

Der Angeredete machte Ausflüchte. „Ich? Das kann nicht sein. Ich habe die Zeichnung gemacht und ihm alles erklärt."

„Du hast mir gesagt," half Reiner seinem Gedächtnis nach, „der Speicher würde als Rennplatz für die Ratten dienen." Und nun gab er eine genaue Schilderung der Scene an jenem unerquicklichen Morgen.

Heinrich hielt den scharfen Blick seines Prinzipals nicht aus. Seine Augen fuhren umher und blieben endlich an den Papieren haften, die Gerhardt an die Seite des Schreibtischs geschoben hatte. Er schien einen Augenblick die fatale Lage zu vergessen, in der er sich befand.

Gerhardt wartete vergebens darauf, daß Heinrich etwas auf die gegen ihn erhobene Anklage erwidere.

„Haben Sie nichts zu sagen?“ fragte er endlich.

„Ich weiß nicht, ob sich die Sache so verhalten hat,“ meinte Heinrich gleichgültig.

„Aber ich weiß es,“ fiel Groß ein. „Ich habe es gehört, Wort für Wort.“

Heinrich zuckte mit den Achseln.

„Herr, ich verlange, daß Sie etwas sagen, was Sie entschuldigen könnte. Mit einem Achselzucken ist hier nichts gethan. Sie haben Herrn Overmann durch Ihre Gleichgültigkeit in einen falschen Verdacht gebracht. Jetzt verteidigen Sie sich.“

Heinrich lachte höhnisch. „Ich dachte an jenem Morgen nicht, daß Herr Overmann überhaupt noch mitzähle,“ sagte er mit frechem Ausdruck. „Es ist sonst noch nie jemand nach einem Zusammenstoß mit der Frau Baumeister —“

„Schweigen Sie!“ unterbrach ihn Gerhardt heftig. „Sie haben hier nicht zu mutmaßen, ob jemand noch zählt, so lange ich Ihnen nichts davon gesagt habe, daß er entlassen ist. Da Sie so genau mit den Gewohnheiten meiner Geschäftsführung vertraut sind, so konnten Sie auch wissen, daß ich nicht dulde, wenn einer meiner jungen Leute dem andern aus Mißgunst Streiche spielt. Die Kosten Ihres Streiches hätte ich mit Geld bezahlen müssen, Herr Overmann aber mit seinem guten Namen, wenigstens bei mir. Denn, wenn er gegangen wäre, wie Sie vermuteten, so fiel der gemachte Fehler ihm zur Last und wäre ihm wahrscheinlich als Bosheit ausgelegt worden. Ich bedauere, nachdem sich mir Ihr Charakter in dieser Weise enthüllt hat, Sie bitten zu müssen, sich nach einer anderen Stelle umzusehen. Sie wissen seit lange, daß ich nicht nur auf Tüchtigkeit im Geschäft, sondern auch auf den persönlichen Charakter meiner Angestellten großen Wert lege. Guten Abend.“

Heinrich entfernte sich, nachdem er noch einen lauernden Blick nach den Papieren auf dem Schreibtisch geworfen.

Groß und Reiner wollten seinem Beispiel folgen; aber den letzteren hielt ein Ruf seines Chefs zurück.

„Bitte nehmen Sie Platz," forderte dieser ihn auf, als sie allein waren.

Er ging eine Zeit lang im Zimmer auf und ab, endlich setzte er sich am Schreibtisch nieder, nahm aus einem der Seitenschränkchen eine Zigarrenkiste hervor und bot Reiner an.

Dieser nahm dankend eine Zigarre, auch Gerhardt bediente sich, und erst nachdem die Havannas entzündet waren, begann der Baumeister in vertraulichem Tone: „Ich habe heute in geschäftlichen Sachen Ihren Vater besucht. Zufällig kam das Gespräch auch auf Ihre Aussichten, und ich hörte mit Erstaunen, daß Sie von ihm zu seinen Lebzeiten keine Unterstützung zu erwarten hätten, die Sie in den Stand setzen würde, sich selbständig zu machen. Ich kann mir allerdings kaum denken, daß es Ihrem Vater mit diesem Vorsatz Ernst ist."

„Vollkommen," versicherte Reiner ruhig. „Ich wußte das aber schon, als ich zur Bauschule ging."

„Ich hatte gedacht, daß Sie die Stellung bei mir nur angenommen hätten, um die hiesigen Verhältnisse kennen zu lernen. Jetzt allerdings muß ich das anders auffassen, und nach dem, wie ich Sie kennen gelernt habe, ist es mir lieb, daß Sie das Verhältnis zu mir als ein dauerndes betrachten. Ich habe jetzt Wichtigeres für Sie zu thun als bisher. Es fehlte mir immer ein Mensch, auf den ich mich verlassen konnte, und der doch auch Andern, besonders den Arbeitern gegenüber, etwas vorstellte. Ich glaube, in Ihnen ist der Mann gefunden. Ich werde Sie morgen auf die Ziegelei führen, Sie können mir dort den Betrieb überwachen helfen. Wenn Sie außerdem weiter den Bau der Fabrik und die andern kleinen Bauten beaufsichtigen, so befreien Sie mich von einer Pflicht, die ich augenblicklich nicht selbst erfüllen kann. Ich werde Ihr Gehalt den größeren Anforderungen und der erhöhten Verantwortlichkeit entsprechend verbessern."

„Herr Gerhardt," sagte Reiner angenehm berührt, „ich weiß nicht, ob ich Ihren Anforderungen entsprechen werde. Wenn Ihnen wirklich durch eine andere Unternehmung die Zeit zur Beaufsichtigung der Ziegelei und der Bauten fehlt, so bin ich bereit, Ihren Vorschlag anzunehmen. Sollten Sie mir ein so großes Vertrauen aber nur zeigen, um das wieder gut zu machen, daß Sie Zweifel in meine Aufmerksamkeit setzten, oder in meinen guten Willen, so ist das jetzt geschehen. Sie können mich deshalb ruhig auf dem Bureau lassen. Ich bin dort sicherer, Ihnen Dienste leisten zu können."

„Ich habe aber dort nichts mehr für Sie zu thun. Ich hätte ohnehin einen Zeichner entlassen, das ist jetzt durch den Fortgang Schellbergs erledigt. Aber draußen bedarf ich jetzt Ihrer Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit. Schwierige Anforderungen an Ihr Wissen stellt der neue Posten nicht. Hie und da einen raschen Entschluß, ein thatkräftiges Zugreifen, das werden Sie sich bald aneignen. Es ist mir Ernst damit, wenn ich Ihnen sage, daß ich einen Mann wie Sie schon lange suchte. Also es bleibt dabei."

Er reichte Reiner die Hand zum Abschiede.

„Morgen früh um sechs Uhr holen Sie mich zur Ziegelei ab," fügte er dann im Geschäftstone hinzu, und schnitt damit jede weitere Erörterung ab.

V.

Es war ein frischer Maimorgen, als Gerhardt und Reiner die Festungswerke durch das Gereonthor verließen und durch die fabrikreiche Vorstadt Ehrenfeld den Weg nach Bickendorf zu einschlugen, in dessen Umgebung das Ziegelfeld Gerhardts lag. Olga, die Tochter des Baumeisters, jene junge Dame, die Reiner am ersten Morgen im Bureau gesehen, begleitete den Vater.

„Sie ist seit ihren Kinderjahren nicht mehr hinausgekommen," sagte Gerhardt. „Nun will sie die Erinnerung an jene Zeit auffrischen, als sie sich noch Kartoffeln in der heißen Ziegelasche dämpfte und als ein köstliches Gericht verspeiste."

Der Baumeister führte auf dem Wege die Unterhaltung. Er wußte in anschaulicher Weise die schnelle Entwickelung der Vorstadt zu schildern, die noch vor wenigen Jahrzehnten selbst nur ein Ziegelfeld gewesen sei.

„Nun reiht sich Fabrik an Fabrik, tausende von Arbeitern finden hier Wohnung und Unterhalt," sagte er.

„Es geht jetzt schneller mit dem Wachstum der Städte als früher," meinte Reiner.

„Es ist aber auch ein ganz anderes Werden," erklärte der Baumeister. „Eine weite Ebene, die fast unbegrenzte Ausbreitung gestattet, ist gegeben. Es entsteht hier durch die Mittel und Intelligenz einiger Einzelnen eine Industrie, eine Fabrik. Das zieht sofort Hunderte von Arbeitern herbei. Gute Verkehrsmittel werden geschaffen, wenn sie nicht schon vorhanden sind. Sie sind nötig für die Menschen und vor

allem für die Waare; denn was die Fabrik hervorbringt, ist nicht für den Verbrauch an Ort und Stelle bestimmt. Geleise sind in dem ebenen Terrain auch bald gelegt, und wenn die Bahn einen Güterbahnhof dort einrichtet, so bietet der Platz für die nächsten Unternehmer schon einen Vorteil mehr. Früher war das anders. Die erste Bedingung zur Niederlassung war eine geschützte Lage. Es kamen mehrere überein, einen solchen Platz auszunutzen. Man verband sich zu gegenseitigem Schutz. Die natürliche Festigkeit des Ortes wurde durch Menschenhand noch erhöht, aber man schränkte sich durch Wall und Graben auch den ohnehin schon geringen Raum ein. Solche Städte wuchsen langsam und nie über eine gewisse Größe hinaus. Es kam hier wenig auf den Entschluß des Einzelnen an. Jahrhunderte hindurch mußten sich die Zerstreutwohnenden in den Schutz der Städte begeben, und es wurde den Zuziehenden nicht einmal leicht gemacht, Bürger einer solchen Veste zu werden. Wer verdächtig erschien, wurde ausgeschlossen. Wir wissen ja, daß ganze Stämme nur unter drückenden Bedingungen sich in den Städten niederlassen durften."

„Es bringt eins das andere mit sich," sagte Reiner. „Die äußeren Schranken begünstigen das Vorurteil. Wir sind freier in unseren Anschauungen, auch unsere Städte und Wohnungen tragen davon das Gepräge."

Der Baumeister nickte zustimmend.

„Und doch," sagte er, „hatten diese alten Städte auch ihre Vorzüge. Es entstand eine innigere Gemeinschaft zwischen den Bürgern einer solchen Stadt. Auch der kleine Mann war mit vielen Banden an den Heimatort geknüpft. Schon dadurch, daß auch ihm der Schutz der Mauern anvertraut wurde in schweren Zeiten, so gut wie den Geschlechtern. Der Gemeinsinn dieser Verbände offenbart sich bei jeder Gelegenheit. Wenn ein Fremder nicht an demselben Galgen aufgeknüpft werden sollte, an den man die Stadtkinder hing, so ist das doch nicht allein lächerlich. Und wir haben

auch eine Reihe von großen Bauten, die fast nur den Wert hatten, den Einheitgedanken zu verkörpern. Denken Sie an unseren Rathausturm, der nach dem Siege der demokratischen Zünfte in der kurzen Zeit von sieben Jahren vollendet wurde. Er legt ein beredtes Zeugnis ab von der Liebe, mit der die geringere Klasse an der Vaterstadt hing."

„Es werden auch jetzt noch solche Bauten aufgeführt," sagte Reiner, der im Stillen die Anschauungen des Baumeisters mit denen seines Vaters verglich.

„Ich will das nicht bestreiten," erwiderte Gerhardt. „Aber mehr und mehr ist das Sache derer geworden, die sich als die Herren der Städte, ich möchte sagen, als ihre Gründer fühlen. Das Volk geht verständnislos an solchen Denkmalen vorüber. Hören Sie nur hin, wieviel spöttische Bemerkungen über solche Verschwendung des Geldes gemacht werden. Die große Masse der Arbeiter, die von dem lockenden Gewinn bald hierhin und bald dahin gezogen wird, sie ist fast heimatlos geworden. Es war ein anderes Gefühl aus dem Bannkreise des heimatlichen Kirchturmes oder Rathausdaches zu treten, als aus dem Dunstkreis ihrer Schornsteine."

„Sie reden dem Partikularismus das Wort," warf der jüngere Mann ein. „Wenn bei uns vielleicht die Anhänglichkeit an den Heimatort nicht mehr eine solche Rolle spielt wie früher, so haben wir dafür jetzt ein Vaterland, wir fühlen uns mit allen Deutschen durch ähnliche Bande verknüpft, wie sie früher die Bürger derselben Stadt verbanden. Und jedenfalls ist es schöner, sich als einer von Millionen Gleichgesinnter zu fühlen, als einer nur von tausenden."

Olga, die bisher nur aufmerksam dem Gespräch gefolgt war, ohne sich daran zu beteiligen, sah jetzt Reiner freundlich an. „Herr Overmann hat Recht," sagte sie. „Papa, wir haben bei dem Tausche nicht verloren."

Der Baumeister lächelte.

„Wenn nur diese Bande wirklich die gleichen wären. Aber glauben Sie denn, daß kein Unterschied ist zwischen den

Gefühlen, die sich von Mann zu Mann ziehen, wenn diese sich wenigstens dem Namen nach von Kindheit an kennen, wenn sie zuweilen persönlich zusammengetroffen sind, zwischen diesen Gefühlen und dem, was man das Band unter Deutschen nennen kann? Die Liebe und der Haß nehmen an Stärke zu, je kleiner der Kreis wird, auf den sie sich erstrecken. Und wenn sich der Mensch hüten soll, sich zu sehr auf sein Ich zu beschränken, so soll er sich ebensowenig nur als Glied der Allgemeinheit fühlen. Die Familie und dann die Vaterstadt müssen uns näher stehen als andere weiter umfassende Verbände. Ist das nicht der Fall, so sind die Verhältnisse in irgend einer Hinsicht ungesund."

Man hatte die Vorstadt längst hinter sich. Langgestreckte viereckige Steinhaufen, die Ziegelöfen, erhoben sich jetzt dicht vor den Augen der Wanderer, dazwischen lagen einige Buden und niedrige Schuppen, zum Teil mit Ziegeln von allerlei Farben, zum andern Teil mit Wellblech oder Pappe gedeckt.

Wo der Weg zur Ziegelei von der Kommunalstraße abzweigte, lag eine der größten Hütten. An einen aus schlechtem Mauerwerk aufgeführten Hauptbau lehnte sich ein kleiner Fachwerkteil mit solcher Hingabe, daß man fürchten mußte, er werde seinen ältern Bruder umdrücken. Mit fast erblindeten Fenstern von verschiedener Größe blinzelten beide auf die Straße hinaus. Ihre halbverfallenen kleinen Anbauten konnten der Behausung auch nicht zur Zierde gereichen, und der Zaun, der einst den verwilderten Kohlgarten umschlossen hatte, jetzt aber nur aus aneinander gereihten Lücken bestand, vollendete das Bild der Verwahrlosung und Lodderigkeit.

„Hier wohnt Meister Kierkejaard," erklärte Gerhardt.

Ein großer, schwarzer Köter kam aus seiner Hütte vor dem Eingang zu dem Häuschen hervor. Er lief den Ankömmlingen soweit entgegen, wie es seine Kette gestattete, und schaute schweifwedelnd zu dem Baumeister auf.

Dieser trat näher und löste die Kette vom Halsband;

mit mächtigen Sätzen umsprang ihn das erfreute Tier. Er mußte sich seiner plumpen Vertraulichkeiten ernstlich erwehren.

Unterdessen waren in der Thür der Hütte drei schmutzstarrende junge menschliche Wesen sichtbar geworden. Ihre ganze Kleidung bestand in einem Hemd, und dieses wieder bestand eigentlich nur in einem einzigen großen Loch, das am Halse begann und bis zu den Füßen herabreichte. Sie steckten ihre schmutzigen Fäuste in den Mund, rissen die Augen so weit auf, daß das Weiße des Augapfels hell in ihren schwarzbraunen Gesichtern glänzte und wichen scheu zurück, als Olga sich dem Häuschen näherte und rasch in dasselbe eintrat.

Der Baumeister ging, ohne die Rückkunft seiner Tochter zu erwarten, mit Reiner weiter. Sie betraten jetzt den aus gelber Asche und rotem Mehl zerfahrener Steine bestehenden Boden des Ziegelfeldes. Das Terrain lag tiefer als die umliegenden Felder.

Die angebrochene Front der Oefen bot sich den Blicken dar. Vor derselben hielt eine Reihe Karren. Aufgerichtet standen die Fuhrleute in diesen und fingen geschickt die Steine, die ihnen von den Ofenarbeitern zugeworfen wurden.

Kierkejaard kam von dort herangestolpert. Er begrüßte den Baumeister mit plumper, übertriebener Demut. Von Reiner nahm er keine Notiz.

Gerhardt richtete einige geschäftliche Fragen an ihn und erklärte dann, auf Reiner deutend: „In Zukunft wird Herr Overmann meist statt meiner herauskommen. Wenn er etwas anordnet, wird es geschehen, als ob ich es selbst befohlen hätte."

Er ließ sich dann das Lieferungsbuch geben und erklärte Reiner dessen Einrichtung.

Als dieser einmal aufschaute, bemerkte er, daß Kierkejaard ihn mit halb spöttischer, halb trotziger Miene musterte. Der Widerwille, den er immer gegen diesen Mann empfunden, wurde ihm in diesem Augenblick deutlicher denn je zuvor. Dies fettige Grinsen hätte ihm Uebelkeit verursachen

können. Er war froh, als der Baumeister weiter ging und sich den Ofensetzern zuwandte. Diese setzten die neugeformten und getrockneten Kuchen schichtweise auf und streuten die gesiebte Kohle darüber.

Während Gerhardt mit dem Meister dieser Gruppe verhandelte, erschien Olga wieder. Sie blieb bei Reiner stehen und begann: „Wie schmutzig diese Leute sind. Wie ihre Augen begierig, unheimlich aus den geschwärzten Gesichtern hervorfunkeln. Man hat fast ein Gefühl, als befände man sich unter wilden Tieren."

Reiner erwiederte gutmütig lachend: „Es ist eben keine reinliche Arbeit, den ganzen Tag mit Kohlen umgehen."

„Nein, nein," fuhr Olga mit leisem Schaudern fort. „Aber muß denn auch die schmutzige Arbeit die schmutzige Gesinnung erzeugen? Mir krampft sich das Herz zusammen vor diesen neiderfüllten Blicken."

Olga hatte das Herz voll von dem, was sie in Kierkegaards Hütte gesehen, aber Reiner wußte davon nichts, ihn ärgerte, daß sie schlecht von den Arbeitern sprach. Sie ist hochnäsig, dachte er.

„Sie haben eben selbst gesagt, daß der Ausdruck der Augen nur ein so unheimlicher ist, weil die Gesichter vom Kohlenstaub geschwärzt sind. Sehen Sie diese Leute an ihren Feiertagen, wenn sie Zeit haben, reingewaschen zu bleiben, so werden Sie entdecken, daß es Menschengesichter sind wie andere auch." Er wollte das in scherzendem Tone sagen, ein leiser Vorwurf klang durch.

„Es ist ja möglich, daß andere auch nicht besser sind," gab Olga herbe zurück.

Gerhardt trat herzu und führte seine Begleiter nunmehr nach den Bahnen.

Der bereits von der Lehmschicht entblößte Boden war hier möglichst flach geschaufelt und in gewissen Abständen durch kleine Gräben in einzelne mit Sand bestreute Felder geteilt. Auf den mäßig erhöhten Borden der Gräben standen die halbgetrockneten Kuchen zu Mauern aufgeschichtet.

Den Hintergrund schlossen Wälle aufgeworfenen Lehmes ab. Den Platz überragten zwei auf stehengebliebenen Erdkegeln thronende Pumpen, von denen aus das Wasser in offenen Holzrinnen zu den Arbeitplätzen am Fuße der Lehmberge geleitet wurde. Dort standen die Lehmtreter bis über die Kniee in dem feuchten Brei, den sie möglichst gleichmäßig durchzuarbeiten hatten.

Am Tische auf der Bahn schaffte der Former mit drei oder vier Abträgern, zumeist Kindern.

Mit Interesse sah Reiner dem raschen Arbeiten dieses Mannes zu. Wie die Kinder die Holzform ins Wasser tauchten und sie auf den Tisch legten vor den Former hin, der mit wuchtigem Wurf die breiige Masse in die Form schleuderte und mit einem Brettchen den überflüssigen Lehm abstrich. Er bewunderte die Schnelligkeit des Abziehens der so gefüllten Form durch die Kinder, ohne daß je einer der nassen Lehmkuchen aus dem Holzrande herausgefallen wäre. Laufend trugen sie den Stein an den Ort, wo er liegen sollte, die Form wurde niedergesetzt, umgeklappt, langsam und vorsichtig abgezogen, und der Stein lag in Reih und Glied.

„Leim op!" schrie der Alte am Tisch; denn unter den Augen des Herrn wollte er zeigen, wie schnell er arbeiten könne. Der Zuträger kam vom Mengplatz her, mit dem Vogel gehäuft voll Lehm auf den Schultern und schüttete ihn auf die Seite des Formtisches. Fast bis zu den Zuschauern hinüber spritzten die gelben Tropfen.

Eines der Kinder, die alle gleich in blaue Hosen und Jacken gekleidet waren, schlug mit der gefüllten Form nicht den gewöhnlichen Weg ein. Es kam mit zögernden Schritten auf den Ort zu, wo Gerhardt und seine Begleiter standen.

Die runden Formen und die gefälligen Bewegungen ließen erkennen, daß man ein heranwachsendes Mädchen vor sich habe. Auch ließ, als es näherkam, das Gesicht keinen Zweifel daran mehr bestehen. Die Haare waren unter einem Tuche versteckt, aber die Augen blickten so ver-

legen, und die Schamröte der Wangen leuchtete trotz der zahlreichen Lehmspritzen durch.

Das Mädchen ging auf Olga zu, ließ die Form dicht vor ihren Füßen nieder und zog sie kunstgerecht ab, indem es folgenden Vers dazu murmelte:

„Ich schlage der Dame vor einen Stein
Von Wasser und von Leim,
So blitz und so blank,
Daß der Dame das Trinkgeld in der Tasche erklang;
Wir trinken lieber Wein als Bier,
Das ist so Ziegelbäcker Manier."

Jetzt stand das Mädchen wartend da. Die eine Hand leicht auf die runde Hüfte gestützt, während die andere mit der leeren Form nachlässig herabhing. Der linke Fuß war etwas vorgeschoben, der Kopf bescheiden nach vorne geneigt, so daß unter dem groben Tuche die feine Linie eines glänzend weißen Nackens sichtbar wurde.

Reiner fand, daß etwas sehr Rührendes sich in dieser Haltung des geduldigen Abwartens ausspreche. Er erwartete, daß die schöne Tochter seines Chefs nun einige freundliche Worte an das Mädchen richten werde. Statt dessen sah er mit Verdruß, wie eine Röte sich über ihr Gesicht ergoß, und daß sie die dunkelblauen Augen wie erzürnt abwandte. Der Ton, mit dem sie dann zu ihrem Vater sagte: „Gieb ihr etwas," klang hart in Reiners Ohr.

Es ist schade, dachte er bei sich, soviel Schönheit und so wenig wahre Liebenswürdigkeit.

Der Baumeister gab dem Mädchen das erbetene Trinkgeld, und dieses eilte erfreut an seine Arbeit zurück. Gerhardt winkte den Former heran.

„Das ist Meister Weber, mein bester Ploegbaas," sagte er zu Reiner, als der Mann herbeigekommen.

Der Gelobte lachte über das ganze Gesicht.

„Außer diesem ist nur noch eine deutsche Gruppe da, die andern sind Holländer. Sie kommen im Frühjahr und gehen gegen Ende des Sommers."

„Deshalb heißen sie auch die Lehmschwalben," ergänzte grinsend der Arbeiter.

Gerhardt nahm ihn einige Schritte bei Seite und verhandelte leise mit ihm.

Reiner erwartete, daß Olga wieder durch einige Worte ihre Verachtung dieser Arbeiter bezeugen werde, aber sie stand und streichelte den großen Hund, der sich die ungewohnten Liebkosungen gern gefallen ließ. Ihr Gesicht hatte einen traurigen Ausdruck angenommen; sie schien Reiners Anwesenheit ganz vergessen zu haben.

Noch eine geraume Zeit führte der Baumeister den jungen Mann umher, erläuternd und erklärend.

„Es sind fast alles Leute, die schon lange hier sind und ihre Sache verstehen. Die Hauptsache ist, daß ihnen auf die Finger gesehen wird. Die Fabrikation ist ja sehr einfach und bei einiger Mühe werden Sie die Sache bald übersehen." Damit verabschiedete sich Gerhardt und schlug mit seiner Tochter den Heimweg ein.

Reiner blieb zurück, um noch einmal die einzelnen Arbeitsplätze zu besuchen. Er stieg auf einen der alten ausgebrannten Oefen vom Vorjahre, und hielt Umschau.

Auf der weiten Ebene gewährte selbst ein so wenig erhöhter Standpunkt einen umfassenden Rundblick.

Ueber Bickendorf und Ossendorf schweifte der Blick bis nach den langgestreckten Rücken des Vorgebirges hin. In größerer Nähe erhob sich neben einem Außenfort eine Baumgruppe, der Nüssenbergerbusch. Die ausgedehnte Waldung, zu der einst die festfrohen Kölner alljährlich in der Marsilius-Holzfahrt ausgezogen, war bis auf dieses geringe Ueberbleibsel zusammengeschmolzen. Seitwärts davon breitete sich die Worringer Ebene aus. Ueber dem Rhein, den man selbst nicht sah, blauten in der Ferne die Ausläufer des Schiefergebirges, das Bensberger Schloß schimmerte hell von seiner Bergkuppe herüber. In scharfen Konturen hoben sich die Hausdächer und Türme der Stadt Köln gegen Süden vom Himmel ab; alle überragend, wie auf den Darstellungen

beginnender Kunst ein König seiner Unterthanen, der Dom mit seinen gewaltigen Steinmassen.

Wie das alles so schimmerte im Maisonnenlicht, erschien es Reiner eine fröhliche Schau, und er freute sich, daß er nun öfter den engen Gassen entrinnen könne und das Auge sich einmal ausschauen lassen.

Sein Blick verfolgte den Weg, der von dem Ziegelfelde nach der Stadt führte; er traf auf die dahinschreitenden Gestalten des Baumeisters und seiner Tochter. Da kamen ihm wieder andere Gedanken.

Der Stolz Olgas hatte ihn mehr gekränkt, als er sich gestehen wollte. Ihre große, schlanke Figur, der zierliche Kopf von einer Fülle schwarzen Haares gekrönt, das ebenmäßige Gesicht mit den tiefblauen Augen, das alles machte ein Ganzes, wohl dazu angethan, die Bewunderung eines jungen Mannes zu erregen, und Reiner hatte in jugendlicher Leichtgläubigkeit sich auch ihr Inneres mit Vollkommenheiten ausgestattet, die den äußern nichts nachgaben. Nun traf er bei so kurzer Bekanntschaft auf diesen Hochmut, eine Eigenschaft, die ihm auch jedes fernere Erforschen ihres Charakters unmöglich machte; das war ihm ärgerlich.

Aber fand sich nicht bei ihrem Vater eine ähnliche Denkweise? War nicht sein Urteil über die Zuverlässigkeit der Arbeiter auch ein hartes? Im Verkehr mit den Leuten war er zwar freundlich, wie auch ihm, Reiner, gegenüber, aber eine unsichtbare Schranke bestand doch. Er war der Herr und der andere der bezahlte Arbeiter, mochte er nun Kierkejo·d heißen und heucheln, mochte er Groß heißen und die Anhänglichkeit selbst sein, sie alle hatten für ihn nur Geltung, soweit sie seinem Geschäft nützlich sein konnten. Eine persönliche Annäherung schien selbst durch jahrelange treue Dienste, die man dem Geschäft leistete, nicht erreicht zu werden.

Nun, es ist seine Sache, sagte sich der junge Mann endlich, als die beiden zwischen Zäunen verschwunden waren.

Einen zuverlässigen Arbeiter soll er wenigstens an mir gefunden haben.

Es war fast Mittag, als er die Ziegelei verließ. Kierkejaard ging bis zu seiner Behausung mit.

„Sie haben nicht gefrühstückt," sagte er in seiner gewöhnlichen aufdringlichen Weise. „Kommen Sie mit herein. Einen Genevre kann ich Ihnen geben, so kriegen Sie in ganz Köln keinen. Einer der Holländer bringt ihn mit."

Reiner dankte. Selbst wenn er nicht gefürchtet hätte, seiner Würde etwas zu vergeben, durch Annahme dieses Vorschlags, so hätte ihn doch das unappetitliche Aussehen des Einladenden und das verkommene Aeußere des Häuschens abgehalten, dort etwas zu genießen. Es war ihm unbegreiflich, wie die stolze Olga am Morgen hatte in diese Höhle eintreten mögen.

Gerhardt hatte Recht gehabt, als er behauptete, daß Reiner sich bald mit der Fabrikationsweise vertraut machen werde. Der Baumeister selbst erleichterte ihm das Verständnis der neuen Arbeiten, indem er ihm abends, wenn Reiner kam, um Bericht zu erstatten, über dies und jenes längere Auseinandersetzungen machte und seine Erfahrungen mitteilte.

Schwieriger wurde es dem jungen Mann, sich auf der Ziegelei Geltung zu verschaffen. Die einzigen, die ihn von vornherein als berechtigten Vertreter des Herrn selbst ansahen, waren Sultan, der Wachhund, und Meister Weber.

Dieser entschuldigte sich gleich am ersten Tage, daß er zu wenig Abträger habe, er werde sich aber nach einem geeigneten Knaben umthun. Reiner bemerkte, daß das Mädchen fehle, welches am vorhergehenden Tage Fräulein Gerhardt den Stein vorgeschlagen. Auf seine Erkundigung, wo es geblieben sei, entgegnete der Alte, daß der Baumeister ihm untersagt habe, fernerhin Mädchen zu diesem Geschäft zu verwenden.

„Es ist wohl auch besser, Ihr nehmt Jungen," meinte Reiner.

Mit den übrigen Meistern und den Arbeitern am Ofen hatte Reiner einen schweren Stand. Die Holländer schienen ihn schlecht zu verstehen, und auch er begriff nicht immer, was sie ihm erwiderten. Unter den heimischen Arbeitern aus den umliegenden Vororten sprach es sich bald rund, daß der Verwalter nur der Sohn eines Kappesbauern sei. Man wollte auch, nachdem Heinrich Schellberg sich einmal auf der Ziegelei gezeigt hatte, wissen, daß er nicht viel verstehe, ja man sprach davon, daß er nur der Frau Baumeister seine Stellung verdanke.

Reiner erfuhr zwar diese Einzelheiten nicht, aber daß man seinen Anordnungen garnicht oder nur widerstrebend folgte, das mußte er bald merken.

Das Haupt der Opposition erkannte er in Kierkejaard. Nachdem dieser Biedermann in seiner derben Weise verschiedentlich versucht hatte, mit Reiner in ein vertrauliches Verhältnis zu kommen, nachdem der junge Verwalter aber sogar den Verlockungen eines ganzen Kruges Genevre tapfer widerstanden hatte, war Kierkejaard dazu übergegangen, sich jeder Maßnahme Reiners offen zu widersetzen.

Eine Zeit lang sah dieser das ruhig mit an, dann beklagte er sich beim Baumeister über die Verstocktheit des Aufsehers.

Gerhardt zuckte die Achseln. „Sie müssen sehen, im Guten mit ihm zurecht zu kommen. Ich bin leider an den Menschen gebunden."

„Es wird schwer halten," erwiderte Reiner, „wenn Sie ihm nicht bei Gelegenheit noch einmal sagen, daß meine Anordnungen eigentlich die Ihrigen sind."

„Ich werde ihm Vorstellungen machen," sagte Gerhardt gedrückt, „gewiß, er soll Sie respektieren."

Das war ganz gegen seine gewöhnliche Art, mit den Leuten zu verfahren. Reiner stand vor einem Rätsel.

Es konnte ihm die ganze Stellung verderben, wenn er nicht das Uebergewicht über diesen Mann erlangte. Und wie sollte er das erreichen, wenn ihn der Baumeister

in seinen Bemühungen nicht aufs nachdrücklichste unterstützte?

Mißmutig trat Reiner in das große Bureau ein. Es war spät. Die Zeichner waren fort. Auch Groß hatte bereits sein Pult abgeschlossen und wusch sich die Hände, um gleichfalls zu gehen.

„Wie geht es denn eigentlich draußen?“ erkundigte er sich, als Reiner eintrat.

„Es würde schon gehen, wenn mir der Herr Baumeister außer mit gutem Rat auch etwas mit der That beispringen wollte.“

„So so,“ machte der Schreiber und fuhr, wie er bei diesem Ausdruck zu thun pflegte, mit der rechten Hand überlegend ans Kinn, ohne zu merken, daß er die Finger voll Seifenschaum hatte.

„Er wechselt, scheint es, im Betriebe die Leute nicht so leicht wie hier auf dem Bureau.“

„Es hat wohl auch mehr Schwierigkeiten, neue, bessere zu bekommen,“ sagte Groß und rieb sich bedenklich das Kinn.

„Ja, aber dieser Kierkejaard. Sie sind doch auch sicher über die Verhältnisse da draußen unterrichtet. Sagen Sie mir doch nur, was hat er an dem für einen Narren gefressen. Ich würde dem Mann nicht über den Weg trauen.“

Der Schreiber schnitt ein klägliches Gesicht, die Hand sank ihm herab, und bei dem Seifenschaum, der ihm am Kinn klebte, hätte ein eben Eintretender auf die Idee kommen können, er habe einen Menschen vor sich, der sich vor dem Rasieren fürchte.

„Sie sind, scheint es, verurteilt, immer die wundesten Punkte zu berühren,“ sagte der Eingeseifte. „Lassen Sie doch den Kierkejaard. Sie sind grade da, um den schlechten Einfluß des Menschen auf die Leute zu brechen.“ Und als sei damit die Sache erledigt, begann er, sich die Hände und das Kinn abzutrocknen. Reiner schien anderer Ansicht.

„Er war Jahre lang Meister auf der Ziegelei, er hat dort eine Macht erlangt, die erfordert, daß der Herr selbst

ihm entſchieden entgegentritt. Was ſoll ich gegen ihn ausrichten? Ich bin kaum eine Woche draußen. Das Geſcheiteſte wäre überhaupt, der Herr Baumeiſter jagte ihn einfach fort."

„Das kann er ja eben nicht. Ich will Ihnen was ſagen; denn Sie werden es nicht mißbrauchen und nicht glauben, daß ich ſchwätze über Sachen, die mich nichts angehen." — Der Alte ſah ganz geheimnisvoll aus. — „Kierkejaard iſt der Schwager des Herrn Baumeiſter."

Reiner war verblüfft. „Wie? Der Schwager?" fragte er ſtaunend.

„Jawohl. Die Frau Baumeiſter iſt eine Schweſter des Kierkejaard."

„Wie kommt denn das? Wie kann denn Herr Gerhardt eine Schweſter dieſes Kierkejaard heiraten?"

„Es kann uns gleich ſein, wie er dazu kommt," ſagte der Schreiber und hing das Handtuch wieder an den Nagel. „Ich rate Ihnen wenigſtens, nicht darnach zu fragen. Aber Sie ſehen nun, weshalb Sie in dieſem Fall nicht viel vom Herrn Baumeiſter verlangen dürfen, deshalb habe ich's Ihnen geſagt. Aber können Sie ſich wirklich nicht ſelbſt helfen? Verſuchen Sie's einmal. Und das ſage ich Ihnen, wenn Sie dieſen Kierkejaard unterkriegen, ſo kann außer dem Herrn Baumeiſter niemand froher ſein als ich."

Das Geſicht des Alten rötete ſich und ſeine Augen funkelten unheimlich. Er trat leiſe an Reiner heran und flüſterte ihm zu: „Er iſt ein Schleicher. Lachen Sie nicht."

Reiner war es garnicht lächerlich zu Sinn.

„Ich verſichere Ihnen, bei all ſeiner Plumpheit und Tappigkeit iſt er ein Schleicher, ein wirklicher geheimer Schleicher."

Der junge Mann nickte zuſtimmend.

„Sie ſind ein ehrlicher Mann, Groß, und Sie ſagen ſo etwas nicht, wenn Sie es nicht genau wiſſen. Wir wollen aber jetzt doch allen Ernſtes einmal ſehen, ob wir den fettigen Knaben nicht abmaiern können."

VI.

Es war heute Sophientag.

Frau Pätz mußte den weiten Weg nach der Ziegelei Gerhardts hinaus machen; denn am Namenstage ihrer Schweſter, der Frau Kierkejaards, durfte ſie nicht verſäumen, ihre Glückwünſche und eine Kleinigkeit als Geſchenk zu überbringen. Der weite Weg wurde Frau Trina ſauer. Sie war nicht gewohnt, eine längere Strecke zu gehen, und völlig wurde ſie auch ſchon etwas. Sie hätte zum Teil die Pferdebahn benutzen können, aber dazu war ſie zu ſparſam, der Namenstag koſtete ohnehin grade Geld genug. Müde und erhitzt kam ſie endlich in Kierkejaards Bude an, wo ſofort einige Kinder über ſie herfielen und ihr das Paket zu entreißen ſuchten, das ſie unterm Arm trug.

„Die Tant' hat ſicher wieder ein paar blecherne Leuchter mitgebracht!“ rief der älteſte Junge verächtlich. — Er war ganz der Vater in verjüngtem Maßſtabe, wie er daſtand, beide Arme faſt bis zu den Ellenbogen in die Hoſentaſchen vergraben, den Bauch und den Unterkiefer vorgeſchoben. —

„Und wir brennen auch gar keine Kerzen!“ fügte die nur um ein Jahr jüngere Schweſter hinzu.

„Haſt Du Kamellen?“ ſchrie ein wieder um ein Jahr jüngeres Kind.

„Ja, Kamellen, Kamellen,“ wiederholte der ganze Chor.

„Was das für ein Volk iſt,“ ſagte Frau Kierkejaard und ſuchte an ihre Schweſter heran zu kommen.

Trina brachte ihre Glückwünsche an und übergab das Paket. Die andere öffnete es neugierig.

Ein Paar bunter Porzellanvasen kam zum Vorschein. Auf ihrem runden Bauch prangte ein Strauß schöner Blumen, wie man solche in Wirklichkeit noch nie gesehen hat, weder zur Zeit der Baumfarren, noch zu der der holländischen Tulpenmanie. Trotzdessen waren die Vasen unverkäuflich geblieben, obgleich der Fuß der einen so geschickt angekittet war, daß man es kaum sehen konnte.

Während das Namenstagskind das Geschenk bewunderte, entledigte sich die Tante ihrer zu anhänglichen Neffen und Nichten, indem sie ihnen eine Düte Zuckerzeug einhändigte, wobei sie zur Bedingung machte, daß alle sich auf die lange Bank hinter den Tisch setzten und es dort verzehrten. Dann erst konnte sie ihren Hut ablegen und Umschau halten.

Es sah heute bei Kierkejaards recht festlich aus. Der Lehmfußboden war mit weißem Sand bestreut, und er verriet durch die tiefen, nicht wie sonst mit Staub ausgefüllten Löcher, daß er, stellenweise wenigstens, gefegt worden sei. So war die Reinlichkeit in sinniger Weise angedeutet.

Ein Glück war es bei alledem, daß die kleinen Fenster nicht geputzt waren und nur ein gedämpftes Licht in den Raum fallen ließen, so daß der Blick nicht in die Winkel und Ecken dringen konnte.

Fast die ganze Länge des Raumes nahm ein schmaler Tisch ein, dessen Beine in der Erde festgerammt waren. Auf beiden Seiten begleitete ihn eine gleichfalls mit den Stützen in der Erde wurzelnde Bank. Ueber den Tisch war in der Mitte ein blau- und rotgewürfeltes Tuch gebreitet, die Seiten blieben frei. Die Mitte des Tuches nahm ein ungeheuerer Bund, ein Topfkuchen, ein, aus dem ein Blumenstrauß von entsprechenden Dimensionen hervorragte. Als Adjutanten waren diesem Beherscher der Festtafel zu beiden Seiten die Milchkanne und eine Schale mit „Klümpchen“ (Kandiszucker) beigegeben. Soweit das bunte Tischtuch

reichte, waren Porzellantassen mit sinnigen Inschriften aufgestellt als: „Dem Hausherrn", „Zur Erinnerung" und ähnliches. Wo das kahle Brett sich zeigte, reihten sich bunte irdene Tassen ohne Untersatz an.

Die sonstige Ausstattung des Raumes war dürftig. Ein Glasschrank an der Wand neben der Thür verdiente diesen Namen eigentlich nicht mehr, da an der Stelle der Scheiben nur noch die Löcher vorhanden waren, in denen einst die Scheiben gesessen. Ein Spiegel in gebräuntem Goldrahmen, hinter dem das geweihte Palmreis steckte, das den Blitz vom Hause abhält, schien sich recht vereinsamt zu fühlen, seit er das Lager am Friesenwall bei Gelegenheit von Sophiens Hochzeit verlassen hatte. Er erblindete mehr und mehr. Wahrscheinlich war er es müde, das meist nicht sehr anziehende Bild von Kierkejaard und Familie aufzunehmen. In der entgegengesetzten Ecke des Zimmers stand ein kleiner Herd, auf dem das Kaffeewasser in einem großen Kessel dampfte. Dicht daneben, so daß die ganze Glut des Feuers darauf strahlte, war für das jüngste Familienglied ein Lager in einem Kasten bereitet.

„Wie geht es denn meinem kleinen Patenkindchen?" fragte Frau Trina und näherte sich dem Bett. Sie strich dem Kinde über den kahlen Kopf, ihre hartgearbeitete Hand zuckte zurück, so glühend fühlte sich das kleine Menschenhaupt an.

„Das will garnicht recht weiter," meinte die Mutter und sah mit ärgerlichem Ausdruck nach dem Wurm hinüber. „Es kriegt nicht mal Haare, und da hat es sich den Kopf erkältet. Jetzt leg' ich's immer etwas warm mit dem Köpfchen."

Das kleine gequälte Geschöpf hatte bei der Berührung einige quiekende Töne von sich gegeben, jetzt lag es wieder regungslos. „Es ist sonst ein ruhiges Kind," meinte Sophie, „von den andern war keines so."

„Ja, man hat seine Last mit den Kindern, so lange sie klein sind," bemerkte Frau Trina. „Nun, es wird sich schon wieder machen, es liegt ja warm genug."

„Die Tant' ist doch besser, wie die Cousin'," meinte der älteste Kierkejaard und suchte bei dieser Gelegenheit seiner Schwester ein Bonbon zu entwenden, diese fuhr ihm aber mit der Hand in den Mund und holte es wieder heraus. „Das ist mein, das ist mein," rief sie.

„Wer ist denn die Cousine?" erkundigte sich Frau Trina.

„Nun, dem Gerhardt seine. Olga heißt sie ja wohl. Die war neulich hier."

„Geschimpft hat sie!" rief der Erstgeborene und wiederholte seinen Versuch bei einem andern seiner Geschwister. Es entstand ein kleiner Streit, aber diesmal brachte er seine Beute in Sicherheit, indem er sie einfach hinunterschluckte.

„Es ist ein affiges Frauenzimmer," bestätigte die Mutter und versalzte ihrem Aeltesten die erhaschte Süßigkeit mit einem Knuff. „Wie sie das Kleine da am Ofen liegen sah, wurde sie ganz aufgeregt. Das ist nicht richtig, liebe Frau Kierkejaard, sagte sie, das Kind kann nur noch kränker dadurch werden, es scheint mir die höchste Zeit zu sein, daß Sie einen Arzt nehmen. Was thu' ich mit 'nem Doktor? der kann auch nichts anderes ordinieren, sagte ich. Da wurde sie ganz wild. Es sei die verkehrteste Behandlung, die man einem Kinde angedeihen lassen könne. Da hab' ich mir sie aber gekauft. Ich hätte schon neun gehabt, ob sie das auch von sich sagen könnte. Und sechs davon wären noch am Leben. Da werde ich doch am Ende besser mit Kindern umzugehen wissen als wie sie. Sie wollte den Doktor ja bezahlen und die Pflegekosten. Ich hab' ihr aber heimgeleuchtet. Wenn sie was thun wollt', sollte sie für die Gesunden sorgen. An dem wär ja doch alle Hoffnung verloren. Da schrie sie: Wenn das Kind stirbt, sind Sie dafür verantwortlich. Auch gut, sage ich. Ich hab' noch fünf. All' können sie doch nicht leben bleiben, sie fressen einem ja die Haare vom Kopf."

Frau Trina gab der Schwester hierin Recht. „Was

zu viel ist, ist zu viel. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen." Und die Dokters wären ganz gut für große Leute, aber mit Kindern wüßten sie auch nichts anzufangen, sonst stürben nicht so viele. —

Diese Ueberlegungen wurden durch das Eintreffen der andern zur Namenstagsfeier eingeladenen Gäste unterbrochen.

Es erschien ein Ploegbaas mit seiner Frau und der Meister der Ofensetzer. Die jugendliche Frau eines Ehrenfelder Kohlenhändlers wurde von Kierkejaard selbst herein begleitet. Dieser prangte heute im besten Staat. Sein feister Wanst war in eine lange, grüne Sammetweste gezwängt, und darüber hing ein blauer Gehrock. Zuweilen steckte er die Hände in die Hosentaschen, damit die Talmiuhrkette sichtbar würde.

Man setzte sich sogleich zum Kaffeetrinken, die Alten an die Decke um den Napfkuchen, die Kinder an die kahlen Enden des Tisches. Sophie machte die Wirtin. Sie schenkte den Kaffee ein und schnitt den Kuchen.

Bei den Alten ging es glatt ab, aber die Kinder reklamierten. Das eine glaubte, daß das andere ein größeres Stück erhalten habe. Die Eltern lachten dazu und machten es dann ebenso wie die Kinder; sie fielen über Frau Pätz her, die von ihnen entschieden das größte Stück Kuchen, das heißt: den reichsten Mann, mitgekriegt hatte.

„Was Sie für ein feines Kleid anhaben," begann die Kohlenhändlerin das Gefecht.

„Es ist nur Kaschmir," sagte die Meistersfrau, „aber es sieht aus wie Seide."

„Es ist auch Seide, echte Seide," bemerkt Frau Trina und stieß mit dem Kopf vor, wie ein Vogel, der nach etwas hackt.

Die Frau des Kohlenhändlers hackte derb wieder.

„Es wäre doch schade, wenn es durch den Staub verdorben würde; Sie können es dann morgen nicht mehr verkaufen."

Das war grob. Auf einem beſſern Kaffee würde ſo etwas nie geſagt worden ſein. Trinas Antwort fiel aber auch nicht ſanfter aus.

„Kommen Sie nur morgen zu uns, ob Sie ein Fleckchen daran finden. Ich ſage Ihnen, Sie können es ruhig kaufen, wenn Sie es nur bezahlen können.“

Kierkejaard verſuchte ſeiner Nachbarin beizuſpringen. Er wollte ſich offenbar bei ihr einſchmeicheln und ſpielte den Galanten ſo auffällig, daß ſeine Frau ſich vor ihrer Schweſter ſchämte.

„Wir haben ſchon manches Geſchäft miteinander gemacht,“ ſagte er. „Und ich bin immer gut bezahlt worden. Es waren ganz andere Summen.“

Der eine der Meiſter lachte. „Es iſt gut, daß man die Kohlen nicht zeichnen kann.“

„Und das Stroh für die Matten auch nicht,“ ſagte der Aufſeher gereizt.

So beluſtigte man ſich, bis einer nach dem andern ſeine Taſſe umkehrte, ſo daß der Boden nach oben ſtand; ein Zeichen, daß er befriedigt ſei.

Frau Pätz, nun ausgeruht und geſättigt, war auch etwas beſſerer Laune als zu Anfang des Feſtes. Sie lachte zu den heftigſten Angriffen und begann, mit der Abſicht, die Andern zu ärgern, von ihrem Tonius zu erzählen. „Er wohnt ſo fein,“ ſagte ſie, „und hat ſchon einen Gehilfen und baut drei Häuſer am Pantaleon. Ich hab' ſie ſelbſt geſehen: große herrſchaftliche Häuſer, mit drei Etagen.“

„Ein Dach iſt noch nicht drauf, aber ein paar Hypotheken,“ grinſte Kierkejaard, und dann that er beſchäftigt. „Ich muß noch einmal inſpizieren. Sie bleiben aber, bis ich wiederkomme,“ ergänzte er zu ſeiner Nachbarin, der Frau des Kohlenhändlers. „Wir müſſen noch ein paar Glas zuſammen trinken.“

„Das bekommt mir nicht,“ zierte ſich dieſe.

„O, ich bringe Sie ſchon nach Hauſe,“ lachte er, „wenn Sie nicht mehr gehen können.“ Damit ging er hinaus.

Es war die höchste Zeit, daß er sich draußen sehen ließ, denn Reiner war soeben daran, eine Aenderung im Betrieb anzuordnen. Er ließ nämlich die Wasserleitung verlegen, das heißt, er ersetzte die Holzrinnen, in denen das Wasser von den Pumpen nach den Arbeitsplätzen geführt wurde, durch einige alte eiserne Gasrohre, die er in einem Schuppen entdeckt hatte. Der Vorteil war, daß man die Röhren auf einfachen Stützen in grader Linie zu dem Mengplatz führen konnte, wodurch etwas weniger Wasser verloren ging. Auch konnte man durch eine einfache Absperrung leichter eine beliebige Wassermenge entnehmen.

Kierkejaard wurde krebsrot vor Zorn, als er sah, daß man bei einer ihm so wichtig scheinenden Aenderung nicht einmal seinen Rat eingeholt hatte.

„Was giebt das hier? Was ist hier los?“ fragte er die Arbeiter, die Reiner herbeigerufen hatte, um die Röhren zu legen.

„Sie sehen es ja wohl,“ herrschte Reiner ihn an. „Wenn Sie es aber nicht begreifen, dann warten Sie, bis es fertig ist.“

„Wie?“ rief der andere und trat einen Schritt zurück, als fürchte er, mit einem Irrsinnigen zu thun zu haben. „Sie wollen das Wasser über die Bahnen leiten. Das geht nicht. Sie verderben die Bahnen. Das Wasser tropft in die Haagen.“

„Wir werden die Rohrverbindungen dicht machen. Haben Sie nur keine Sorge,“ erwiderte der junge Mann, über den Eifer des Aufsehers belustigt lachend.

„Was soll denn aber mit den Holzrinnen geschehen, sollen wir etwa die Oefen damit feuern?“ fragte Kierkejaard und lachte nun seinerseits den Verwalter aus.

„Die Rinnen werden wir zum Teil doch noch nötig haben. Es ist auch nicht viel daran verloren,“ beharrte dieser ruhig.

„Die Röhren rosten durch, das ganze Wasser läuft uns in die Bahnen!“ kreischte der fette Mann in voller

Wut. Ich gebe es niemals zu, daß die Leitung hier gelegt wird. Ich will erst mit dem Baumeister sprechen."

„Der Herr Baumeister weiß bereits um die Sache," erwiderte Reiner schroff. „So geringfügig sie ist, so habe ich doch gestern mit ihm davon gesprochen. Ich sage Ihnen das, um Ihre übertriebene Sorge wegen der Bahnen zu beruhigen, nicht, weil es Sie irgend etwas anginge, wenn ich hier Veränderungen treffe."

Die Ueberlegenheit und Ruhe, mit der Reiner sprach, steigerten die Wut Kierkejaards bis zur Sinnlosigkeit. Er fühlte, daß es jetzt galt, sein Uebergewicht über den jungen Mann zu behaupten.

Das Gespräch war so laut geführt worden, daß die Arbeiter an den Röhren, ja daß die nächsten Former es hatten hören müssen. Selbst die Setzer und Kohlensieber am Ofen hielten in ihrer Thätigkeit ein und schauten herüber. Zwischen den alten Oefen wurden einige Fuhrleute sichtbar, die gleichfalls auf den Ausgang des Streites zu warten schienen.

„Sie reißen mir die Arbeiter aus einander," rief der Aufseher. „Sie verderben mir die Bahnen. Ich kann das nicht länger mit ansehen. An den Ofen, Peter; fort, Rieres! Die Wasserleitung bleibt bis morgen. Ich will mit dem Herren sprechen."

„Keiner geht von seinem Posten," klang Reiners Stimme. Ihr Ton war metallisch wie der einer Trompete. „Weiter im Geschäft; legt die Rohre aneinander!" Man hörte, daß er zu kommandieren verstand. Die Arbeiter nahmen die Röhren auf.

Reiner selbst eilte die Bahn hinunter nach dem Lehmwalle zu und faßte das eine Ende eines Rohres, bei dem nur ein Arbeiter stand.

Kierkejaard ging ihm nach. Er hätte sich auf ihn stürzen und ihn mit Fäusten verarbeiten mögen.

„Der Baumeister hat einen solchen Unsinn nie gebilligt," sagte er halblaut, und als Reiner, mit dem Rohre

rückwärts ſchreitend, das zu überhören ſchien: „Ich warne Sie, geben Sie nach, oder es geht nicht gut.“

Der junge Mann kam näher, er mußte nichts gehört haben; denn beharrlich wies er dem Wütenden den Rücken.

Jetzt holte dieſer mit der Fauſt zum Schlage aus. Einen Augenblick ſchien er ſich noch zu beſinnen, da trat Reiners Fuß ſchwer auf den ſeinen, und das Rohr ſtreifte ſeinen Bauch, ſo daß die Uhrkette zerriß.

„Holla,“ rief Reiner. „Wer ſtellt ſich einem aber auch ſo ungeſchickt in den Weg.“ Und indem er ſich umwandte, erhielt Kierkejaard einen zweiten ſo unſanften Stoß, daß er rücklings hinſchlug und in den Lehmbrei zu ſitzen kam.

„Entſchuldigen Sie,“ ſagte Reiner.

Ein Gelächter hob bei den Rohren an und pflanzte ſich fort von Gruppe zu Gruppe. Es klang von dem Ofen her und widerhallte an den Lehmwänden. Es ſchallte hinter den Haagen hervor und verlor ſich bei den Ladeplätzen. — Und Kierkejaard ſaß in ſeinem beſten Staat, in Verzweiflung und im naſſen Lehm. —

Unterdes hatte die Namentagsgeſellſchaft luſtig weiter geneidhudelt und aufgeſchnitten, jeder nach Maßgabe ſeiner Fähigkeiten, und die waren bei allen ſtark.

„Mein Mann hat jetzt ſoviel zu thun,“ machte ſich Frau Sophie wichtig. „Gerhardt hat da ſo'n jungen Mann hergeſchickt, der nichts verſteht. Overmann heißt er. Es iſt ein Sohn von dem reichen Kappesbauern.“

„Ich hab' von ihm gehört,“ ſagte ihre Schweſter. „Aber es hieß, daß er ſehr tüchtig ſei. Der Joſeph kennt ihn.“

„Was weiß denn der Joſeph?“ meinte Sophie wegwerfend. „Von ſeinen Knochen und Lumpen mag er ja etwas verſtehen, aber von der Ziegelbäckerei.“

„Iſt er denn immer noch ſo krank? der Joſeph?“ warf die Kohlenhändlerin mit erheuchelter Teilnahme dazwiſchen. „Es hieß ja ſchon vor drei Jahren, er würde nun bald fertig ſein mit der Welt.“

„Das ſagen ſie immer, wenn einer mal die Auszehrung hat," meinte Sophie. „Er kann noch lange leben. Wenn er erſt mal ans Liegen kommt, dann dauert das noch immer ſo ein Jahr oder ſieben, bis er abgeht. Ich weiß von einem, der hat neun Jahre gebraucht, bis er ſterben konnte, und immer gelegen. Zuletzt war er ſo ſchwach, daß er ſich nicht mehr ſelbſt ein Glas Waſſer nehmen konnte."

Frau Trina ließ ſich die traurigen Ausſichten wenig anfechten. „Der Joſeph iſt garnicht mehr krank," ſagte ſie.

„Das wiſſen immer die am wenigſten, die täglich mit dem Kranken umgehen, wie krank einer eigentlich iſt," meinte die Meiſtersfrau weiſe.

Die Kohlenhändlerin ſtimmte ihr zu: „Das kommt dann ſo mit einem Mal. Man kennt das."

„Ach was?" wehrte ſich Trina ernſtlich. „Woher ſollte er es denn haben? Mein Mann iſt geſund und ich auch."

Die Kohlenhändlerfrau erklärte, daß man auch ſonſt in ganz geſunden Familien Fälle von Schwindſucht hätte. Und nun zählte ſie alle Familien her, in denen einmal jemand an der Auszehrung geſtorben war. Da man nun in der Kölner Gegend mit dieſem Namen faſt jede tödlich verlaufende Krankheit bezeichnet, ſo kann man ſich einen Begriff machen, wie lange die Aufzählung dauerte; beſonders da die Frau es für angebracht hielt, bei jedem einzelnen Fall die Krankheitsgeſchichte zuzugeben.

Trina hörte ſie indes nicht lange an, ſie wandte ſich zu Sophie mit der Frage, ob denn nicht Kierkejaards Stellung gefährdet ſei durch die Einführung Overmanns.

„Grade im Gegenteil," erklärte dieſe. „Der junge Menſch weiß mit nichts Beſcheid, und da wird es mit ihm hier nicht lange dauern. Gerhardt ſelbſt möchte aber die Aufſicht los ſein, ſonſt hätte er den Overmann garnicht hergeſchickt. Da iſt es doch ganz natürlich, daß mein Mann den Poſten als Verwalter bekommt. Er kennt die Ziegelei ſchon ſo

lange, er weiß die Leute zu behandeln, und dann ist er ja auch sein Schwager. Nein, das wird sich schon zurecht ziehen. Mein Mann ist nicht dumm."

„Nein, das ist er nicht," sagte Trina, und auch die Kohlenhändlerin unterbrach ihre statistische Aufzählung und pflichtete bei: „Er ist nicht dumm."

„Wenn er erst Verwalter ist, dann stellt er auch was Anderes vor. Dann kriegen wir hier ein Haus gebaut, und können uns besser einrichten. Auch der Gerhardt muß uns dann anders behandeln, seinen Herrn Verwalter kann er nicht so von oben herunter ansehen."

Es war schade, daß in diesen schönen Zukunftstraum hinein der Herr Verwalter selbst als Lehmbombe platzen mußte.

Ein Aufkreischen und Fragen und Schelten füllte im Augenblick die kleine Bude. „Wie sehen Sie aus?" „Was haben Sie angefangen?" „Herr Je! Der gute Rock." „Du bist wohl schon jetzt betrunken?" So ging es in allen Tonarten durcheinander.

„Der Vater ist in den Lehm gefallen!" kam jubelnd die Schaar der Kinder hereingestürzt. Auch sie hatten ihre besten Kleider an, sahen aber nicht reinlicher mehr aus als die Rückseite ihres Erzeugers.

Die Frauen suchten unterdes, nachdem auch Kierkejaard erklärt hatte, daß er gefallen sei, Sophie zu trösten, die fortwährend um den schönen Rock jammerte.

„Es ist ja so schlimm nicht," meinte die Eine.

„Auswaschen und ausbügeln," schlug die Andere vor.

„Nur ein bischen Lehm," rief die Dritte.

„Zehn Thaler hat er gekostet," kreischte Sophie.

„Eine Schweinerei ist es," schnauzte der Betroffene selbst dazwischen.

„Ja, eine Schweinerei ist es," stimmten alle im Chor bei.

Dann intonierte Sophie ein Solo. „Betrunken bist Du und hast Dich mit dem guten Zeug im Lehm gewälzt.

Du weißt nie, was Du im Leib haſt, nie, was Du auf dem Leib haſt."

Mit einer zarten Andeutung, daß er ihr die Zähne auf gewaltſame Weiſe in den Hals befördern wolle, erſtickte der aufgebrachte Gatte ihren Gefühlserguß.

„Schämen Sie ſich, das einer Frau zu ſagen," legte ſich jetzt Trina ins Mittel. „Ich könnte Ihnen die Augen auskratzen."

„Was geht Dich das an, Trina?" rief wieder Sophie. „Du weißt, daß die ſelige Mutter immer geſagt hat: Miſcht Euch nicht zwiſchen Eheleute."

„Ja, wenn Du geprügelt ſein willſt, mir kann es am Ende gleich ſein," entgegnete Trina. „Ich will aber nicht zuſehen." Sie ſtülpte ihren Hut auf den Kopf und ging. In der Verwirrung des Augenblicks ließ man ſie ruhig ziehen.

„Eine undankbare Bande," murmelte ſie noch, als ſie ſchon durch das Thor der heiligen Stadt einging, und ſie ſchlug mit einem Taſchentuch den Staub der Ziegelei von ihren Füßen.

Der Namenstag drohte ein ſchlimmes Ende zu nehmen. Aber wie könnte Zank und Streit beſtehen, wo die holde Weiblichkeit, die ſtete Vermittlerin des Friedens, vertreten iſt?

Die Frau des Kohlenhändlers beſann ſich zuerſt auf ihren Beruf als Friedensengel. Sie half dem Tiefgeſunkenen, den Rock ausziehen, und hing ihn an den Ofen. Dann goß ſie das Baumöl ihrer Worte auf die hochgehenden Wogen von Sophiens Zorn. Wenn der Rock ordentlich trocken ſei, werde ein tüchtiges Ausklopfen genügen, jede Spur des Lehmes zu entfernen.

Kierkejaard wurde ſchnell wieder vergnügt, als er die Bemühungen der kleinen Frau um ſeine Perſon bemerkte. Er holte ein paar Flaſchen Wein hervor — für die Damen, wie er ſagte, und eine Flaſche Schnaps für die Herren; denn die beiden Meiſter würden noch wiederkommen, — und ſetzte ſich in den lehmſtarrenden Hoſen, hemdärmelig, an

den Tisch und machte Witze, so gut sie ihm gelingen wollten. Und als die erwarteten Männer sich nicht einfanden, trank er ohne Kummer seinen Schnaps allein.

Die Tyrannei Kierkejaards war durch die Niederlage, die ihm Reiner im Lehm bereitet hatte, endgültig gebrochen. Er war lächerlich geworden, das Schlimmste, was einem Tyrannen passieren kann.

Reiners Stellung war mit einem Schlage eine sichere. Niemand verweigerte ihm mehr die schuldige Achtung und den Gehorsam. Daß Gerhardt um die Geschichte über kurz oder lang erfahren mußte, war klar. Er berührte aber Reiner gegenüber den Vorfall nicht. Wie er gelegentlich einmal äußerte, daß man bei gewissen Leuten nur mit handgreiflichen Beweisen Recht behalten könne, legte Reiner sich das als eine Billigung seines Vorgehens aus.

Mit Traudchen traf der junge Mann jetzt nicht mehr so oft zusammen wie früher. Er war nun weniger Herr seiner Zeit, besonders, da er sich zum Grundsatz gemacht hatte, den Gang nach der Ziegelei zu möglichst verschiedenen Tagesstunden anzutreten. Es ging ihm indes mit dem Mädchen, wie es oft den Verliebten ergeht: Seine Sehnsucht nach ihr, wenn er sie nicht sah, war größer als seine Freude in den Augenblicken, wo er mit ihr sprechen konnte. Aber ihm glitt eins ins andere über. Er wurde sich nicht klar über den Unterschied zwischen der wirklichen Bauerntochter und dem Bilde, das er sich erträumt hatte nach dem ersten Tage ihres Wiederzusammentreffens. Allerdings war seine Schwärmerei nicht so üppig, daß sie seinen Verstand völlig überwuchert hätte; aber grade dieser riet ihm durchaus nicht ab, sich auch ernstlich um ein Mädchen zu bewerben, das nun einmal seine Zuneigung gefunden hatte.

Die äußeren Umstände schienen die denkbar günstigsten zu sein. Traudchen entsprach den allgemeinen Ansprüchen, wie sie in jedem Heiratgesuch erhoben werden. Sie war ein junges, gesundes Mädchen von angenehmem Aeußern, nicht ohne Vermögen. Aber Reiner glaubte, daß sie grade zu ihm

besonders passe, weil sie, wie er, aus einer Bauernfamilie stamme und doch ein wenig mehr Kenntnisse sich erworben habe, als in diesen Kreisen sonst zu finden sind.

Wohl war er sich bewußt, daß in ihm nicht die Fülle der Weisheit wohne. Verirrte sich einmal das Gespräch zwischen Gerhardt und ihm auf ein allgemeines Gebiet, so kam er sich immer recht klein vor und hatte Mühe, hie und da eine erträgliche Antwort zu finden. Doch eignete er sich im Allgemeinen durch diese Unterhaltung ein anderes Denken an, wenn auch die Zeit noch zu kurz war, als daß er es selbst hätte bemerken können. Nur daß ihn seine Eltern jetzt zuweilen nicht ganz verstanden, fiel ihm auf. Es machte nicht viel aus bei Vater und Mutter. Durch die natürliche Autorität und durch die größere Lebenserfahrung überragten sie ihn so, daß er keinen Gedanken hegte, der die kindliche Ehrfurcht verletzte. Von seiner Frau glaubte er aber etwas Anderes verlangen zu müssen. Hierin schien ihm Traudchen die Richtige für ihn.

Und dies Lächeln, womit sie ihn empfing, dieses Sichansehen auf ewiglange Augenblicke, das machte ihn auch ihrer Zuneigung sicher.

In dieser Weise besäte Reiner täglich den Plan seiner Wünsche mit neuen Gründen, und wie Gras gingen die Hoffnungshalme auf.

Vielleicht wären sie doch noch verdorrt, wenn nicht hin und wieder ein kleines Eifersuchtschauer darauf herniedergerieselt wäre. Das geschah jedes Mal, wenn Reiner zur Mittagzeit in Schellbergs Haus kam und Lenz bei Traudchen fand. Die beiden waren ihm viel zu vertraut miteinander.

Dadurch gedieh denn die Wiese seiner Hoffnungen vortrefflich, und es war eine Lust für ihn, sich in müßigen Stunden darauf zu ergehen. Die Gestalt des geliebten Mädchens kam ihm entgegen im modischen Kleide, wie er sie am ersten Abende wiedergesehen, ein Sträußchen bunter Feldblumen in der Hand; das überreichte sie ihm und sagte:

141817

Unsere Liebe ist keine Treibhauspflanze, die mit berauschendem Duft über eine Stunde forttäuscht und am Drahte schnell verwelkt. Nein sie gleicht diesen Feldblumen mit erquickend leisem Wohlgeruch, schön anzuschauen in der Zeit ihrer Frische und nicht so leicht vergänglich.

Ganz anders als dieses poetische Gemälde in Antoine Watteaus Manier sollte sich die Scene gestalten, in der die Liebenden sich wirklich fanden.

Es war ein erster Junitag. Die Sonne stieg schon von der Mittaghöhe nieder, doch brannte sie ungewöhnlich warm vom Himmel herab. Düstere Gewitterwolken stiegen im Osten empor. Ueber ihren eintönig dunkelgrauen Grund flammte zuweilen das Aufleuchten eines Blitzes, auch der Donner ließ sich vernehmen, leise noch und fast gemütlich, wie das Schnurren einer ungeheuren Katze. Doch fast eine Stunde schon stand die Wolkenbank unbeweglich über den Bensberger Höhen.

Auf der Ziegelei hatte Reiner gesorgt, daß die Strohmatten zum Schutz über die Hagen gedeckt wurden, wenngleich Meister Weber behauptete: „Wir kriegen nichts davon ab. Es kann nicht über den Rhein.“ Wirklich gewann es den Anschein, als solle er Recht behalten.

Reiner hatte des Staubes und Dunstes genug gelitten auf dem schattenlosen Felde. Um den Heimweg abzukürzen, schritt er zwischen den Aeckern auf den Rainen dahin. Er näherte sich einem großen Rübenstücke, auf dem zwei Frauen beschäftigt waren. Die Gestalt der einen Knieenden kam ihm bekannt vor; er bog etwas von der geraden Richtung ab, so daß er in ihrer Nähe vorüber mußte, und er erkannte zu seiner Freude, daß er sich nicht geirrt hatte. Es war in der That Traudchen, die hier am Boden hockte und die Rüben dünnte; das heißt: die in der Reihe zu dicht stehenden jungen Pflanzen ausriß, um den stehenbleibenden den zu ihrer Entwicklung nötigen Raum zu schaffen. Vorsichtiger als das Schicksal, das bei diesem Geschäft oft so manche vielversprechende, in voller Macht

sich entfaltende Pflanze ausreißt und dafür drei Kümmerlinge verschont, von denen nie ein Nutzen zu erhoffen ist, wählte sie sorgfältig die Rüben, die sie zur Vernichtung bestimmte.

Sie war ganz vertieft in ihre Arbeit. Das weiße, leinene Kopftuch war ihr in den Nacken gerückt, und das heiße Gesicht wurde dadurch sichtbar. Als die Schritte ihr die Annäherung eines Menschen verrieten, schaute sie auf.

Eine dunklere Röte, als die von der Hitze verursachte, bedeckte ihr Antlitz, wie sie Reiner erkannte. Ueberwältigt von einem Gefühl falscher Scham, daß er sie bei einer solchen Beschäftigung antreffen müsse, blieb sie am Boden liegen.

Reiner legte sich ihr Erröten anders aus. Er ahnte nicht, wie mißlich ihr sein Erscheinen in diesem Augenblick war. Er blieb stehen und rief ihr sein „guten Tag!“ mit der fröhlichsten Miene zu.

Sie antwortete kaum in ihrer Verlegenheit. Endlich raffte sie sich auf und stand ihm nun gegenüber. Der Schweiß floß ihr von der Stirne, sie mußte ihn mit der Hand fortwischen.

„Es macht heiß bei der Arbeit,“ sagt er nähertretend mit einem gutmütigen Lächeln.

„Es ist eine schöne Arbeit für mich, überhaupt!“ rief sie, in zornige Thränen ausbrechend. „Aber der Vater will es ja. O, ich könnte mir ein Leid anthun.“

Die Worte bewegten Reiner weniger als ihr Anblick. Sie sah in der That reizend aus, mit dieser Mischung von Verlegenheit und Zorn in dem heißen Gesicht. Das weite Kopftuch ließ das Antlitz kleiner erscheinen, als es war, und die grobe Kleidung verlieh durch den Kontrast ihren Zügen Feinheit.

„Traudchen,“ sagte er, sie zum ersten Male wieder kurzweg beim Vornamen nennend, wie er als Schüler gepflegt hatte, „ehrliche Arbeit schändet nicht.“

„Nein,“ rief sie, „aber diese Arbeit macht einen

dummen Kopf und häßliche Hände. Da sehen Sie nur her." Sie ließ die kleine Krautschaufel fallen und streckte ihm beide Hände hin.

Er ergriff sie, obschon sie nicht eben rein waren, streifte sie indes nur mit einem flüchtigen Blick, dann sah er ihr wieder ins Gesicht. Weich und gesund wie die Sammethaut des reifen, roten Pfirsichs schimmerten ihre Backen; ihre Nähe war verführerisch. Traudchens Züge nahmen, wie er sie so bewundernd anschaute, einen schelmischen Ausdruck an, ihre Augen lockten verheißungsreich, wie zwei erleuchtete Fenster, hinter denen Freude und Jubel herrschen, den späten, einsamen Wanderer locken.

So kam's, daß er sie plötzlich küßte.

Sie drängte ihn vorsichtig, damit er es ja nicht falsch auslegen möge, etwas von sich ab und schaute sich mißtrauisch nach der Magd um. Die lag über ihre Rüben gebückt, als habe sie nichts bemerkt.

„Lieschen," rief sie ihr zu, „höre auf. Es fängt an zu regnen."

Wirklich fielen schon die ersten schweren Tropfen klatschend auf die Rübenblätter. Als Reiner aufschaute, bemerkte er, daß Bewegung in die dunklen Massen am Himmel gekommen war. Wie die Finger einer Riesenhand streckten sich mißfarbige Wolkenstreifen durch das blaue Gewölbe. Das Unwetter drohte jeden Augenblick loszubrechen. Da wurde es höchste Zeit, sich nach einem schützenden Obdach umzusehen.

„Dort hinter dem Roggen ist die alte Kiesgrube, da steht noch ein kleiner Schuppen; es ist das nächste," sagte er.

„Nach Ehrenfeld kommen wir nicht mehr trocken hinein," bestätigte Traudchen.

Sie eilten der von Reiner bezeichneten Gegend zu.

Die Magd sah ihnen einen Augenblick unschlüssig nach, dann rief sie: „Ich gehe nach der Ziegelei," nahm den Oberrock auf, hing ihn zum Schutz über den Kopf und rannte den unfernen Ziegelbuden zu.

Traudchen und Reiner achteten nicht weiter darauf. Der Regen begann stärker zu fließen; in schweigender Hast strebten sie dem Schuppen zu, der, von einer Erdwand geschützt, in halber Tiefe der Grube errichtet war. Er hatte ehedem zur Aufbewahrung der Gerätschaften gedient, jetzt war er leer; nur ein kleiner Herd, aus Ziegeln aufgebaut, erhob sich in seiner Mitte. Die Thür, die früher den Eingang verschlossen hatte, war beim Verlassen der Grube mit fortgenommen worden.

Es war eine drückend warme Luft in dem kleinen Raum; denn die Sonne hatte auf das niedrige Dach herabgestrahlt, und den Wind hielt die Erdwand ab. Der Regen prasselte mit betäubendem Lärm auf die dünnen Bretter und auf die Fetzen ihrer ehemaligen Pappebekleidung. Hier und da sickerte das Wasser durch die Ritzen und bildete kleine Lachen am Boden.

Traudchen setzte sich auf die Steine des Herdes. Ihre Lage übte einen eigenen Reiz auf sie aus. Es kam ihr vor, als habe sie etwas Aehnliches schon einmal gelesen. Dies Alleinsein mit einem jungen Manne, der ihr nicht gleichgültig war, das war so romantisch und auch etwas pikant, das behagte ihr.

Reiner stand halb nach der Thür gewendet, er sah sich über die Schulter nach ihr um. „Sitzt Du auch trocken?“ fragte er. „Das Dach hält nicht besonders dicht.“

Ihre eigenen Gedanken, der vertrauliche Ton, in dem er sprach, machten sie zaghaft. Sie sah vor sich nieder, dabei streifte ihr Blick ihre Kleidung. Auf dem Rock zeigten sich Schmutzflecken, die Zeugen ihrer Feldarbeit. Das paßte eigentlich nicht in den Roman, den sie träumte, und erinnerte sie an die undankbare Rolle, die ihr die bäuerische Hartnäckigkeit ihres Vaters auferlegte.

„Ist es nicht wirklich eine Schmach und eine Schande,“ sagte sie, „wenn ich hier im Feld mit der Magd auf der Erde liegen muß und mit meinen Händen im Dreck herum wühlen? Paßt sich das für mich? Man muß doch etwas

auf sich halten. Sagen Sie nur selbst, ob ich nicht Recht habe." Sie war nahe daran zu weinen.

„Und es geht so nicht fort. Ich ertrage es nicht."

Reiner mußte ihr näher treten, um sie zu verstehen; das Rauschen des Regens klang laut in der Hütte. Jetzt sah er sie etwas befremdet an.

„Wenn Du meine Braut bist," sagte er, „hast Du es ja nicht mehr nötig."

Sie verstand ihn nicht ganz.

Ein Kuß — was ist ein Kuß, den die Gelegenheit nimmt und giebt, hatte sie gedacht. Jetzt sah sie wohl, daß er die Sache ernster aufgefaßt hatte, sie bebte leise zusammen und wußte sich nicht sogleich zu fassen.

Reiner mochte ihre Gedanken zum Teil erraten haben.

„Traudchen," sagte er, „Sie können doch nichts Anderes erwartet haben von mir?"

Ein flammender Blitz, der mit blendendem Licht den Raum erhellte, kam der Fassungslosen zu Hülfe.

„Jesus, Maria, Joseph," schrie sie leise auf, dann deckte sie die Augen mit der Hand, und auch in ihr flammte es nun auf. Er wollte sie zum Weibe. — O, er war ihr willkommen. Wie groß er dastand, welche stolze Haltung er hatte, und er würde sie befreien aus der unwürdigen Dienstmäßigkeit, in der sie der Vater hielt.

„Es überrascht mich doch," sagte sie nun, glücklich zu ihm aufschauend.

Das klang so einfach, so offen, daß Reiners Zweifel, rasch, wie er gekommen, zerstreut war.

„Du bist mir doch gut," sagte er überzeugt. „Ich hab's schon lange bemerkt."

„Ja, ich habe Dich gern," erwiderte sie und streckte ihm beide Hände hin. Aber ehe er sie ergriffen hatte, scheuchte ein erneuter, greller Blitzstrahl das Mädchen auf; sie bekreuzte sich, ihr leiser Schreckenslaut verhallte im Getöse des niederknallenden Donners.

„Wie Du furchtsam bist," schalt Reiner zärtlich. „Mich

freut dieſes Unwetter, das uns hier allein zuſammenführte. Du biſt mir gut, weiter wollte ich nichts wiſſen. Nun muß alles Andere ſich geben. Ich will es ja."

Er ſagte das lachenden Mundes; es klang ſiegerhaft durch das Rauſchen des Regens. In der erbärmlichen Bude aus ſchwachen Brettern, wo die Wut des Wetters noch raſender erſchien, als ſie wirklich war, da ſtand er ſo ruhig, ſo ohne jede Ahnung, daß es etwas Stärkeres geben könne als ſeinen Willen. Er fühlte ſich. Er wußte, daß es kommen mußte, was er wollte.

Seine Sicherheit wirkte auch auf das Mädchen beruhigend. Die ſchwüle Hitze mochte wohl dazu beitragen, daß ſie läſſiger war, als ſonſt wohl; ſie lehnte ſich an die Bruſt des ſtarken Mannes, zog ſeinen Kopf zu ſich herab und küßte ihn. Sie fühlte ſich ſo zärtlichkeitbedürftig. Jeder Blitzſtrahl ließ ſie ſich feſter an ihn ſchmiegen.

Er blieb gelaſſener als ſie. Wie ein alter Freund ſuchte er ſie durch vernünftige Reden zu ſich ſelbſt zu bringen. Er ließ ſich mit ihr auf dem Steinherd nieder und begann von ihrer beider Zukunft zu plaudern. Er nannte ihr ſeine Einnahme. Wenn ſie nicht zu anſpruchsvoll ſei, ſo werde die ſicher für die erſten Jahre genügen. Im Felde zu arbeiten, habe ſie wenigſtens als ſeine Frau nicht nötig. Daß ſie den Haushalt ſelbſt beſorge, verſtehe ſich; ſie habe dann gerade ſoviel zu thun, daß ſie ſich nicht langweile.

Traudchen engte dieſe proſaiſche Erörterung etwas die Bruſt ein. Sie konnte ſich nicht ſo plötzlich da hineindenken, daß ihre freie Mädchenzeit aufhören ſolle, aber er plauderte von alledem in ſo fröhlichem Tone, daß es ihr endlich Vergnügen machte, ihm zuzuhören. Dann ging ſie ſcherzend auf ſeine Pläne ein, und als der Regen nachließ, bedauerten ſie beide, daß ſie den halbdunkeln, unwohnlichen Raum verlaſſen mußten. Selten war ihnen die Zeit ſo verflogen.

Langſam traten ſie den Weg nach der Ziegelei an. Keiner wollte ſehen, ob das Wetter dort keinen Schaden

angerichtet habe, und Traudchen gedachte, der Magd entgegenzugehen; es würde aufgefallen sein, wenn sie ohne diese nach Hause gekommen wäre. Die Arbeit auf dem Felde war der Nässe wegen nicht fortzusetzen.

Als sie Lieschen von Weitem kommen sahen, ergriff Reiner noch einmal Traudchens Hand.

„Also es bleibt dabei," sagte er, „dieser Tage spreche ich mit meinem Vater, er soll dann bei dem Deinen für mich werben. Hab' ich das Jawort, dann kann ich hernach auch schon ein Wort wegen der Feldarbeit mitsprechen."

Auf dem Ziegelfelde fand Reiner alles in guter Ordnung. Da das Gewitter nicht von starkem Winde begleitet gewesen war, hatten die Matten die getrockneten Kuchen geschützt. Die Arbeiter eilten, das hie und da oberhalb der Bahnen stehengebliebene Wasser abzuleiten und die Zugkanäle des neuen Ofens zu verstopfen, damit während der bevorstehenden Pfingstfeiertage das Feuer in demselben nicht zu weit fortschreite.

VII.

Wieder saß Traudchen allein in der Theke des leeren Wirtszimmers. Wie zu Beginn unserer Erzählung tönte auch diesmal das Schnarchen des alten Schellberg aus dem Hinterzimmer hervor. Aber Traudchen hatte sich diesmal nicht in das Studium eines französischen Romanes vertieft; ernstere Gedanken zogen ihre roten Augenbrauen über dem Stumpfnäschen zusammen.

Handelte es sich doch diesmal nicht um das Geschick irgend einer Vicomtesse de Tel et Tel, sondern um ihr höchst eigenes Schicksal, und wenn die Spannung nicht so stark war wie in einem der prickelnden Romane: die Wichtigkeit war größer.

Ihr Vater würde nicht viel einzuwenden haben gegen den Freier, aber ob die Brüder ihr nicht die Sache verleiden würden, das war fraglich. Peter hatte auf den jungen Techniker einen Haß geworfen, den seine tölpelhafte und liederliche Weise bei dem zurückhaltenden, guten Benehmen Reiners wohl erklärlich machte, und daß Heinrich ein ernstliches Zerwürfnis mit seinem zukünftigen Schwager gehabt hatte, war Traudchen gleichfalls nicht unbekannt. Füllte doch Heinrich einen guten Teil seiner, jetzt durch kein Geschäft in Anspruch genommenen, Zeit damit aus, über den Baumeister und seinen Verwalter zu schimpfen. Die Ausdrücke, worin sich beide Brüder über ihren Verlobten ergingen, ließen das Mädchen häßliche Auftritte befürchten.

Aber was lag schließlich daran? Die geschwisterliche Zuneigung, die sie einigermaßen mit Heinrich verknüpfte,

hatte sie nicht mehr nötig, wenn sie verheiratet war. Reiner würde sich den beiden schon gewachsen zeigen. Er war ein Mann, der ihr imponierte.

Der Eintritt Karl Lenz' unterbrach Traudchens Nachdenken.

Auch mit diesem mußte sie sich auseinandersetzen. Es war schade: das seltsame Verhältnis mit ihm hatte ihr Spaß gemacht. So harmlos sie es aber auch ansah, sie fühlte doch, daß Reiner es nie billigen würde, wenn er davon erführe.

Der geniale Schneider — denn Lenz' eigentlicher Beruf war die Komposition von Bekleidungsstücken für Personen männlichen Geschlechts — bestellte ein Glas Bier und bezahlte es, sowie das Mädchen es vor ihm auf den Tisch gesetzt hatte. Er war kein Pumpgenie; er haßte alle Liederlichkeit. Wie er in seinem Anzuge peinlich war, so war er es in seinem ganzen Behaben. Er trank nicht, und, „daß ich Bier trinke," sagte er zu Traudchen, „daran sind nur Sie Schuld. Sonst kam kein Tropfen dieses profanen Gebräus über meine Lippen, die der Muse Kuß geweiht. Wohl lieb ich einen guten Schluck edlen Traubenblutes, das regt des Geistes Nervenfäden an und zeigt die Welt in strahlend goldnem Lichte. Das Bier dagegen macht uns träg und stumpf', es labt den Bauch, den elenden Schmarotzer; es bringt den Menschen in den öden Sumpf. Dem Bier entsage ich, ein edler Trotzer."

Wirklich gelang es ihm auch, alljährlich ein oder zweimal soviel zusammenzubringen, daß er in einem besseren Weinlokal sich eine Flasche Niersteiner geben lassen konnte; mit Kennermiene lobte er dann gegen den Kellner den feinen Tropfen und lebte nachher acht Tage im seligem Rausche dahin. Das Brödchen und das Wasser, das er abends auf seiner Dachstube zu sich nahm, schmeckte ihm dann so gut wie nie zuvor, und es fiel ihm Tage lang nicht schwer, das Haupt so hoch zu tragen, als sei er schon gedruckt, ja in mehreren Auflagen erschienen.

Für gewöhnlich freilich neigte er mehr zum Pessimismus. Der Mangel an menschlichem Umgang mochte dazu beitragen.

In zu früher Jugend hatte er sich dem Familienleben entrissen. Als seine Mutter den Riren genommen, ihren dritten Mann, da war für die beiden Kinder aus ihrer zweiten Ehe kein Platz mehr in ihrem Herzen und kein Platz mehr in ihrem Haushalt gewesen. Riren entpuppte sich nach der Hochzeit als ein roher, gewaltthätiger Mensch, dem die Kinder seiner Frau überall im Wege waren, aber am meisten da, wo er sich am wenigsten aufhielt, das heißt zu Hause. Er prügelte sie, wenn er betrunken war, auf das unmenschlichste, und da er nicht viele Tage nüchtern blieb, so hatten sie selten vor seinem Stock Ruhe. Wer keine Prügel kriegt, kriegt auch keine Erziehung, pflegte er zu sagen, und so suchte er bei fremden Kindern nachzuholen, was sein Vater offenbar bei ihm versäumt hatte. Die Kinder mochten am Ende wohl denken, daß keine Erziehung noch immer besser sei, als den ganzen Körper voll Striemen und den Kopf voll Beulen zu haben, und so beschlossen sie, einen Stiefvater, der sie nur bemerkte, um sie zu mißhandeln, und eine Mutter, die sie überhaupt nicht beachtete, zu verlassen.

Karl hatte einfach seinem Lehrmeister erklärt, daß er nicht mehr nach Hause gehe, und Johanna, seine um ein Jahr jüngere Schwester, hatte sich die Mittel verschafft, um zu verreisen, wohin, das hatte sie ihrem Bruder nicht anvertraut, sie wußte es vielleicht selbst nicht.

Zuweilen war es Karl noch heute, als betrübe es ihn, daß er nie wieder von der Schwester etwas gehört habe; da die Kinder fast nur auf sich selbst angewiesen waren, so hatten sie sich einander befreundet, aber die Länge der Zeit ließ ihn doch Johanna mehr und mehr vergessen.

Ganz leer konnte er indes sein schönes Herz nicht stehen lassen, und so half er sich auf eine naheliegende Weise, indem er es dann und wann an alleinstehende junge Damen abtrat, freilich nur auf vierzehntägige Kündigung.

Mit vielen großen Genies teilte Karlos Lenz nämlich eine Eigenschaft, die übrigens auch wohl an anderen Sterblichen bemerkt wird; das ist eine gewisse Schwäche gegenüber dem schönen Geschlecht.

Er war ein Don Juan. Die Zahl seiner Liebschaften war fast so groß wie die der sämtlichen überflüssigen Versfüße in seinen Gedichten. Auch erobert hatte er schon manche — Photographie; denn das war eigentlich seiner Bemühungen hartnäckig verfolgtes Ziel. Seine Liebe begann mit einem Schlage zu erkalten, wenn er seinem Leporello-Album das Bild der Holden einverleibt hatte.

Er ging schönen Damen gern nach, in einem schicklichen Abstand von einer halben Straße natürlich; hatte er auf diese Weise ihre Wohnung erspäht, so ging er täglich einige Stunden vor ihren Fenstern auf und ab und suchte auf irgend eine Weise, ihren Namen zu erfahren. Gelang ihm das, so begann er, durch rührende Briefe das Herz der Angeschmachteten zu bestürmen, daß sie ihm ein Bild ihres holden Antlitzes schenken möge.

Manchmal hatte er schlechte Erfahrungen gemacht. Man hatte ihm bei Fortsetzung seiner schriftlichen Belästigungen mit der Polizei gedroht; einmal hatte er sogar den Ausbruch unverständiger, dem freien Zug des Herzens abholder Gemüter auf seinem Rücken fühlen müssen, doch zuweilen gelang ihm auch sein Vorhaben. Man schickte ihm ein Bild, ihn loszuwerden, oder bei Damen von der Bühne gelang es ihm, sich selbst eines beim Photographen zu erstehen; schon das genügte seiner Leidenschaft.

Sein letztes Abenteuer aber war das interessanteste, das er je erlebt hatte.

Eines Tages hatte er wieder eine junge, sehr schöne Dame auf der Straße erspäht und war ihr, seiner Gewohnheit gemäß, gefolgt. Wie ein Raubtier auf den Spuren der Gazelle, so hatte er sich an ihre Fersen geheftet. Der dicke Bauch eines Bankiers diente ihm statt des Riesenkaktus, sich dahinter zu verbergen, ein Milchfuhrwerk als

deckendes Geschlüft, hinter dem er auf seine Beute lauerte, bis sie wieder aus dem Geschäfte heraustrat, in das sie sich verloren.

Und nun kehrte sie um und schlug den Weg ein, den Lenz soeben gekommen, genau denselben Weg, bis vor seine Hausthüre. Er wollte aber seinen Augen nicht mehr trauen, als er sah, daß sie sich sogar durch diese Thür hinein wagte in das Haus, die Gazelle in die Höhle des Löwen.

Allerdings betrat sie nur das erste Stockwerk des Hauses, in dem Karlos sein Dachstübchen bewohnte, doch war es für diesen Löwen kein geringer Schrecken, sie so in seiner unmittelbaren Nähe zu wissen. Sein Kummer wuchs aber noch, als er auf Befragen von Traudchen erfuhr, daß diese Gazelle niemand anders sei als Olga Gerhardt.

Karlos mußte nämlich den Baumeister gewissermaßen als seinen Wohlthäter betrachten. Dieser ließ ihn nicht nur auf der Mansarde hausen, ohne Miete von ihm zu verlangen, er wandte ihm auch manchmal Arbeit zu, soviel es anging, zuweilen Flickereien, zuweilen gab er ihm auch etwas abzuschreiben. Und bei alledem behandelte er ihn weder verächtlich noch mit gönnerhafter Herablassung. Stets hatte er den gleichen höflich freundlichen Gruß für ihn.

Die Tochter dieses Mannes zu belästigen, war Karlos Lenz ein schmerzlicher Gedanke, zugleich aber konnte er den Eindruck nicht verwischen, den sie auf sein allzuweiches Herz gemacht hatte. In seinem Dilemma wendete er sich schließlich an eine Einrichtung, mit der er sonst auf gespanntem Fuß stand, an die Presse.

Sie, die schon manchem als Ventil gedient, um seinen Beklemmungen Luft zu machen, die Lenz' Erzeugnisse aber bisher stets in schnöder Verkennung abgelehnt hatte, öffnete ihm diesmal willig ihre Spalten. Gegen entsprechende Vergütung hatte Lenz zum erstenmal in seinem Leben die Freude, sich gedruckt zu sehen und zwar in dem Abschnitte des Anzeigenteils, den man treffend als die Seufzerecke zu bezeichnen pflegt. In gebundener Rede wurde es

da der schlanken jungen Dame mit schwarzem Haar, hellem Strohhut und hellgrünem Prinzeßkleide, die an dem und dem Tage die und die Straßen passiert und das und das Geschäft besucht habe, anheimgestellt, mit einem sie beobachtenden jungen Herrn in Korrespondenz zu treten und ihre Antwort vertrauensvoll unter der angegebenen Chiffre bei der Expedition des Blattes niederzulegen. Traudchen, zu der Lenz einiges Vertrauen gefaßt hatte, war die einzige, die er in das Geheimnis einweihte.

Und sieh da: am andern Tage erhielt der Verliebte ein kleines, duftiges Briefchen, worin die Schreiberin unter Erröten gestand, daß sie ihn schon lange bemerkt habe, daß sie sich sogleich gesagt habe, er müsse etwas Anderes sein, als sein Aeußeres verrate, — das war allerdings richtig, denn einen Flickschneider konnte man nicht in ihm vermuten — und daß die Schreiberin fühle, wie ihr ein näheres Bekanntwerden mit ihm nur angenehm sein könne. Die unübersteiglichen Schranken, die sie leider trennten, würden zwar nicht fallen, aber es sei genug, wenn sie beide sich schriftlich ihre Gefühle mitteilten, und sie erwarte natürlich, daß er damit den Anfang mache.

Triumphierend ging Lenz mit diesem Brief zu seiner Vertrauten; auch sie freute sich über seinen Bericht; denn sie selbst hatte den Brief geschrieben, und es schmeichelte ihr am Ende doch, wenn er nun die „Feinheit des stilistischen Ausdrucks“ und die „echt weibliche Zurückhaltung des seelischen Gefühlslebens“ lobte.

Wochenlang schon setzten sie diesen Briefwechsel fort, unter irgend einem Zeichen mußte er ihr schreiben, während sie die Briefe direkt an seine Adresse richtete.

Für Lenz war es ein beseligendes Bewußtsein, mit dem stolzen, schönen Fräulein Olga die wertvollsten Stücke aus dem reichen Schatze seiner Gedanken auszutauschen. Aber auch die Vertraulichkeit mit Traudchen that seinem Herzen wohl, und wäre nicht Olga zu sehr Alleinherrscherin im Reiche seiner Sehnsucht gewesen, er würde die Wirtstochter

als Mitregentin anerkannt haben, so spielte sie nur den Premierminister; aber man weiß, daß diese oft so viel zu sagen haben als der Herrscher selbst.

Auch heute begann Lenz, ein Papier aus seiner Brusttasche nehmend: „Ich habe eine glückliche Stunde gehabt, wie ich dies schrieb; ich sage Ihnen, Fräulein Schellberg, wer sich hierdurch nicht rühren läßt, der muß ein härteres Herz haben als das Marmelgestein. Ich selbst habe Thränen der tiefsten Rührung geweint über diese Stelle: Wenn es schon ein grausames Los ist, das der in die Rose verliebten Nachtigall, so gönne man ihr doch den Trost, ihr wehmütig melodiöses Schluchzen aus der rührenden Kehle hervorzuperlen und damit die Nacht zu blenden, daß sie sie mit Wonne in ihren Freundesbusen hüllt. Auch ich will mein Leid nicht stumm in verschlossener Brust hegen. Der Gram ist ein Tiger, der, eingekerkert, noch wilder und grausamer wird. Ich lasse ihn frei, und er mag vor ihren schönen Augen sein goldiges, gestreiftes Fell prahlend entfalten. Es rast mein Herz im Kerker seiner Brust, dem Tiger gleich, und schüttelt seine Mähne; haut in das Gitterwerk die scharfen Zähne, im Auge Freiheitdurst und Beuteluſt. Ob nichts der Biß dem Eisengitter thut, und ob sich zeigen nicht die kleinsten Risse, er fühlet doch den Schmerz an dem Gebisse, den Schmerz, der Wolluſt seiner wilden Wut."

Der Dichter hielt inne; er war sicher, daß Traudchen von der Wucht seiner Verse niedergeschmettert sein werde, er wollte sie großmütig mit einigen launigen Bemerkungen wieder aufrichten. Das Mädchen sah aber gar nicht so erschöpft aus, wie es nach Anhörung dieser Stilprobe zu erwarten gewesen wäre.

„Ich weiß nicht," begann sie ohne jede Erregung, „ob das Fräulein, an das der Brief gerichtet ist, überhaupt die Sache so ernst nimmt, wie Sie."

„Daran können Sie noch zweifeln?" entrüstete sich Lenz. „Nachdem ich Ihnen fast jeden ihrer Briefe vorgelesen."

„In den Briefen steht doch auch manches, was aussieht, als wollte sich jemand einen Scherz mit Ihnen machen."

Lenz wies diese Vermutung weit von sich ab.

„Wenn ich einmal in einer bitteren Stimmung so etwas gesagt habe, so ist dem kein Gewicht beizulegen. Und wenn Sie bedenken, wer diese Briefe schrieb, so fällt der Zweifel wie der verhüllende Nebel vor der siegreichen Beherrscherin des Tages in sein bedeutungsloses Nichts zusammen. Fräulein Gerhardt kann unmöglich mit so heiligen Gefühlen scherzen. Sie, der verkörperten Sinnigkeit leuchtendes Bild."

„Sie thun gerade," warf Traudchen ein, „als wäre es ausgemacht, daß das Fräulein die Schreiberin ist, und das ist doch auch nur eine Supposition von Ihnen."

„Nein, es ist mehr," behauptete Lenz kühn, obgleich er überhaupt nicht recht wußte, was eine Supposition sei. „Es ist höchste, beseligende Gewißheit," und er schaute verklärt in sein Bierglas.

Traudchen schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich will Ihnen erzählen, weshalb ich es nun bestimmt weiß, woran ich nie den geringsten Zweifel gehegt habe," fuhr der Begeisterte fort. „Neulich begegnete sie mir auf der Treppe, als ich, der Pegasus im Joch, bepackt mit einem Bündel mich aus meiner einsamen Höhe zu dem Sammelplatz der anderen Sterblichen herabließ. Ich zögerte absichtlich etwas, als ich an ihr vorbeischritt.

Nun, jetzt wird es wohl in Ihrer Dachkammer gemütlicher," flötete sie mit ihrer Glockenstimme. „Aber freilich, wenn die Sonne so recht aufs Dach brennt, ist es gleich wieder schwül da oben.

Darauf antwortete ich ihr mit der Stelle aus meinem Briefe: Alles ist erträglich, wenn man es dem Freunde ins Ohr gießen kann. So lange man hoffen darf, ist noch nichts verloren. Und aus ihrem Brief: Sollte auch der Traum nur Schaum sein, so ist es doch schön, von etwas zu träumen, was uns angenehm und lieblich ist. Das

Glück, setzte ich hinzu, kann auch Treppen steigen. Verwirrt durch den fragenden Blick ihres Götterauges stürzte ich davon. Sie aber sah mir lange trauernd nach."

Wie Lenz mit elegischer Stimme den Bericht dieses vielbedeutenden Abenteuers geschlossen hatte, schien es, als ob Traudchen einen Krampfanfall zu bestehen habe. Ihr Körper zitterte in heftiger Erschütterung hin und her, und das fest auf den Mund gepreßte Taschentuch konnte nicht verhindern, daß allerlei Gurgeltöne hörbar wurden, die ihr Kehlkopf stoßweise hervorbrachte. Ihr Gesicht war dabei von Anstrengung stark gerötet.

Lenz wurde durch diesen Anblick nicht wenig beunruhigt, aber seiner Erzählung die Schuld daran beizumessen, fiel ihm nicht im entferntesten ein. Er war aufgesprungen und stand rat- und thatlos da, bis sich der unheimliche Anfall von selber legte.

Traudchen nahm endlich das Taschentuch vom Munde fort und sagte: „Ich glaube doch nicht, daß Fräulein Gerhardt die Schreiberin ist. Und quand même — wohin soll denn die Geschichte am Ende führen? Sie wollen die Dame doch nicht heiraten?"

Karlos Lenz hatte auf diese Frage nicht direkt eine Antwort. Mit der Eroberung einer Photographie war es diesmal nicht genug, das merkte er. Heiraten hielt er aber eigentlich für nicht erlaubt bei einem Genie. — Das Genie gehört allen, alle haben ein Anrecht an den damit Behafteten. —

Traudchen, die sich vorgenommen hatte, ihm die Illusionen wieder zu nehmen, in die sie ihn selbst versetzt hatte, fuhr fort: „Der Herr Baumeister würde es ja doch nie zugeben. Ein so feiner Herr und reich" —

„O, was das anbetrifft," meinte Lenz jetzt, „wenn erst mein Onkel in Aachen stirbt, dann werde ich ja reich genug."

„Ach mit Ihrem Onkel in Aachen, das ist ja nur Einbildung von Ihnen."

Lenz zuckte nur die Achseln. „Sie werden ja sehen," meinte er, „aber bei alledem weiß ich noch nicht, ob ich dann Fräulein Gerhardt heiraten kann. Wissen Sie, ich werde dann ja auch gedruckt und berühmt werden. Hunderte von Damen, die eben so schön und eben so geistreich sind wie *sie*, werden nach einem freundlichen Blick von mir schmachten. Da kann ich mich jetzt unmöglich schon binden."

Jetzt lachte Traudchen wirklich hell auf. Der arme, etwas verhungerte Schneider, der sich als verzogenen Liebling der Damen erträumte, war zu komisch.

Lenz ließ sich aber wenig beirren dadurch. „Es geht noch einmal mit mir wie mit dem Jean von Werth," prophezeite er. „Wenn ich auch nicht aus blutigen Gefechten heimkehre, so werde ich doch ein Sieger sein im Kampf der Geister. Wenn ich dann mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupt in meiner Loge sitze, dann werden Sie schon Augen machen."

Traudchen lachte noch ausgelassener als vorher. „Gott," sagte sie, „wie mir das arme Fräulein Gerhardt doch leid thut. Soll sie da als Griet an ihrem Obstkrämchen sitzen und das alles mitansehen."

Lenz störte sich nicht an *ihren* Spott, unbekümmert fuhr er in seinen Träumen fort und baute sich ein idyllisches Luftschloß am Oberrhein. „Da hause ich während der milden Jahreszeit, im Winter aber ziehe ich nach Köln. Ich werde ein Auftreten haben wie Lord Byron in Venedig."

„Na, das dauert immer noch ein Bischen," lachte der alte Schellberg, der eben aus dem Hinterzimmer hereinpaffte und die letzten Worte noch gehört hatte. „Bis dahin ist meine braune Hose hoffentlich geflickt, Meister?"

Lenz verneigte sich gegen ihn. „Gewiß, Herr Schellberg. Sie sollen sie direkt nach den Feiertagen haben. Ich dachte über Pfingsten brauchen Sie sie doch nicht."

Der Alte zog an seiner Pfeife.

„Sehn Sie, Meister, wenn Sie auch kein Schuster sind,

es wäre doch gut, Sie blieben bei Ihrem Leisten. Die Erbschaft, von der Sie immer sprechen, könnte Ihnen dann auch nicht schaden. Sie hätten bis dahin eine nette Kundschaft beieinander und könnten dann ein Geschäft anfangen. Aber so lang Sie noch die hohen Töne im Kopf haben, da ist es am besten, Sie bitten unsern Herrgott, daß er Ihnen die Erbschaft nicht zukommen läßt. Sie werden sonst am Ende noch ganz verdreht."

Diese Worte erregten einen heftigen Konflikt in Lenz' Seele. Das Genie in ihm wollte aufbrausen, aber der Flickschneider hing sich dem Genie an die Rockschöße und bat und flehte: Bleib' schön ruhig, Bruder; es ist ein guter Kunde von mir, der Alte mit seinen beiden Söhnen, und Du weißt aus Erfahrung, wenn ich nichts zu essen habe, so mußt Du hungern. Das Genie sah den Flickschneider verächtlich über die Achsel an. Elender Sklave, sagte es, bleibe mir mit Deiner pöbelhaften Gesinnung vom Leibe. Doch der Alte da wüßte es ja doch nicht zu würdigen, wenn ich mich in meiner Größe zeigte, also mag er seine Roheiten ungestraft hervorpoltern. Dann tranken der Flickschneider und das Genie zusammen das Glas Bier aus und gingen.

— Hochmut kommt vor dem Fall, sagt der Volksmund.

Karlos Lenz hatte durch seine Ueberhebung das Schicksal gereizt, es mußte sich rächen. Sein tückischer Charakter duldet nicht, daß man sich als vor ihm sicher rühmt.

Es war nur ein Tag vergangen, seit der Dichter-Schneider mit seinen Aussichten geprahlt hatte, da suchte das Schicksal ihn schon auf. Mit kurzen, hastenden Schritten kam es durch die Straßen; die Leute, die ihm begegneten, glaubten nur einen einfachen Briefträger der Reichspost vor sich zu haben, aber wer das Lächeln gesehen hätte, mit dem es die Treppen des Gerhardt'schen Hauses hinaufstieg, dies mitleidlose, verbissene Lächeln, der wäre wohl anderer Ansicht geworden. Jetzt klopfte es an die Thüre, wo auf einer

alten, verstaubten Visitenkarte der Name „Karlos Lenz“ ehemals zu lesen gewesen war, und ohne die Aufforderung abzuwarten, öffnete es.

„Herrn K. Lenz,“ schnarrte es und zog die zwei obersten Schreiben von einem Päckchen anderer ab. „Ein unfrankierter Brief, zwanzig Pfennige Porto.“

Lenz errötete vor dem malitiösen Blick, von dem das Hinreichen der Briefe begleitet wurde. Er suchte seine Börse hervor und entnahm ihr einen beträchtlichen Bruchteil ihres Inhaltes, die verlangten zwanzig Pfennig.

Ohne Dank, mit der Gefühllosigkeit eines im Pfänden ergrauten Steuerexekutors steckte das Grausame das Geld ein und stolperte hinaus und die Steigen hinunter. Wie ein satanisches Hohngelächter verloren sich die Töne im Treppenhause.

Finsteren Blickes beschaute Lenz das unfrankierte Schreiben. Er schüttelte den Kopf und war schon im Begriff, das andere mit verstellter Hand adressierte zu öffnen, aber er legte es mit plötzlichem Entschluß auf den Tisch.

„Nein,“ sagte er, „das ist lindernder Balsam für die Wunde, die mir wieder eine harte Redakteurfaust schlagen wird.“

Er erbrach den ersten, umfangreichen Brief.

Gedichte, von ihm niedergeschrieben, fielen ihm aus dem Umschlage in die Hand. Er legte auch sie mit einem Seufzer auf den Tisch und suchte in der Hülle nach einem Begleitbrief, es fand sich nichts. Er blätterte die Lieder durch, auch da war nichts zu entdecken.

„Mit meinem Herzblut sind sie niedergeschrieben,“ murmelte er, „und so erhalte ich sie zurück, nicht einmal einer Bemerkung sind sie gewürdigt.“

Doch schimmerte es da nicht rot von dem letzten Blatt? War wirklich sein Herzblut dabei im Spiel?

Nein, o nein. Es waren rote Korrekturstriche und Bemerkungen auf dem Blatt zu ersehen. Falsche Satzstellung. Phrase. ‚Dämmerwonnend‘ ist kein Wort, stand auf dem breiten Rande und unten am Schluß: Dreiund-

zwanzig Fehler. Durchaus ungenügend. Unterschrift des Vaters vorzeigen.

Mit einem Aechzen warf sich Lenz an dem Tisch nieder. Er legte das Gesicht auf die Arme und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Lange, lange lag er so, vernichtet, kaum eines Gedankens fähig.

Endlich hob er wieder den Kopf. Sein Blick glitt scheu über den Tisch hin, er streifte die zerstreuten Blätter, jetzt haftete er auf dem durch rote Striche gebrandmarkten. Die Wangen des Beschimpften färbten sich rot wie die Schmachstriche, er sprang auf und riß das Papier in tausend Fetzen.

Das that ihm wohl, wie er jetzt mit den Füßen darauf herumstampfte.

„Hätte ich Dich so, Du neidischer Schuft!“ knirschte er hervor. — „Neid ist es, nur Neid. Sie wollen Dich nicht aufkommen lassen, Karlos Lenz. Ja, wenn Du mit Ihnen im Weinhaus sitzen könntest, wenn Du etwas vorstelltest. — Pah pah, nur ein Genie sein, ist nichts, man muß diesen Leuten schmeicheln, vor ihnen kriechen — und das thu' ich nicht.“

Es war ein tiefer, wahrer Schmerz gewesen, der ihn ergriffen hatte, als er sich verkannt sah. Er fühlte, daß etwas in ihm größer sei, als in andern; und, daß man ihn für kleiner hielt, daß Berufene in seinen Dichtungen nichts weiter sahen, als kindische Phantastereien, das hatte ihn ergriffen. Er war nahe daran gewesen, einzusehen, daß er ohne Studium nicht plötzlich aus sich selbst heraus ein Künstler werden könne. Aber seine Eitelkeit wollte seiner besseren Erkenntnis nicht Recht geben. Die Lüge in ihm siegte, und bald fühlte er sich mit schmerzlichem Behagen als ein Opfer der Kunstkaste, die einfach jeden Fremdling von sich ausschloß.

Aber das Genie läßt sich nicht ersticken.

Er wollte ihnen schon zeigen, daß er etwas leisten

konnte. Bei wem konnte er jetzt Berufung einlegen? Man machte ihn ja mundtot. Das würde nicht immer so bleiben. Die Erbschaft seines Onkels mußte ihm eines Tages die Mittel in die Hand geben, das Publikum zum Richter zu machen zwischen sich und der neidberstenden Kritik.

Er trat zu einem kleinen eleganten Bücherbrett, auf dem eine Reihe zierlicher Bände aufgestellt war. Die Urteillosigkeit des Besitzers offenbarte sich allerdings dem Kundigen schon durch die Auswahl der Bücher. Neben dem Besten, was die Litteratur hervorgebracht, stand hier manches Mittelmäßige, manches vollständig Wertlose.

Es war eins der kleinsten Hefte, das Lenz hervorzog: Andersens ‚Bilderbuch ohne Bilder'. Er schlug einige Seiten um, jetzt hatte er gefunden, was er suchte:

In den Staub des Talentes Glorie,
Alltägliches aber macht Glück.
Zwar ist's eine alte Historie,
Doch täglich spielt das Stück.

Mit einem etwas theatralischen Lachen stellte er das Büchlein wieder an seinen Platz.

Wie jener junge Autor, von dem in der Skizze die Rede war, konnte ja auch er sich beglückt fühlen. Ein schönes Mädchenauge weilt gern auf seinen Poesien, er wußte es. Mußte ihn das nicht für alles entschädigen?

Mit froher Ungeduld griff er jetzt zu dem zweiten Brief. Dieser war nur kurz.

Mein teurer Ritter von der Schere, lautete er. Ihre Gefühlsergüsse werden auf die Dauer immer länger und nicht unterhaltender, kann ich Ihnen versichern. Ihre Redensarten kenne ich nun — ich weiß auch, was dahintersteckt, und wir haben uns nichts mehr zu sagen. Geben wir darum das thörichte Spiel auf, das nie zu etwas führen kann.

Das war alles.

Lenz mußte den Brief zweimal lesen, bis er den Inhalt begriffen hatte. Sein erstes Gefühl war eine schmerz-

liche Enttäuschung, aber schneller als bei jener ersten niederschmetternden Absage der Redaktion erholte er sich diesmal von seinem Schmerz. Lag nicht der Schwerpunkt des Briefes darin, daß das Verhältnis nie zu etwas führen werde. Offenbar hatte nur die Trauer hierüber der Schreiberin die harten Worte in die Feder diktiert. Sie liebte ihn mehr und inniger als er sie, das und nichts Anderes ging aus dem Briefe hervor. Jetzt galt kein Zögern, ihr nur zu willig Herz mußte mit neuen hochtönenden Liebesversicherungen bestürmt werden.

Wohlgemut setzte sich Lenz zum Schreiben nieder. Einige Augenblicke des Nachdenkens, ein begeisterter Blick zur schrägen Zimmerdecke hinauf, und seine Feder flog über das Papier. Selten waren ihm die hyperbolischen Gleichnisse so gelungen; Wortzusammensetzungen, die einen Sprachkenner in Verzweiflung getrieben hätten, flossen ihm vom Munde wie einem Säugling die zuviel genossene Milch. Sechs Briefseiten bedeckten sich mit verunglückten Bildern und schlechten Versen. Befriedigt setzte er seinen Namenszug darunter, das im Interesse der Autographensammler möglichst deutlich geschriebene ‚Karlos Lenz'.

Dann griff er zur Nadel und setzte sich mit des alten Schellberg durchgeschabter Hose auf den Tisch, emsig arbeitend. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach er sich, um eine der schönsten Stellen seines Briefes nochmals zu genießen.

VIII.

Reiners Eltern hatten nicht viel einzuwenden, als der Sohn ihnen eröffnete, daß er gesonnen sei, Schellbergs Tochter zu freien.

Die Mutter sah ihn mit ihren klaren Augen, aus denen Herzensgüte leuchtete, prüfend an und fragte nur: „Glaubst Du, daß Ihr glücklich werdet zusammen?“

Reiner lächelte und erwiderte: „Wir passen gut zu einander.“

Da schüttelte sie den Kopf. „Ich frage, ob Du sicher bist, daß Dich das Mädchen glücklich macht.“

„Ich werde überhaupt so leicht nicht unglücklich,“ erwiderte er leichthin.

Die alte Bäuerin schien sich damit zufrieden zu geben. Wenigstens erhob sie keinen Einspruch, als Reiner dann den Vater bat, den Freiwerber für ihn zu machen.

Mit Freuden erklärte sich dieser dazu bereit.

„Du hast Recht, Junge,“ sagte er. „Nimm Dir ein Bauernmädchen. Man hat zwar jetzt unter ihnen auch welche, die nichts taugen, die sich putzen wollen und feine Häuser bewohnen, wo sie den lieben langen Tag zum Fenster hinaussehen, daß man meinen sollte, man hätte einen Spatz in ein vergoldetes Bauer gesteckt. Aber Traudchen ist nicht so. Sie hat zwar französisch gelernt, das verlernt sie auch wieder, und sonst ist ihr Vater zu vernünftig, sie faulenzen zu lassen. Ich war neulich bei ihm im Stall, wie da die Arbeit dem Mädchen von der Hand ging, das war ein Staat. In einer Viertelstunde

hatte sie doch ihre zwei Kühe gemolken. Wenn sie erst meine Schwiegertochter ist, dann kommt mir das auch zu gut."

Reiner lächelte zu diesen Plänen seines Vaters, er hielt es aber nicht für geboten, schon jetzt Einspruch dagegen zu erheben. Daß der Alte die Tüchtigkeit seiner Braut lobte, that ihm wohl. „Du sprichst also bei Schellberg für mich," sagte er, und damit war die Sache abgemacht.

Overmann erlebte diese Freude zu einer Zeit, die ihm sonst nicht sehr gefallen konnte.

Das Projekt — für ihn ‚das Gespenst' — der Stadterweiterung nahm greifbare Formen an. Nachdem schon seit länger als fünfzehn Jahren sich die Angelegenheit hinzögerte, hatte er gehofft, daß sie sich nie verwirklichen werde. Und selbst als in den letzten Monaten bestimmte Abmachungen zwischen der Stadt und dem Fiskus bekannt wurden, verschloß er sich hartnäckig gegen die Wahrscheinlichkeit solcher Gerüchte. Jetzt aber war nichts mehr zu bezweifeln, nichts mehr fortzuleugnen. Ein Teil der alten Festungswerke war an die Stadt abgetreten worden, und umfangreiche Vorbereitungen wurden getroffen, den Abbruch der Mauern und die Einebnung der Wälle und Gräben kräftig in Angriff zu nehmen. Schon zeigten sich am Gereonshof und in der Gegend der Bastion vor dem Hahnenthore verdächtige Gestalten, mit Hacken und Spaten bewaffnet.

Des alten Overmann Laune wurde durch diese Thatsachen sehr getrübt, und allabendlich erging er sich im Wirtshaus oder im Familienstübchen in langatmigen Betrachtungen über die Verkehrtheit der Welt. Wie konnte man dadurch etwas bessern wollen, indem man das Gute, daß die Altvorderen geschaffen, zerstörte.

Er stand mit seiner Meinung fast allein. Deutlich konnte er das merken, als er sich eines guten Morgens im schwarzen Gehrock aufmachte, um Schellberg aufzusuchen und ihm das Anliegen seines Reiner vorzutragen.

Es waren viele Leute unterwegs, einige Häuser hatten geflaggt, und je mehr er sich dem Ziele seiner Wanderung näherte, um so größer wurde das Gedränge in den Straßen; denn in der Nähe des Schellbergischen Hauses, zwischen dem Friesen- und Gereonsthor, sollte heute die erste Bresche in die Stadtmauer gesprengt werden.

Mit verbissenem Grimm schritt der große Mann zwischen den lustig plaudernden Gruppen hindurch. „Es ist ein unverständig Volk," murmelte er vor sich hin. „Nun sehen sie sich den Festzug an, der da veranstaltet wird, und begreifen nicht, daß es ein Leichenzug ist, das Begräbnis ihrer Ruhe."

In der Wirtsstube bei Schellberg traf er niemanden. Es sah ungemütlich dort aus, die Fenster standen offen. Er ging zurück auf den Flur.

„Ist denn hier alles verhext?" rief er.

Traudchen kam die Treppe herunter, sie schien sich zum Ausgehen fertig gemacht zu haben.

„Ist denn der Zapfjunge nicht da?" sagte sie.

„Der wird natürlich auch auf der Straße stehen und sich den Brassel ansehen; wir haben diesmal Fastnacht im Sommer, die Leute sind all' verrückt. Wo ist denn der Vater?"

„Er ist hinten im Stübchen," erwiderte das Mädchen errötend.

Zu anderer Zeit hätte Overmann wohl nicht versäumt, jetzt irgend eine scherzhafte Andeutung über seine Absicht zu machen, heute war er zu mißgestimmt. Er ging ohne etwas zu sagen nach der Thüre im hintern Teil des Flurs und klopfte an.

Ein Grunzen ließ sich vernehmen. Als er daraufhin eintrat, sah er seinen alten Freund in Hemdärmeln vor dem Spiegel stehen mit einem eingeseiften, einem schon rasierten Backen. Erstaunt über diesen Anblick ließ er die Thür einen Augenblick länger aufstehen als nötig gewesen wäre.

„Donnerwetter!“ rief der kleine Wirt ungeduldig, „mach doch zu. Es ist ja ein verfluchter Zug hier.“

Overmann befolgte zunächst die freundliche Aufforderung, setzte seinen Stock in die Ecke und hing den Hut darüber. Erst dann gab er eine Antwort.

„Seid ihr auch rein toll, alle Fenster aufzusperren? Es ist heute so warm garnicht.“

Der andere lachte. „Es ist auch nicht wegen der Wärme, nur wegen der Sprengung. Wir sind ja dazu aufgefordert worden, damit keine Fensterscheiben springen.“

„Wenn nur alle Scheiben in ganz Köln zerbrechen wollten!“ rief Overmann geärgert aus. „Es ist nicht christlich, sonst könnte ich wahrhaftig wünschen, daß es ein Unglück gäbe heute. Dann würden sie das Loch wieder zumachen froh sein, wenn sie das andere stehen lassen dürften.“

„Einen Augenblick, ich bin gleich fertig,“ sagte der Wirt, ohne auf die heftigen Worte des andern näher einzugehen, und mit hartem Kratzen fuhr das Messer über die Backe und das Kinn.

„Wer rasiert sich auch am Samstag Morgen?“ brummte Overmann, doch setzte er sich dann geduldig wartend auf einen Stuhl.

Schellberg hatte endlich seinem Gesicht ein leidlich glattes Aussehen verliehen; er wusch sich den noch haftenden Seifenschaum ab und sagte, einen schwarzen Rock vom Haken nehmend: „So, jetzt können wir gehen.“

„Was, wie? Wohin gehen?“ fragte Overmann, der diesen Anstalten mit erstauntem Blick gefolgt war.

„Nun, zur Sprengung,“ meinte der andere gelassen.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich deshalb einen Schritt mache.“ Dabei schlug Overmann mit der Faust auf den Tisch. „Nein,“ fügte er lachend hinzu, „für Dich als angehenden Stadtrat mag das etwas sein, aber ich will nichts damit zu thun haben.“

„Ja, weshalb bist Du denn gekommen?“

„Ich habe eine Sache von Wichtigkeit mit Dir zu besprechen," sagte Overmann, und sein Gesicht nahm einen würdevollen Ausdruck an, wie das eines Richters, der ein Urteil verkündet.

„Aber muß das gerade heute sein?" warf Schellberg ein. „Ich wäre gern zu dem Festakt gegangen."

„Was ich Dir zu sagen habe, ist wichtiger für Dich und Deine Familie," erwiderte der Große.

Schellberg schien einen Augenblick zu zaudern, endlich aber zog er entschlossen den schwarzen Rock wieder aus, schlüpfte in seine gestrickte Joppe, holte sich die halblange Pfeife vom Nagel und setzte sie in Brand, nachdem er vorher die Asche mit dem Daumen zusammengedrückt hatte.

Er zog einige Züge, paffte den Dampf vor sich hin und begann dann, da der Andere noch immer schwieg:

„Du kommst wegen dem Baumeister Gerhardt. Er war schon selbst bei mir. Er möchte jetzt mein Stück vor der Ulrepforte haben. Ich verstehe eigentlich doch nicht, weshalb Du ihm Deins nicht verkauft hast. Was willst Du denn eigentlich damit machen? Der Preis ist doch gut."

„Jawohl," nickte Overmann, sogleich eifrig auf das angebahnte Gespräch eingehend. „Der Preis ist gut, aber —" und nun hielt er dem Wirt alle die bekannten Gründe vor, weshalb er kein Gemüseland als Baustellen verkaufe. Schellberg hörte ihn geduldig an und unterbrach ihn nur ab und zu mit einem trockenen Scherzwort.

Die Vorlesung Overmanns währte diesmal lange, all' die Bitterkeit, die er diesen Morgen hatte einsaugen müssen, suchte er sich vom Herzen zu sprechen, über eine Viertelstunde schon war er mit dem Wirt in der Unterhaltung begriffen, und noch hatte er mit keinem Wort den eigentlichen Zweck seines Besuches erwähnt.

Traudchen stand derweil klopfenden Herzens am Küchenfenster und spähte neugierig über den Hof herüber; die Zeit wurde ihr lang, fast bereute sie, daß sie zu Hause geblieben war.

Die Magd hatte verwundert aufgeschaut, als Traudchen in die Küche getreten war; — ihr Erstaunen war aber noch gewachsen, als das Fräulein erklärte, sie selbst wolle kochen, die Magd könne sich die Sprengung ansehen. Traudchen war sonst nicht so freundlich mit ihr. Uebrigens aber hatte sie sich's nicht zweimal sagen lassen, sondern war nach der Wallstraße geeilt, und Traudchen stand seitdem und horchte. Im Zimmer blieb alles still.

Das Essen auf dem Herde brodelte und zischte, sie bemerkte es nicht.

Ein Sperling setzte sich neugierig auf die Dachrinne des gegenüberliegenden, von Gerhardt bewohnten Hinterhauses, er wollte doch wissen, was Traudchen erwarte. Gespannt blickte er sie bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge an, indem er das Köpfchen auf die Seite neigte. Das Mädchen verharrte regungslos an seinem Fensterpfosten, und nichts sonst regte sich in Haus und Hof. Da wurde ihm die Sache langweilig, und er flog davon.

Noch immer drang das Geräusch von Worten eintönig und unverständlich aus den geöffneten Fenstern des Hinterzimmers an das Ohr des gespannt lauschenden Mädchens. Ihre anfängliche Ruhe machte einer stets wachsenden Erregung Platz. Jetzt mußte doch bald Overmann herauskommen oder ihr Vater. Was sie nur so lange zu bereden hatten?

Endlich, endlich wurde es lauter drinnen.

Man hörte nicht nur, daß gesprochen wurde, man verstand auch einzelne Worte. Der Name Reiner klang herüber.

Es war Overmanns Stimme, die jetzt sagte: „Ein tüchtiger Kerl ist er, der Baumeister hat es auch gesagt."

Schellberg erwiderte etwas, doch blieb es der Lauscherin unverständlich.

„Nein, ich gebe keinen Pfennig," rief Overmann.

„Ich hab's gelobt. Und er verdient genug, um sich selbst zu unterhalten, und auch seine Frau."

„Ich habe Dir gesagt," erwiderte die Stimme des Wirtes nun auch lauter, „achttausend Thaler kriegt sie mit. Wenn Du ihm ebensoviel giebst, dann ist die Sache abgemacht."

„Nichts kriegt er, nichts!" rief wieder der Freiwerber.

„Dann kriegt er auch meine Tochter nicht," meinte Schellberg entschieden.

„Nach meinem Tode hat er alles, was mir gehört," lautete die Vorstellung des andern.

„Dann kann er wiederkommen," sagte kurz der Wirt.

„Also Du willst nicht?" begann der andere noch einmal.

„Du willst nicht. Gieb ihm auch achttausend, dann sind wir einig. Laß doch nicht Deinen Sohn auf Dein Ende warten; das thut nie gut. Wenn er einmal Geld braucht, so stehst Du ihm im Wege; günstigsten Falls verläßt er Dich dann und sucht anderswo welches zu kriegen. Vielleicht borgt er auf das hin, was ihm später einmal zufallen soll; das ist eine schlimme Geschichte."

„Das thut er nicht, dazu kenn' ich ihn zu gut."

Der andere hielt sein Bedenken aufrecht. „Wenn er es nicht thut, so wird er doch daran denken, es ist ganz natürlich, und Du wirst es ihm später auch zutrauen. Achttausend Thaler ist so viel nicht für Dich. Gieb ihm die, dann kann er zufrieden sein."

Ein dumpfer Knall wurde hörbar, ein leichter Stoß erschütterte den Boden. Fernes vielstimmiges Rufen ließ sich vernehmen, untermischt mit dem Klang von Musikinstrumenten.

Der Eifer des alten Overmann wurde dadurch auf's höchste entfacht.

„Was ich gesagt habe, das bleibt gesagt. Und wenn er eine Millionärin kriegen könnte, keinen Pfennig erhält

er von mir, keinen Pfennig. Du biſt ja auch ſo einer von den Neuern. Such' Dir für Deine Tochter einen Spekulanten!" rief er mit Heftigkeit.

„Ehe ich ſie einem Bettler gebe, einem Kerl ohne Beſitz, eher behalte ich ſie ſelbſt," kreiſchte Schellberg. „Ich brauche dann wenigſtens nicht die Familie zu erhalten. Bis Du einmal ſtirbſt, hat es gute Wege. Wer am Gelde hängt wie Du, der iſt zu vorſichtig ſelbſt zum Sterben. Er kann ſich nicht von ſeinem Beſitz trennen."

„Bei Dir ſpielt das Geld eine größere Rolle," rief Overmann. „Du weiſeſt einen fleißigen, braven Mann ab. Ich ſage Dir, Tüchtigkeit iſt das beſte Kapital, das einer haben kann. Aber ich wollte nur anhalten, nicht betteln um die Hand Deiner Tochter. Mein Sohn iſt mehr wert als achttauſend Thaler." Damit ging der Alte.

Krachend fiel die Thür hinter ihm ins Schloß.

Traudchen auf ihrem Lauſcherpoſten bebten die Kniee. Jeder Tropfen Blutes war aus ihrem Geſicht gewichen und — bei Schellbergs kam heute angebranntes Eſſen auf den Tiſch.

Zweiter Teil.

I.

Der sieghafte Bräutigam, der Geist der neuen Zeit, hatte der Jungfrau Colonia den Gürtel gelöst, just noch rechtzeitig, ehe sie zur alten Jungfer einschrumpfte. Die Sprengung des Halbturmes war gelungen, in mehrere Stücke geborsten, war das Gemäuer in den Wallgraben hinabgesunken, das Grün der Bäume schimmerte verheißungsvoll durch die Lücke herein. Die Arbeit des Abbrechens wurde mit großem Eifer fortgesetzt, als wollte man nun in wenigen Monaten nachholen, was man bereits seit langen Jahrzehnten versäumt hatte.

Es währte nicht lange, so sah man von den Fenstern des Pätz'schen Hauses über eine weite, freie Schuttfläche, auf der ein Heer von Arbeitern sich tummelte. Mit gemischten Gefühlen betrachteten die Bewohner dieses Hauses die neuerschlossene Aussicht.

„Es ist ein unsicherer Grund, um darauf zu bauen," sagte die Witwe Niren, die Sibylle vom Friesenwall, zu Frau Pätz. „Alles angeschüttet. Gleich in der Nacht nach der ersten Sprengung hat mir geträumt, daß alles einstürzte, Häuser und Mauern und Kirchen. Es bedeutet nichts Gutes. Gestern ist ein Mann beim Abbrechen durch einen Stein wund geschlagen worden. Es wird noch viel kosten, bis die Neustadt aufgebaut ist; manchem armen Teufel sein Gut und Blut."

Overmann würde seine Freude gehabt haben an der Prophetin und ihrem finstern Gesicht. Es glich ganz dem einer Eule, in deren Wohnung durch Einsturz des Gemäuers

I.

Der sieghafte Bräutigam, der Geist der neuen Zeit, hatte der Jungfrau Colonia den Gürtel gelöst, just noch rechtzeitig, ehe sie zur alten Jungfer einschrumpfte. Die Sprengung des Halbturmes war gelungen, in mehrere Stücke geborsten, war das Gemäuer in den Wallgraben hinabgesunken, das Grün der Bäume schimmerte verheißungsvoll durch die Lücke herein. Die Arbeit des Abbrechens wurde mit großem Eifer fortgesetzt, als wollte man nun in wenigen Monaten nachholen, was man bereits seit langen Jahrzehnten versäumt hatte.

Es währte nicht lange, so sah man von den Fenstern des Pätz'schen Hauses über eine weite, freie Schuttfläche, auf der ein Heer von Arbeitern sich tummelte. Mit gemischten Gefühlen betrachteten die Bewohner dieses Hauses die neuerschlossene Aussicht.

„Es ist ein unsicherer Grund, um darauf zu bauen," sagte die Witwe Riren, die Sibylle vom Friesenwall, zu Frau Pätz. „Alles angeschüttet. Gleich in der Nacht nach der ersten Sprengung hat mir geträumt, daß alles einstürzte, Häuser und Mauern und Kirchen. Es bedeutet nichts Gutes. Gestern ist ein Mann beim Abbrechen durch einen Stein wund geschlagen worden. Es wird noch viel kosten, bis die Neustadt aufgebaut ist; manchem armen Teufel sein Gut und Blut."

Overmann würde seine Freude gehabt haben an der Prophetin und ihrem finstern Gesicht. Es glich ganz dem einer Eule, in deren Wohnung durch Einsturz des Gemäuers

plötzlich Tageshelle strahlt, und die nun verdrießlich in das verhaßte Licht blinzelt.

„Es kann wohl sein, Frau Riren," seufzte Trina.

Auch ihr kam die Tageshelle nicht gelegen. Man sah den Schmutz im Hause nun viel deutlicher als früher. Ihres Erachtens war die Wohnung durch die freie Lage ungemütlicher geworden.

„Denken Sie nur," fuhr sie fort, „Tonius hat erzählt, daß hier ein Platz hin soll, grade vor dem Hause, ein freier Platz mit Bäumen."

„Das kann noch lange dauern, bis die gewachsen sind," meinte die Riren. „Die schönen alten Bäume im Wallgraben haben sie umgehauen; ob sie denn denken, daß in dem Steinschutt da was wächst?"

„Ich glaube auch nicht daran," schüttelte Mutter Pätz mit dem Kopf. „Doch Tonius meint, in ein paar Jährchen würden wir unser blaues Wunder sehen. Drüben ständen Häuser, doppelt so hoch wie unseres, und was das Schlimmste ist, er glaubt, unseres stände dann auch nicht mehr."

„Nun, ja," erwiderte die Andere bedächtig. „Ihm kann man's nicht verdenken, er möchte eben bauen. Was für ein paar große, feine Häuser hat er aber auch am Pantaleon hingesetzt?"

Frau Pätz machte ein böses Gesicht. „Sprechen Sie mir nicht davon. Er selbst will nichts mehr davon wissen. Und mein Mann erst. Einen Lumpen hat er ihn genannt, hier in unserer Küche, — den feinen Tonius. In seinem Geschäft kann er doch kennen lernen, was Lumpen sind, daß die so nicht aussehen. Es ist ein Leiden mit den Häusern. — Da war neulich der Schreiner hier, der die Treppen und Fußböden geliefert hat. Geweint hat er, weil er sein Geld nicht hat kriegen können. Mein Mann sollte ihn bezahlen. Nu der: Ich, ich habe mit der Sache nichts zu thun. Was gehn mich die Geschäfte meines Sohnes an? Da hat der Schreiner auch angefangen, über den Tonius herzuziehen,

ich hab' mir's aber nicht gefallen lassen. Der Tonius, hab' ich ihm gesagt, hat selbst alles verloren, was er hatte, bei der Bauerei. Mehr kann einer doch nicht thun als hergeben, was er hat. Da hätten Sie mal sehen sollen, wie der Mann toll wurde. Wissen Sie, was er sagte? — Der Tonius hat nie etwas gehabt, sagte er. Und was er von dem alten Gauner gekriegt hat, das hat er auch zur Hälfte noch verjubelt, statt die Maurer davon zu zahlen und die Handwerker. Und einer, der baut, ohne einen Pfennig zu haben und nur darauf rechnet, daß er Dumme findet, die ihm die Arbeit auf Kredit liefern, das ist ein Schuft. Und das ist der Herr Tonius Pätz, Ihr Sohn. Hier auf dem Hofe hat er noch geschrieen: ein Schuft! Und da müssen es die Nachbarn gehört haben; denn ich weiß wohl, man spricht jetzt überall schlecht von ihm, und das fällt auch auf uns zurück, auf seine Eltern."

Trina fuhr mit der Schürze nach den Augen, als ob sie weinen wolle, aber die Sibylle sagte begütigend: „Sie müssen das Geschwätz sich nicht so zu Herzen nehmen. Sehen Sie, über mich arme, alte Frau wird auch so viel geredet, und was ist daran wahr?" Dabei sah die Alte so unschuldig aus wie ein Aasgeier und schüttelte den dünnbehaarten Kopf mit der weißen Nachtmütze, daß die Wangen und die zerknitterten Bänder hin- und herwackelten. „Ihr Herr Sohn ist eben über's Ohr gehauen worden. Was kann er dafür? Er ist noch jung, und der alte Abenheuer, der ihm das Geld zum Bauen gegeben hat, ist ein schlauer Fuchs, er hat sogar schon manchen erfahrenen Mann über den Löffel balbiert."

„Das sag' ich ja auch. Aber was Pätz ist, der will ja davon nichts hören. Er könne nicht mehr mit seinen alten Bekannten verkehren, bei Schellberg wolle niemand mehr etwas mit ihm zu thun haben. In die feinen Restaurants gehen, wie sein Sohn, das möge er nicht, da treibt er sich jetzt in allerlei gemeinen Butiken herum und des nachts, wenn er spät nach Hause kommt, dann ist er betrunken."

„Es geschieht ihm Recht, es geschieht ihm ganz Recht,“ sagte die Riren, und ein boshaftes Grinsen ging über ihr Gesicht. „Wer hat denn den Tonius zu dem Unternehmen getrieben? Hätte Ihr Mann ihm Geld gegeben, daß er für sich hätte bauen können, dann könnten sie sich jetzt beide in den Profit teilen. Aber so geht's immer, wenn man am falschen Platz knauserig ist. Ich gönn' es ihm wohl, er hat nie gewußt, was er an dem Tonius hat.“

Sie hätte sich noch weiter über dies Thema verbreitet, wenn nicht eben Joseph, Trinas mindergeliebter Sohn, in den Hof getreten wäre. So zog sie es vor, sich rasch von ihrer Freundin zu verabschieden.

Joseph kam offenbar sehr erregt auf seine Mutter zu.

„Hast Du es gewußt?“ fragte er hastig.

„Was soll ich gewußt haben?“ meinte sie verdrossen, als sie aber den Erregten ansah, fügte sie teilnehmender hinzu: „Es ist doch niemand was zugestoßen?“

„Es ist nur wegen Tonius Häusern,“ sagte er, sich mühsam zur Ruhe zwingend. „Sie sind heute subhastiert worden.“

„Wie, verkauft?“ fragte die Mutter, die nicht gleich den Sachverhalt begriff.

„Ja öffentlich meistbietend verkauft. Das heißt mit anderen Worten: mein Bruder hat Bankerott gemacht.“

„Ist das sehr schlimm für ihn?“ erkundigte sich Frau Trina besorgt.

„Für ihn vielleicht nicht,“ entgegnete Joseph finster.

„Na, dann sehe ich nicht ein, weshalb Du mir solchen Schrecken einjagst,“ versetzte die Mutter vorwurfsvoll.

Josephs Gesicht verdüsterte sich noch mehr. „Es ist nur,“ sagte er, „daß die Leute Recht behalten, wenn sie schlecht von ihm gesprochen haben; denn soviel ich höre, sind durch die Kaufsumme nicht einmal alle Hypotheken gedeckt. Die Handwerker erhalten keinen Pfennig.“

„Aber er ist doch nun die Sorge los,“ beharrte die nur für ihren Aeltesten besorgte Mutter.

„Er wird sich schwerlich viele Sorgen darum gemacht

haben," sagte der jüngere Sohn. Er wandte sich und ging langsam nach seinem Kontor hinüber.

Es war spät, als endlich das Hofthor ging, und das Rollen der Räder des kleinen Karrens die Heimkunft des alten Pätz ankündigte. Joseph trat auf das Geräusch hin sofort in die Thüre des Kontors.

Beim schwachen Licht der kleinen Wagenlaterne erkannte er, daß zwei Personen das Gefährt begleiteten, sie schienen einander zu stützen.

„Um Gotteswillen, Vater, was ist Dir?" rief er aus und eilte den Ankömmlingen entgegen.

Aber erstaunt wich er einen Schritt zurück, als er in der Person, die den schwankenden Vater führte, seinen Bruder Tonius erkannte.

„Es war heute sehr schön draußen, deshalb komme ich etwas später," lallte der Alte, während Tonius mit leiser Stimme sagte: „Mach' keinen Lärm; wir wollen ihn ruhig ins Bett bringen."

„Nein, ich will nicht ins Bett," wehrte sich der Angetrunkene mit lärmender Stimme. „Das ist heute so ein erfreulicher Tag, der muß gefeiert werden. Trina, die große Kanne voll, aber kein Jungbier! Wir feiern Versöhnung!"

Frau Pätz war unterdes mit einem Lichte in die Küchenthür getreten. Schon schwebte ihr eine ganze Anzahl liebevoller Willkommworte auf der Zunge, mit denen sie ihren Mann zu überschütten und zu ernüchtern gedachte, als sie aber seines Begleiters ansichtig wurde, schluckte sie die Bitterkeit schnell hinab und sagte in ruhigem Tone: „Kommt nur herein, das Essen verbrennt ja ganz."

Tonius führte den Vater nach der Küche, während Joseph sich still daran machte, den Esel zu entschirren und unter Dach zu bergen.

In der Küche begrüßte der ältere Sohn, nachdem er den Vater auf einen Stuhl niedergedrückt hatte, heiter die Mutter.

„Du mußt es nicht übel nehmen, wenn wir ein bischen luſtig ſind," ſagte er.

„Ja, luſtig ſind wir," lachte Pätz und begann ohne weiteres von dem Brod zu eſſen, das vor ihm lag. „Aber was zu trinken müſſen wir haben."

Auf der Stirne Frau Trinas lagerte eine kleine Wolke, ein aufſteigendes Gewitter ankündigend; Tonius aber wußte ſie durch den Wind ſeiner Liebenswürdigkeit zu zerſtreuen.

„Sieh mal Mutter, heute mußt Du uns wirklich den Gefallen thun. Ja ich verlange ſogar, daß Du Dir ſelbſt heute einen Spitz antrinkſt, mir zu Liebe, einen ganz kleinen nur."

„Natürlich," warf Pätz wieder dazwiſchen. „Alte, heute wird Verſöhnung gefeiert."

„Ja, Verſöhnung, Mutter, da mußt Du auch dabei ſein," ſchmeichelte der Sohn.

„Ihr Männer müßt doch bei allem, was ihr thut, trinken," ſagte Trina; doch langte ſie die Kanne vom Wandbrett und ging hinaus. Als ſie mit dem ſchäumenden Bier zurückkam, war auch Joſeph mit der Beſorgung des Tieres fertig und trat in die Küche, begierig, zu erfahren, was ſich begeben habe. Die Mutter war hierauf nicht weniger neugierig. Nachdem erſt der Hunger geſtillt war, — denn das Eſſen pflegen kleine Leute in Haſt abzuthun und ohne die wichtige Thätigkeit der Kinnbacken, das Kauen, durch die minder wichtige des Sprechens zu unterbrechen — fragte ſie:

„Was iſt denn eigentlich um alles in der Welt los?"

„Hm. Es iſt eben jetzt alles zwiſchen uns im Reinen," meinte Tonius. „Ich weiß, ich habe in Manchem nicht ganz recht gehandelt; aber Vater hat mir jetzt alles verziehen."

„Verziehen," echote Pätz. „Und wenn erſt das Haus fertig iſt, dann feiern wir noch einmal Verſöhnung. Ich habe noch nie ſoviel Freude an Dir gehabt wie heute."

„Ich denke," sagte Joseph, „die Häuser am Pantaleon sind heute versteigert?"

„Gestern, gestern schon, Gott sei Dank, daß ich sie los bin," fiel Tonius schnell ein. „Das war eine Plackerei in der letzten Zeit. Ich kann Euch sagen, man war keinen Augenblick mehr seines Lebens froh. Heute wollten sie nun meine Möbel pfänden. Da sind sie schön angekommen. Die sind ja garnicht mein Eigentum, die gehören ja dem Vater. Da mußten sie mit langer Nase wieder abziehen."

„Ja, das war es eben," rief der Alte dazwischen. „Wegen der Möbel war ich bange. Aber sie gehören noch immer mir, Trina. Ich habe garnichts verloren."

„Und ich auch nicht," fuhr Tonius fort. „Ich habe ein Jahr gut gelebt, das hat der alte Adenheuer bezahlt."

„Doch hast Du etwas verloren," rief Joseph aufspringend. „Deinen ehrlichen Namen hast Du verloren, und das ist, meine ich, genug."

Er stand da, zu voller Höhe aufgerichtet, seine Augen blitzten, der Zorn glühte in seinen Wangen.

Tonius war so verblüfft, daß er nicht gleich etwas zu erwidern vermochte. Der Bruder hatte zu allem stets geschwiegen; so hatte er sich daran gewöhnt, ihn als eine Null zu betrachten. Jetzt wurde ihm auf einmal klar, daß hier ein Gegner ihm gegenüberstand, den er durchaus nicht übersehen durfte. Aber ehe er sich so weit gefaßt hatte, um eine Antwort geben zu können, nahm schon sein Vater das Wort.

„Ich war auch wütend über ihn, aber was hat er denn im Grunde gethan? Er hat den alten Schuft, den Adenheuer, um ein paar tausend Mark leichter gemacht."

„Dafür hat er auch wieder verdient durch mich," sagte Tonius.

„Ja, das hat er," nickte der Alte. „Und wenn wir hier erst an zu bauen fangen, dann giebt es noch ein besseres Geschäft, und ich kriege die Hälfte vom Gewinn mit und brauche keinen Finger deshalb krumm zu machen.

Es wird alles gut. Was er in Aachen gekostet hat, das bekomme ich alles wieder. Und deshalb sage ich, es geht nichts über den Toni. Du arbeitest und arbeitest den ganzen Tag und die halbe Nacht, und wenn das Jahr herum ist, dann hast Du ein paar hundert Thaler über, das ist nichts für die neue Zeit, jetzt heißt es Tausende verdient oder besser nichts gethan. Ich bin zu alt dazu, zum Verdienen und zum Nichtsthun, aber der Tonius, der kann es und will mit mir teilen."

„Ja, es ist ein ganzer Kerl," sagte die Mutter und schlug ihrem Aeltesten lustig mit der Hand auf den Rücken. „Gott sei Dank, daß nun alles wieder in die Reihe kommt."

Die Worte der Eltern empörten Joseph aufs Tiefste; aber er sah wohl ein, daß dieser Abend nicht der Zeitpunkt sei, um von einem leichtsinnigen Eingehen auf die Pläne seines Bruders abzuraten. So beschränkte er sich darauf, zuzuhören, wie weit diese Pläne überhaupt schon gediehen seien, und hegte heimlich die Hoffnung, daß sein Vater am anderen Morgen, wenn die nüchterne Ueberlegung komme, den Lockungen des allzu unternehmenden Unternehmers ein weniger williges Ohr leihen werde.

Doch hatte er sich getäuscht. Wohl verhehlte Pätz sich bei nüchternen Sinnen nicht die Unehrlichkeit von Tonius bisheriger Handlungsweise; aber er zürnte ihm auch nicht sehr deshalb. Zu der alten Vorliebe für den Leichtsinnigen hatte sich ein zweiter beredter Fürsprecher im Herzen des Vaters gesellt, das war die Habgier.

Ein Verschwender war der Alte all sein Lebtag nicht gewesen; aber er hatte nicht genug gelernt, in große Unternehmungen einzulassen. So hatte er [illegible]del seines Vaters weitergeführt und durch große Sparsamkeit bei geringem Verdienst doch das ererbte Vermögen vermehrt. Sein bestes Geschäft war entschieden die Heirat mit Trina gewesen; denn diese hatte ein gutes Stück Geld mit in die Ehe gebracht.

Durch Josephs ausgedehnteren Handel erst hatte der Alte so recht Geschmack am Geldverdienen bekommen; dazu kam, daß er für Tonius Ausbildung und Einbildungen sein Kapital angegriffen hatte. Der Wunsch, das Verlorene so schnell wie möglich zu ersetzen, war immer lebhafter in ihm geworden. Jetzt bot ihm Tonius eine Gelegenheit hierzu; sollte er da nicht mit beiden Händen zugreifen?

Die Projekte dieses jungen Mannes waren nicht unausführbar und versprachen Gewinn, wie auch Joseph zugeben mußte. Es galt, auf dem unbebauten Teil des Hofes, der der Straße zulag, ein modernes mehrstöckiges Wohnhaus zu errichten.

„Später bezieht Ihr eine Etage desselben und wir reißen dann das alte Häuschen ab und erbauen ein zweites großes Haus an seiner Stelle. Es wird hier an dem neuen Platz eine ganz feine Lage," sagte der junge Baumeister.

„Das Grundstück steigt, wenn das zutrifft, auch ohnehin im Wert," meinte Joseph vorsichtig.

„Und andere kaufen es uns ab und ziehen den Profit aus den Häusern," warf Tonius ein.

„Das können wir selbst machen," sagte Pätz.

„Ja," lachte der Baumeister. „Das heißt, Du kannst es machen. Ich führe nur den Bau aus. Wenn man nur denken könnte, ich hätte jetzt noch etwas außer dem, was ich auf dem Leibe trage, so würde man mir schön an den Kragen kommen."

Die frivole Art, in der der Bruder von dem Unrecht sp[illegible] er Andern zugefügt, reizte Joseph.

„Du hast keine Achtung vor dem Gute der kleinen Leute gehabt, denen Du die Bauarbeiten übertrugst," rief er heftig aus, „Du wirst auch Deines Vaters Vermögen so betrachten, als sei es Dein eigenes. Du wirst es verschleudern."

Da warf sich Tonius in die Brust und suchte den Ton edler Entrüstung zu finden.

„Ich möchte wissen, was Dir das Recht giebt, so verächtlich von mir zu sprechen? Ich habe Unglück gehabt, das ist wahr, und daß mich das Unglück nicht niederdrückt, das verdanke ich meiner elastischen Natur. Aber ich bin stolz darauf, jeder Lage gewachsen zu sein. Der ist ein schlapper Kerl, der sich unterkriegen läßt. Freue Dich, daß Du von vornherein Dein Geschäft Dank dem Kredit unseres Vaters auf soliderer Grundlage aufrichten konntest, aber versuche nicht zu hindern, daß ich jetzt auch auf diesem Grunde baue."

Joseph zuckte die Achseln, aber auf Pätz machte die zuversichtliche Sprache seines Aeltesten den besten Eindruck. Mit einiger Strenge wandte er sich an seinen zweiten Sohn:

„Ist es eigentlich mein Geld oder Dein Geld, über das hier verfügt werden soll? Ich soll Dir doch nicht alles überlassen?"

„Ich glaube nicht, daß Du es bisher zu bereuen hattest, wenn ich einen Teil Deines Gutes verwaltete," entgegnete Joseph bitter. —

Der verkrachte Bauunternehmer war vorsichtig. Es schien fast, als habe Joseph sich in dem Verdacht gegen ihn getäuscht. Er war ordentlich und fleißig in den ersten Monaten, und da unsere Zeit nicht nur für Verdienste, sondern manchmal auch für Vergehungen ein kurzes Gedächtnis hat, wenn keine gesetzliche Strafe auf sie erfolgt ist, so wurde die Stimmung allmälig eine günstigere für Tonius.

Der alte Pätz konnte wieder bei Schellberg verkehren, ohne daß ihm jemand zeigte, wie ihm seine Nachbarschaft nicht angenehm sei. Tonius selbst verkehrte ja jetzt häufig dort und schloß sich besonders an Heinrich, den Sohn des Wirtes, an.

Auch mit dem Baumeister Gerhardt kam der junge Mann in nähere Berührung. Tonius bezog für den Neubau am Friesenwall die Steine von Gerhardt; in Folge

dessen hatten sich die beiden Männer flüchtig kennen gelernt. Bald darauf war dem jungen Pätz eine Gelegenheit geboten, dem Baumeister einen geschäftlichen Dienst zu leisten, und er war gesonnen, die Verpflichtung, die er jenem dadurch auferlegt, nach Kräften für sich auszunützen. Er beabsichtigte nichts weniger, als mit Gerhardt gemeinschaftlich einige Arbeiten für die Stadt auszuführen, von denen er wußte, daß der Baumeister sie gerne übernommen hätte, wenn er nicht mit Arbeit überhäuft gewesen wäre.

Gerhardt schien von vornherein nicht abgeneigt, auf Tonius Vorschläge einzugehen. Er überraschte eines Morgens Reiner durch die Mitteilung, daß er zum Abendessen Herrn Pätz erwarte, und daß er auch ihn, Reiner, einlade, damit er ihn endlich einmal offiziell mit seiner Familie bekannt machen könne.

„Ich hätte es schon lange gern gethan," sagte er, „aber Sie wissen ja, daß ich sehr zurückgezogen lebe und in letzter Zeit selbst meine Abende bei der Arbeit verbrachte."

So betrat Reiner an diesem Abend zum ersten Mal die Privatwohnung seines Chefs.

Unter dem ungewohnten schwarzen Gesellschaftsanzuge fühlte sich seine Brust ein wenig beengt. Wie würde Frau Gerhardt ihn empfangen, würde sie ihm noch grollen wegen des Auftrittes im Thorwege? Würde das Fräulein nicht diesmal ihn selbst ihren Stolz fühlen lassen, den sie damals nur den Ziegelarbeitern gegenüber bekundet hatte? Das waren Fragen, die ihn den ganzen Tag über lebhaft beschäftigt hatten. Er hatte überlegt, wie er sich in diesem oder jenem Fall benehmen wolle, er hatte über die Begrüßungsphrase nachgesonnen, die er den Damen gegenüber zu gebrauchen dachte, aber jetzt, als ihm das Mädchen die Thüre zu dem kleinen Salon öffnete, beschloß er mit Blitzesschnelle, so wenig als möglich selbst zu sagen, und sich vor allem auf die Beobachtung zu verlegen; man hatte ihn auch schwerlich geladen, damit er die Gesellschaft unterhalte.

Der Baumeister empfing seinen jungen Geschäftsführer mit herzlicher Liebenswürdigkeit, er stellte ihn seiner Frau vor, die steif und schweigsam in der Sophaecke saß, dann wollte er ihn mit Tonius bekannt machen, aber dieser, der von Heinrich Schellberg erfahren hatte, daß Reiner viel bei dem Baumeister gelte, kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Es freut mich, Dich auf diese Weise einmal wiederzusehen. Du bist ja sonst nirgend zu haben," sagte er mit dem erfreuten Tone eines Jugendbekannten.

Reiner legte seine Hand leicht in die dargebotene und erwiderte kühl: „Ich bin abends fast immer zu Hause zu treffen. Was macht Dein Bruder?"

„Es geht ihm gut und deshalb macht er sich allerlei Sorgen."

„Nun ich meine, das ist kein Grund sich Sorgen zu machen," warf der Baumeister fragend ein.

„Verzeihen Sie," bemerkte Tonius. „Wenn es ihm schlecht ginge, so hätte er Sorgen und brauchte sich keine zu machen."

Er blickte triumphierend umher und nahm befriedigt seinen Sessel wieder ein, als er sah, daß wenigstens Gerhardt seinen Ausspruch mit einem Lächeln quittierte.

Reiner war im Begriff, Joseph zu verteidigen, aber er besann sich noch rechtzeitig darauf, daß der Augenblick zu einer Aussprache sehr schlecht gewählt sei.

Der Baumeister ergriff dafür das Wort: „Es ist übrigens viel mehr Sache der natürlichen Anlage, als des Verdienstes, ob wir das Leben schwer nehmen oder es uns leicht machen. Ich glaube, daß Sie, Herr Pätz, einer der Glücklichen sind, die so leicht nichts anficht."

„Allerdings, da haben Sie Recht. Immer Kopf oben, ist mein Wahlspruch," stimmte Tonius lebhaft bei.

„Und wenn einem etwas in die Quere kommt, was peinlich ist?" fuhr der Baumeister fort.

„So sieht man darüber weg," vollendete Tonius.

„Ich muß gestehen, daß ich so etwas erst recht bemerke," meinte Reiner.

„Wie?" fiel ihm Tonius erstaunt in die Rede. „Ja ja, Du warst immer etwas schwerfällig."

„Du magst Recht haben. Jedenfalls ist es mir nicht gegeben, mich über Hindernisse hinwegzusetzen. Ich suche meinen Stolz darin, sie aus dem Wege zu räumen."

„Das hält oft lange auf. Wer leichtsinniger ist, bekommt unterdessen einen schönen Vorsprung."

„Ja, er erreicht das Ende eher," sagte Reiner mit Nachdruck. „Aber unsereins spürt, wie die Kraft gewachsen ist."

Der Baumeister betrachtete die beiden jungen Leute nachdenklich.

Trotz der Gleichheit der Kleidung sprang die Verschiedenheit der Beiden stark in die Augen. Tonius knochiges Gesicht von matter Farbe, dabei das glanzlose, kurzsichtige Auge verrieten den Städter, eben sowie die nachlässigen und doch gefälligen Bewegungen. Reiner, obgleich er sich auch mit Anstand zu bewegen wußte, verleugnete nicht seine bäurische Abstammung. Die hohe Gestalt, die mächtige Brust, vor allem die breite Stirn und die großen Augen erinnerten Gerhardt an einen Vers, der ebensowohl eine Schmähung als ein Lob sein könnte. „Ein Bauer und ein Stier sind das nämliche Tier."

„Wir können da nicht mitsprechen, Herr Pätz," sagte er lächelnd, „wir sind beide nicht vom Geschlecht der Durchbringer."

Das Gespräch wurde durch Olgas Eintritt unterbrochen, die die Gesellschaft aufforderte, zu Tisch zu kommen.

Während des Essens lief die Unterhaltung nur dürftig dahin, wie ein versiegendes Bächlein. Gerhardt widmete sich mit Eifer dem Geschäft der Speisenvertilgung, seine Frau folgte dem lobenswerten Beispiel und blieb einsilbig wie vorher. Die Kosten der Unterhaltung deckte hauptsächlich Tonius, der neben Olga saß, und sich pflichteifrig bemühte, den Liebenswürdigen gegen diese zu spielen.

Er sprach von Theater und Konzert; das Fräulein antwortete artig auf seine Fragen, gestand aber schließlich, daß sie von diesen schönen Dingen nur wenig wisse, da sie nicht viel mitmache.

Reiner sah, wie Tonius sie auf dies Geständnis hin etwas mitleidig von der Seite betrachtete. Es ärgerte ihn, ohne daß er hätte sagen können weshalb.

„Es ist aber schade," begann Tonius wieder, „daß Sie dergleichen öffentliche Veranstaltungen nicht besuchen. Abgesehen von dem Vergnügen, das Sie genössen, würden Sie allein durch Ihren Anblick schon Manchem Vergnügen bereiten."

Reiner beobachtete gut; er sah, wie bei diesen Worten der Baumeister von seinem Teller aufschaute, und wie einen Augenblick Ueberraschung auf seinen Mienen sich zeigte, bis ein belustigtes Lächeln darüber hinglitt. Er sah auch, wie um Olgas Lippen plötzlich ein verächtliches Zucken fuhr, dann zeigte ihr Gesicht wieder den stolzen Ausdruck von jenem Morgen, wo er sie kennen gelernt, ohne daß er ihn in diesem Augenblick beleidigt hätte wie damals.

Mit schneidender Kälte erwiderte sie nach einer Weile: „Es thut mir leid, daß ich nicht gelernt habe, ein Vergnügen darin zu finden, Fremden zu gefallen, sondern nur darin, mich den mir nahe Stehenden angenehm zu machen."

Der unwiderstehliche Plauderer aber glaubte nicht, daß es Olga mit der Zurückweisung seiner Schmeichelei Ernst sein könne.

„Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein," fuhr er, seine erste Plumpheit überbietend, fort, „glauben Sie denn, daß es eine Sünde sei, auch Leuten ein Vergnügen zu machen, denen man nicht vorgestellt ist. Es würde Ihnen ja so leicht, Ihre äußere Erscheinung genügte."

„Ach wenn Sie nichts Besseres wissen," lachte Olga jetzt heiter. „Sie reden nur von meinem Aeußern; Sie sollen meine inneren Qualitäten erst kennen lernen, die sind noch weit bedeutender. — Nehmen Sie noch etwas Mayonnaise

— darin bin ich groß. Die Köchin lobt man, indem man ſchweigt und ißt. Folgen Sie dem Beiſpiel von Herrn Overmann, er hat noch den ganzen Abend keine Silbe verlauten laſſen."

Reiner bemerkte mit Verdruß, daß er errötete, während ihn Olga freundlich anſah. Er ſammelte ſich zu einer Entgegnung, aber Gerhardt kam ihm zuvor.

„Du mußt es Herrn Overmann nicht übel nehmen," ſagte er, „er iſt eben ſprachlos vor Staunen."

Olga warf einen raſchen, unterſuchenden Blick auf ihren Nachbar; da dieſer aber unbeirrt dem Hummer zuſprach, ſo wandte ſie ſich wieder an Reiner.

„Staunen, ob meiner Kenntnis der Küche, oder meiner Unkenntnis der edleren Vergnügungen?" fragte ſie.

„Es kann nur das erſtere ſein," ſagte er, „denn was das letztere betrifft, ſo kann ich mich darin ruhig mit Ihnen meſſen."

Der Baumeiſter, der jetzt geſättigt ſchien, hielt es für gut, ein anderes Thema anzuſchlagen. Er brachte die Rede auf die Stadterweiterung und ſprach mit Anerkennung über den aufgeſtellten Bebauungsplan. Tonius konnte nicht vertragen, daß die Arbeit eines Andern gelobt wurde, er meinte, daß ein ſolcher Plan leicht genug gemacht ſei. Wenn man von jedem alten Thore nach dem entſprechenden neuen eine gerade Straße lege, ſo ſei der Plan in der Hauptſache fertig. Dieſe Behauptung veranlaßte Gerhardt, näher auf die Schwierigkeiten einzugehen, die bei einem ſolchen Projekt zu überwinden ſeien.

„Es iſt immerhin gut," meinte er endlich, „wenn der Mann, der zur Löſung dieſer Aufgabe berufen wird, ſich die Sache etwas reiflicher überlegt, Herr Pätz. Denn unſere Enkel und Urenkel könnten unter den Fehlern, die er macht, noch gewaltig zu leiden haben. Deshalb iſt es notwendig, daß er die Entwickelung der Städte Jahrhunderte zurück verfolgt. Geſchichte und Statiſtik müſſen ihm an die Hand gehen, und er muß die Entwickelung des Städte-

wesens nicht nur kennen, sondern auch verstehen, daraus Lehren zu ziehen. Er muß die Bedürfnisse künftiger Geschlechter ahnen und ihnen Raum lassen, daß sie für dieselben Abhilfe anbringen können."

Reiner konnte sich nicht enthalten, als Gerhardt ihn anschaute, ihm zustimmend zuzunicken.

„Ja," fuhr der Baumeister, sich nun zu ihm wendend, voll Eifer fort. „Ich habe immer das Gefühl, als würde die Aufgabe des Ingenieurs eine immer bedeutendere. Nehmen wir nur den Stadtbaumeister, spielt er nicht jetzt gewissermaßen ein Stückchen Vorsehung. Bestimmt er nicht auf Jahre hinaus die Bedeutung dieses oder jenes Stadtteils? Wo er einen großen öffentlichen Garten hinlegt, wo er breite Baumreihen durch die Straßen zieht, da wird ganz von selbst ein Villenviertel entstehen. Je nach der Verbindung, die er einer Straße nach den Vororten und dem Stadtzentrum giebt, kann er sie zur bedeutenden Geschäftsstraße machen. Wer wird diese Thätigkeit unbedeutend finden?"

„Das ist richtig," bestätigte Tonius, ein spöttisches Gesicht aufsetzend; „die Herren vom Stadtbauamt können hierin manches machen, und sie thun es auch, wenn ein guter Freund ihnen Vorschläge in dieser Beziehung macht und sie an dem Profit teilnehmen läßt."

„Es mögen mancherlei Projekte aus dergleichen Erwägungen entspringen," erwiderte der Baumeister, „indessen glaube ich doch, daß es noch Beamte giebt, die ihren Plänen andere Rücksichten zu Grunde legen."

Tonius schien nicht zu bemerken, daß sein spöttischer Ton den Andern mißfalle. „Ich glaube kaum," fuhr er leichtfertig fort. „Wenn nicht einflußreiche Leute ein solches Projekt unterstützen, so wird es nicht ausgeführt, und die Herren, die bei so was mitzusprechen haben, begeistern sich nur für Sachen, bei denen sie ein Geschäft machen können. So gut wie die aber verdienen wollen, will der Baumeister auch verdienen: wer kann ihm das übel nehmen? Ich

ſage mir, je mehr einer Geld verdient, um ſo mehr Achtung verdient er. Die Herren thun ja im Grunde niemand Unrecht."

„Demnach verdienen wir armen Frauen gar keine Achtung," ſcherzte Olga, die bemerkte, daß ihres Vaters Stirne ſich umwölkte.

„O, das iſt etwas Anderes," meinte der junge Mann höflich, ohne ſich darauf einzulaſſen, ſeine Gründe für dieſe Behauptung näher auseinanderzuſetzen.

Gerhardt ſchien ſich durch die Bemerkung ſeiner Tochter nicht zu einer ſcherzhaften Auffaſſung der Sache bewegen laſſen zu wollen. Er ſchwieg einen Augenblick und betrachtete Tonius mit forſchenden Blicken, dann ſagte er:

„Es iſt richtig, es kann nichts Großes geplant werden, das jetzt nicht ausgeführt und gleichzeitig verdorben wird durch die Spekulanten, durch die Leute, die möglichſt ſchnell und möglichſt viel verdienen wollen. Hoffen wir, daß bei unſerer Stadterweiterung dieſe nicht das große Wort führen."

Reiner war bisher aufmerkſam den Ausführungen des Baumeiſters gefolgt, jetzt wurde er abgelenkt. Er ſah, daß Olga nach einer Weinflaſche griff, die in der Nähe des Platzes ihrer Mutter ſtand, und ſie, nachdem ſie ſich einen Tropfen eingegoſſen, außerhalb des Bereiches der mütterlichen Hände niederſetzte. Der Vorgang hatte nichts Auffälliges, was aber Reiner verblüffte, war der böſe Blick, den die Baumeiſterin ihrer Tochter zuwarf, und daß ſie ihr eben gefülltes Glas haſtig austrank, als fürchte ſie, auch das könne ihr noch entzogen werden.

Es blieb ihm aber keine Zeit, darüber nachzuſinnen; denn Fräulein Gerhardt zog ihn in ein Geſpräch über die Ziegelei, er mußte ihr über alles Mögliche genaue Auskunft geben. Ihre Fragen ſchienen nicht ohne Anteilnahme geſtellt, aber ihre Mienen hatten etwas Unnahbares angenommen, und als Reiner den Heimweg antrat, war ſein Urteil über Olga noch weniger günſtig als vordem. Trotzdeſſen konnte er ſich nicht verhehlen, daß ſie ihn intereſſiere;

er verglich sie mit Traudchen und es ärgerte ihn, daß er sich nicht entschiedener die Vorzüge seiner Geliebten zum Bewußtsein bringen könnte.

Der Baumeister hatte seine Absicht erreicht, er hatte Tonius kennen gelernt. Es war ihm vorher schon Nachteiliges über denselben berichtet, einige seiner Bemerkungen hatten den Prüfenden versichert, daß man ihm nicht die Unwahrheit gesagt habe. Zum Ueberfluß ließ er sich dann noch von Reiner über die Verhältnisse im Pätz'schen Hause unterrichten. Die Aussagen des Befragten lauteten so wenig ermutigend, daß der Baumeister jeden ferneren Verkehr mit Tonius vermied.

Dieser betrat für die Folge das Nebengebäude nicht wieder; um so mehr aber verkehrte er im Haupthause, wo er sich bei der Familie Schellberg einzuschmeicheln suchte.

II.

Bei Reiners eigenwilligem Charakter hatte die erfolglose Werbung, weit entfernt, seine Gefühle für Trautchen zu dämpfen, sie zu heller Glut angefacht. Vielleicht täuschte sich Reiner auch selbst und verwechselte den Eifer, einem einmal ausgesprochenen Wunsch Erfüllung zu verschaffen, mit der Leidenschaft, die ihn zu dem begehrten Gegenstande hinziehe.

Die Empörung seines Vaters über die schroffe Abweisung teilte er nicht. War doch nicht seine Person der Hinderungsgrund gewesen, sondern nur der Umstand, daß er kein Kapital zur Verfügung hatte.

Von Entsagenkönnen wußte er nichts, er kannte nur das rücksichtlose Geltendmachen seines Wunsches, und selbst die Mittel, mit denen er einen festen Vorsatz durchzuführen suchte, prüfte er nicht allzugenau auf ihre Lauterkeit. Genug, wenn sie ihm nicht unredlich erschienen.

So kam es, daß er den Verkehr mit Traudchen trotz der Abneigung, die nun beide Väter offen gegen die Verbindung kundgaben, nicht abbrach.

Dem Mädchen gefiel das heimliche Verhältnis mit dem schmucken Jungen nur zu wohl. Wenn es irgend anging, stahl sie sich zur Abendzeit von Hause fort, und sie liebte es, ihn dann an möglichst abgelegenen Orten zu treffen. Sie hatte von so mancher Marquise oder Comtesse gelesen, die ihren Getreuen unter ähnlichen Umständen aufgesucht, sie hatte den prickelnden Reiz dieser Situationen so oft nachempfunden, daß sie dem Verlangen nicht widerstehen

konnte, ihn selbst einmal auszukosten. Es war immer so rührend, wenn dann nach den gewagtesten Schritten, die eine solche Heldin im Dunkeln gethan, bei klarer Beleuchtung sich zeigte, daß keiner ein Fehltritt gewesen, trotz der mangelnden Beleuchtung.

Reiners Benehmen bei derartigen Gelegenheiten entsprach zwar nicht ganz dem der Romanliebhaber; seine Liebesbeteuerungen entbehrten der Poesie, seine Küsse der Glut, die durch die Adern rieselt wie ein Strom verzehrenden Feuers. Ihre Unterhaltung war, das trauliche Du ausgenommen, der Art, daß sie jederzeit hätte vor Fremden geführt werden können, aber es war ein reizendes Bewußtsein, daß das alles in einem Augenblick sich verändern konnte. Ohne sich selbst darüber klar zu werden, hoffte Traudchen beständig darauf, daß sie einmal Gelegenheit haben werde, dem allzustürmischen Liebhaber den blanken Schild ihrer jungfräulichen Tugend entgegenzuhalten.

Reiners Vater würde dessen ungewöhnlich spätes Ausbleiben wohl aufgefallen sein, wenn nicht in den Frühherbstnächten auf der Ziegelei zuweilen Aufsicht nötig gewesen wäre.

Reiner hatte bemerkt, daß die Kohlenvorräte häufig während der Nacht eine Verminderung erfuhren, was sich nur dadurch erklären ließ, daß Unbefugte im Schutze der Dunkelheit von den offen hinter den Oefen lagernden Haufen sich Brennmaterial holten. Merkwürdig war nur, daß Sultan, die große Dogge, die nachts frei auf dem Ziegelfelde umherlief, solchen Unfug schweigend duldete; denn sein Gebell würde hingereicht haben, selbst müde Lehmtreter aus ihrer wohlverdienten Nachtruhe aufzuschrecken.

Die Diebereien waren nicht von Bedeutung; aber Reiner empfand doch einigen Aerger darüber, daß sie sich, aller Vorsichtmaßregeln ungeachtet, wiederholten. Er setzte schließlich eine Ehre darein, einen der Spitzbuben zu erwischen.

Er eröffnete deshalb Kierkejaard, — der sich gleichfalls

sehr empört zeigte, daß die freche Bande so unter seinen Augen und Ohren zu mausen fortfahre, — seine Absicht, nachts bei den Oefen Wache zu halten. Der Aufseher behauptete darauf, daß er nicht nur selbst schon mitternächtlich die Runde gemacht habe, sondern er erklärte sich auch sofort bereit, die Unannehmlichkeiten und Gefahren der Nachtwache zu teilen.

So verbrachte Reiner einige Nächte auf der Ziegelei. In einen Mantel gehüllt, saß er hinter einer Ecke des Ofens auf einer Strohmatte, neben ihm lag Sultan, den Kopf auf den Pfoten und schnoberte zuweilen nach dem Kohlenhaufen hinüber. Im Hintergrunde schnarchte Kierkejaard, der, nachdem er zu Anfang der Wache mehreremale so leise, als es möglich war, seiner Schnapsflasche zugesprochen hatte, gewöhnlich bald das Wachehalten aufsteckte und dafür ein kleines Schläfchen hielt, bis er von Reiner geweckt wurde, weil dieser fürchtete, daß sein zu laut werdendes Schnarchen sie den Dieben verraten möchte.

Die Ziegelei und das umliegende Feld lagen in tiefem Dunkel und Schweigen. Eintönig rauschte der Nachtwind in den Kronen einzelner Weiden, die einen nahen Wassertümpel umsäumten. Auf den Oefen flammte ein bläulicher Schein, das bei der Verbrennung entweichende Gas. Fern in unendlicher Höhe glitzerten die ewigen Sterne.

Noch haben sie nichts verloren von ihrem schimmernden Glanz, noch stehen sie in ihrer Weltenferne unerreichbar über uns und bringen, die fußlos wandelnden, den Wechsel der Jahreszeiten wie ehedem, als sie den Ahnen erzählten von unnahbaren allgegenwärtigen Göttern, die das Schicksal nicht erreichen kann.

Doch hat es sie erreicht.

Götterlos ist nun der Himmel, die Sterne erkannten wir als Welten, derselben Ordnung, demselben Schicksal unterworfen, wie wir armen Menschen: Erdenlust und Erdenleid vermillionenfacht tanzt seinen tollen Reigen durch die unermeßlichen Räume, — aber wenn uns die Nacht-

luft kühl um die Stirne weht, wenn das Dunkel unſeren Blick beſchränkt und uns die Sterne zu Häupten ſchimmern, unerreichbar, ewig fern, dann ergreift auch uns das Gefühl unſerer Kleinheit, unſerer Ohnmacht, ein fremder Schauer faßt uns unwiderſtehlich, wir vernehmen den Odem des Weltgeiſtes, von dem auch die Ahnen in ihren Märchen ſtammelten.

Wir, die Erfahrenen, ſchweifen nicht mehr hinaus ins Dunkel und erfüllen es mit ſelbſtgeſchaffenen Schreckniſſen; die Umnachtung, die Stille führt uns auf uns ſelbſt zurück, tief ſteigen wir in die eigene Bruſt hinab, und auch da vernehmen wir den Odem des Weltgeiſtes. In uns und außer uns dies nur Geahnte, dies Unverſtändliche und doch Allmächtige. Da ſtammeln auch wir nur leere Namen, da bilden auch wir Mythen und reden von Geiſt, Wille, Gott.

Und über uns ſtrahlt der ausgeſpannte Sternenhimmel, und wir wiſſen, daß er fortſtrahlen wird, wenn die Erde längſt eine kalte Schlacke und alles Leben auf ihr längſt erſtarrt ſein wird.

Und wenn ſie einſt alle erdunkelt ſind, auch ſie, die letzten der flammenhellen Nachtaugen da droben? ſo rührt unſer Geiſt an den Schleier der Wahrheit. — Aber er wird zurückgeſtoßen in ſein erbärmliches Nichts. Der Geiſt, dem der Weltraum nicht als Tummelplatz genügte, der ſchon den Fittig hinauszuſchlagen glaubte in jenſeitige Gebiete, er iſt gebannt in dieſe enge Schädelhöhle, er muß zurück in die Kleinlichkeit, in die Knechtſchaft, die ihm der Leib auferlegt.

Nachtgedanken, Nachtgeſichte, ſo lange ein Menſch nach den Sternen ſchaut, werden ſie kommen, ſehnſüchtige und heitere, erhabene und niederdrückende. —

Auch Reiner kamen ſeltſame Gedanken, wie er ſo einſam daſaß in der Nacht. Er hatte in lampenheller Stube, oder im dunſtigen, Geräuſch gefüllten Wirtshausſaal nie ihre das äußere abſchließende Macht erfahren.

Das Gefühl der Kleinheit kam auch über ihn; ſein Ich, das ihm ſo ſehr im Vordergrund geſtanden, ſein Wille,

dessen Führung er sich so blindlings überlassen, sie erschienen ihm unbedeutend und verdächtig. Die Ahnung von etwas Höherem ergriff ihn, und vielleicht zum ersten Male dämmerte ihm der Gedanke, daß die Ehrfurcht vor Göttlichem, die Unterwerfung unter ewige Gebote etwas anderes sei als menschliche Weisheit, daß sie in der Brust wurzelten und nicht erst durch Lehre hineingepflanzt seien.

Andächtig schaute er zu den Sternen empor, der Natur galt diese Andacht, ihrem geheimnisvollen Reiz.

Er überdachte auch sein ganzes Leben, wie er es vorher nie gethan. Sein Charakter und seine Handlungsweise erschienen ihm plötzlich in ganz anderem Lichte. Wenn es auch nur eine vorübergehende Stimmung war, die ihn ergriff, wenn sie auch keine bemerkliche Aenderung in seinem Wesen hervorbrachte, so arbeitete sie doch für eine solche vor. —

Auch an Traudchen dachte er.

Wer träumte nicht in solchen Stunden von seiner wahren oder vermeintlichen Geliebten?

Hatte er ein Recht, Traudchen an sich zu knüpfen, gegen den Willen ihres Vaters? Oder war nicht dieser heimliche Umgang ein Mittel, sie unwiderruflich an sich zu fesseln? Fiel doch ein Makel auf sie, wenn sie sich später von ihm zu lösen suchte. War er seiner überhaupt so sicher, daß er das durfte?

Ein leiser Zweifel an der Unvertilgbarkeit seiner Neigung zu ihr stieg ihm auf, ein störender Gedanke an Olga Gerhardt blitzte durch seine Seele.

Unruhig rückte er auf seinem Sitze hin und her.

Sultan erhob sich; er glaubte, daß ein Geräusch des Herrn Bewegung veranlaßt habe. Der junge Mann, dadurch an seinen Dienst gemahnt, spähte gleichfalls aufmerksam nach den Kohlen hinüber. Alles lag in finsterem Schweigen wie vorhin.

Auch der Hund ließ sich, nachdem er eine Weile gelauscht, wieder auf dem Boden nieder.

Und wieder kamen die unabweisbaren Gedanken leise heran im Dunkel der Nacht und überfielen des Mannes Herz — er konnte sich ihrer nicht erwehren. — — —

Einen andern Vorteil als diese ihm neuen Stimmungen brachten Reiner die Nächte des Wachens nicht. Die Diebe ließen sich nicht blicken zu der Zeit, da er draußen war, um desto sicherer ihr Geschäft zu betreiben, in einer der Nächte, die er aussetzte.

Heftig schüttelte Kierkejaard den struppigen Kopf, daß seine fetten Wangen hin und her schwabbelten, und verwünschte die verflirten Gauner in die tiefste Hölle, woraus vielleicht hervorgeht, daß er nicht an die Hölle glaubte.

Reiner sah ihm bei diesen Ausbrüchen des empörten Gerechtigkeitgefühls starr ins Gesicht. Ein schurkischer Zug um die Augen verriet sich trotz der dicken Fettpolster, die das ganze Gesicht in einanderschwimmen ließen, und verdrießlich drehte ihm der junge Mann den Rücken. Er ging mit Meister Weber, der dem Gespräch beigewohnt hatte, den Bahnen zu.

„Wenn Ihnen so sehr viel daran liegt, den Spitzbuben zu erwischen," meinte Weber, „so wüßte ich wohl, was zu thun wäre; aber an Ihrer Stelle ließe ich die Sache überhaupt auf sich beruhen."

Reiner sah den Alten finster an, aber dieser fuhr unbeirrt fort:

„Es ist ja leicht zu verschmerzen, was da gestohlen wird, und der Herr selbst hat immer ein Auge zugedrückt, ja wenn's arg wurde, sogar beide."

„Ich will Ihnen was sagen, Weber," entgegnete Reiner stehen bleibend. „Wenn der Herr Baumeister darüber hinweggesehen hat, so konnte er das, weil es sein Eigentum war, das geschädigt wurde; der Grund fällt für mich fort. Und dann regt ihn die Beschäftigung mit solch' schmutzigen Geschichten zu sehr auf; er weiß das und geht ihnen aus dem Wege. Mich aber regt das Mißtrauen, das ich jetzt gegen Euch alle hegen muß, viel mehr auf. Und wenn

Ihr auch ein ehrlicher Mann seid, Weber; es ist ein Dieb unter uns, und dadurch, daß wir alle ihn dulden, dadurch werden die unter uns, die etwas ungenau in ihren Ansichten über Mein und Dein sind, leicht auch zu Spitzbuben. Die ganze Wirtschaft wird lodderig."

Weber nickte bedächtig mit dem Kopfe. „Es taugt nichts, wenn der Herr nicht in allem durchgreift, da haben Sie Recht, Herr Overmann, und es ist ein Jammer, daß unserem Herrn die Hände gebunden sind."

„Ich denke," erwiderte Reiner nicht ohne Schärfe, „daß wir uns darum nicht zu kümmern haben."

Der Alte stimmte zu. „Gewiß nicht. So lange es eben geht, thun wir's auch nicht. Und deshalb kümmert sich hier kein Mensch um den Kohlendieb. Sie sollen keinen Unrechten im Verdacht haben. Deshalb sage ich Ihnen: solange Sie mit dem Spitzbuben selbst auf die Wache ziehen, so lange können Sie ihn unmöglich erwischen."

Beide schwiegen. Weber, weil er mehr gesagt hatte, als eigentlich in seiner Absicht gelegen, Reiner, weil er nicht wußte, ob er den Meister wegen der Verdächtigung des Aufsehers zur Rede stellen, oder ihm für die Aufklärung danken solle.

So gelangten sie, ohne weiter ein Wort gewechselt zu haben, an den Tisch des Formers, wo dieser ruhig seine Arbeit aufnahm, während der Andere weiterging. Es war nicht unwahrscheinlich, was der Arbeiter gesagt hatte. Reiner selbst war ein ähnlicher Gedanke schon aufgestiegen. Er wollte bald dahinter kommen, ob jener die Wahrheit gesprochen. Was aber dann thun? — Kierkejaard bei dem Baumeister verklagen, bei seinem Schwager? Den ohnehin in letzter Zeit so Aufgeregten mit neuen Unannehmlichkeiten belästigen?

Doch es blieb ihm nichts anderes übrig, und wenn er nicht soviel über Gerhardt vermochte, daß er ernstlich gegen den Schurken vorging, so mußte sich Reiner sagen, seine Arbeit werde umsonst sein; denn das Beispiel, das

durch einen solchen Aufseher den andern Arbeitern gegeben wurde, konnte sein Einfluß nicht unschädlich machen.

Schweren Herzens entschloß er sich zu einem letzten Nachtgang nach dem Ziegelfelde hinaus. Es war über seiner Unschlüssigkeit spät geworden. Von den Türmen Kölns klangen die Glocken Mitternacht verkündigend, als er eben das Glacis verließ und die Straße nach Ehrenfeld entlang ging. Heute waren seine Gedanken ganz nur auf sein Vorhaben gerichtet, auf die unangenehmen Folgen, die für den Betrieb und auch für ihn selbst entstehen konnten, wenn er wirklich in Kierkejard den Dieb entdeckte. Im Anfang war er hastig ausgeschritten, aber je mehr er sich dem Ziele näherte, um so mehr verlangsamte sich sein Gang, als fürchte er, noch zu früh zu kommen. Seitwärts durch die Felder erreichte er die Böschung, die das tief gelegene Ziegelfeld einschloß.

In dunklen Umrissen hoben sich die Oefen vom hellern Horizonte ab. Reiner fühlte, als er so das stille Feld vor sich liegen sah, in sich den Wunsch aufsteigen, daß sein Gang vergeblich gewesen sein möchte. Er war fast versucht umzukehren. Da huschte etwas Dunkeles ihm zu Füßen über den Boden heran, schnell und schneller, jetzt sprang es an ihm hinauf.

„Kusch, Sultan, kusch," sagte Reiner leise; denn der Hund war es, der seine Nähe gewittert hatte und ihm entgegeneilte. In stummer Freude drängte das anhängliche Tier an ihm empor.

Ein zischendes Pfeifen klang von den Oefen herüber.

Reiner kannte den Pfiff; er wußte, daß er von Kierkejaard kam. Mit leiser Stimme und drohenden Gebärden befahl er dem aufhorchenden Hunde, dem Rufe Folge zu leisten.

Langsam und widerwillig entfernte sich Sultan. Dann schlich auch Reiner dem Ort zu, von wo das Pfeifen hörbar geworden war.

Er hatte die Ziegelöfen noch nicht ganz erreicht, als

aus deren Schatten eine Männergestalt sich loslöste und ihm vorsichtig entgegenkam. Reiner blieb stehen, der Andere aber folgte dem vorauseilenden Hunde und kam geraden Wegs auf den Abwartenden zu.

„Guten Abend, Herr Obermann," klang Kierkejaards Stimme, viel lauter, als nach der Ansicht des Begrüßten notwendig gewesen wäre; doch ging dieser, ohne sich aufhalten zu lassen mit einen kurzen „'n Abend" entschlossen auf den Lagerplatz der Kohlen los.

„Es ist heute eine prächtige Nacht für die Spitzbuben, das dachte ich mir auch, und deshalb patrouillierte ich einmal. Es ist aber nichts zu sehen."

Trotz des Lärmens, das Kierkejaard auch mit diesen Worten machte, konnte er doch nicht verhindern, daß ein Geräusch wie vom Fallen eines Werkzeugs und ein leiser Schritt vor ihnen hörbar wurde.

„Vorwärts, Sultan, faß!" hetzte Reiner, indem er zugleich selbst vorsprang. Er sah, wie zwischen den Kohlenhaufen und dem Ofen sich etwas bewegte, mit wenigen Sätzen hatte er es erreicht und gefaßt. Es war ein kleiner Bengel, den er am Arme hielt, und nachdem er den sich heftig Sträubenden zwischen die Kniee geklemmt und ein Wachszündholz in Brand gesetzt, erkannte er bei dem flackernden Schein das angenehme Gesicht von Kierkejaards ältestem Sprößling. An der Stelle, wo er ihn ergriffen, lag ein großer Sack, halb mit Kohlen gefüllt, während zwei andere schon vollständig gefüllte neben dem Siebe in der Nähe lagerten.

„Was wollen Sie mit meinem Jungen? lassen Sie ihn doch los. Er sollte nur — für in meiner Bude — meine Frau hat gewaschen — es trocknet so schlecht," sprudelte Kierkejaard hervor.

Reiner antwortete nichts, aber der Ton zweier schallender Ohrfeigen bohrte sich in Kierkejaards Vaterohren, und es war ihm, als bohrten sich ebensoviele Dolche in sein Herz.

Dann befahl der Züchtiger dem Knaben in barschem Tone, sich ins Bett zu verfügen, und nachdem dieser, mit fabelhafter Bereitwilligkeit der Aufforderung gehorchend, um die Ecke des Ofens verschwunden war, trat Reiner auf den Alten zu.

„Sie sind ein sauberer Patron," fuhr er ihn an. „Sie bestehlen nicht nur selbst Ihren Herren, Sie leiten auch noch Ihre Kinder zum Diebstahl an." Er machte Miene bei dem Vater dieselbe Handbewegung zu wiederholen, die bei dem Sohne von so unmittelbarer Wirkung gewesen war.

Jener aber wich mit einer bei seiner Beleibtheit auffälligen Behändigkeit zurück.

„Was wollen Sie?" sagte er mit leiser und heiserer, aber doch heftiger Stimme. „Was haben Sie hier überhaupt herum zu spionieren? Sie sind wohl selbst hergekommen, um Kohlen zu stehlen." Er ging bei diesen Worten noch schneller rückwärts.

„Schuft!" keuchte Reiner hervor und fuhr auf ihn los. Aber der fette Mann war auf seiner Hut, er eilte seitwärts um den Kohlenhaufen herum, so daß dieser nun fast in seiner ganzen Breite zwischen ihm und dem Angreifer lag.

„Ich werde doch hier auf der Ziegelei meines Schwagers ein paar Kohlen für meine Küche fortholen dürfen," flüsterte der sich jetzt sicher Fühlende.

„Hüten Sie sich vor mir!" rief Reiner dagegen und versuchte, durch Laufen um den Kohlenhaufen herum dem Aufseher näher zu kommen. Dieser aber rannte auf der andern Seite weiter, und so entspann sich zwischen den beiden aufgebrachten Männern ein interessantes Wettlaufen, immer rund um die Kohlen herum.

Sultan, der noch keine Gelegenheit gehabt hatte, etwas derartiges zu sehen, fand augenscheinlich ein großes Vergnügen daran, er feuerte die beiden Läufer dadurch an, daß auch er einmal um den Kohlenhaufen herumjagte und ver-

fehlte nicht, ſeinem Beifall in einem freudigen Gebell Ausdruck zu verleihen.

Der Lärm brachte Reiner einigermaßen zur Beſinnung. Er erkannte plötzlich die Lächerlichkeit und Gefährlichkeit ſeines Vorgehens. Wenn er in der Dunkelheit hinfiel, und der Andere ihm zu Leibe ging, ſo hätte er dadurch leicht ſein Uebergewicht über denſelben verlieren können.

Er zwang ſich mit einiger Gewaltſamkeit zur Ruhe und ſagte ſtehenbleibend: „Ich werde dem Herrn Baumeiſter den Vorfall anzeigen, er wird wiſſen, was er zu thun hat.“

„Beſtellen Sie ihm 'ne ſchöne Empfehlung von ſeinem Schwager,“ rief Kierkejaard dem eilig Davonſchreitenden noch nach.

Reiner beeilte ſeine Schritte nur wenige Augenblicke. Er wollte wiſſen, was der Dieb mit den Kohlen beginne; für ſeinen Hausbedarf konnte dieſer ſolchen Vorrat unmöglich aufſpeichern. So blieb er ſtehen und lauſchte.

Der Aufſeher, der ſich nun ganz ſicher glaubte, nahm ſeine Beſchäftigung mit Eifer wieder auf. Reiner hörte, wie er die Kohlen in den Sack ſchaufelte und dann ſchweren Trittes auf dem Fahrwege nach der Landſtraße hinging. Vorſichtig folgte der Lauſcher. Er vernahm, daß Kierkejaard mit jemand ſprach, der an der Einmündung des Ziegeleiweges in die Straße gewartet haben mußte, aber er wagte ſich nicht ſo weit in die Nähe, daß er die Worte hätte verſtehen können.

Nun entfernten ſich beide Perſonen wieder nach der Ziegelei hin. Nach einiger Zeit kamen ſie zurück; man hörte das Aufladen der Säcke auf einen Karren und das Knarren der Räder auf der Straße, welches ſich nach Ehrenfeld zu entfernte.

Es war demnach ſicher, daß Kierkejaard geradezu ein Geſchäft aus dem Kohlendiebſtahl machte. —

Schon früh am andern Morgen trat Reiner in Gerhardts Privatbureau.

Der Baumeiſter ſaß an einem Zeichentiſch, der in der

letzten Zeit in diesem Raum aufgestellt worden war. Auf demselben, wie auch auf dem Schreibtisch lag eine Anzahl Pläne ausgebreitet. Das Zimmer sah unaufgeräumt aus, Asche lag auf dem Boden umher, es schien nicht gelüftet, ein Geruch von erkaltetem Zigarrendampf fiel dem Eintretenden auf die Brust.

Schweigend hörte der Ziegeleibesitzer Reiners ausführliche Schilderung der Vorgänge an, die seinen Aufseher und Verwandten als Dieb verraten hatten. Auch nachdem der junge Mann aufgehört hatte zu sprechen, gab Gerhardt keine Erwiderung. In sich gebückt saß er auf seinem Stuhle und starrte vor sich hin.

Reiner bemerkte mit Erschrecken, wie alt der Mann in diesem Augenblick erschien. Die Haare waren fast ganz ergraut, an den Augenwinkeln schrumpfte die Haut zu hundert kleinen Fältchen zusammen, die Wangen zeigten eine fahle Farbe und das blaue Geäder an den Schläfen leuchtete stark durch die Haut, fast wie bei einem schwindsüchtigen Mädchen. Auch die Augen kamen dem Beobachtenden matt und glanzlos vor, als der Baumeister sie endlich mit müdem Aufschlag der Lider zu ihm aufhob. Das ganze Gesicht trug den Stempel der Ueberanstrengung und der Uebermüdung.

Gerhardt schien sich auf das ihm soeben Berichtete erst einen Augenblick besinnen zu müssen, er fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte, indem er an Reiner vorbei zum Fenster hinaussah:

„Es ist ja soviel nicht, was wir an den paar Kohlen verlieren."

Reiner hatte vorgehabt, Kierkejaards Entlassung oder seine eigene von dem Prinzipal zu verlangen. Jetzt, nachdem er dessen Schwäche gesehen, suchte er seine Worte so schonend wie möglich zu wählen.

„Verzeihen Sie," sagte er, „es dürfte mit dem materiellen Schaden, den Sie gut tragen können, doch nicht gethan sein. Was wir verlieren, oder vielmehr ich, das ist Au-

torität. Ich kann den andern Leuten gegenüber bei bloßer Unordnung, bei Faulheit oder dergleichen nicht so entschieden auftreten, wie es in Ihrem Interesse wünschenswert wäre."

Gerhardt winkte ihm mit der Hand zu schweigen. „Ich weiß das alles," sagte er dumpf. „Alles, was Sie mir in dieser Hinsicht überhaupt vorstellen können, und doch kann ich nichts thun, nichts für mich und nichts für Sie, Ihnen die Stellung zu erleichtern." Er machte eine Pause, während welcher er sich nachsinnend vorbeugte und den Kopf in die Hand stützte.

„Nein," fuhr er fort, „es läßt sich nichts thun. Ich weiß recht wohl, welchen verantwortungsvollen und schwierigen Posten ich Ihnen aufbürdete, ich bin Ihnen dankbar für das, was Sie bisher auf demselben geleistet haben. Ich verstehe auch, daß Ihnen das nicht genügt, daß Sie ganz durchgreifen möchten und das entgegenstehende Hindernis aus dem Wege räumen, wie Sie neulich sagten, daß es Ihre Art sei. Lieber Herr Overmann, hier ist für uns eben ein Hindernis, das sich nicht fortschaffen läßt. Ich wenigstens habe die Kraft nicht dazu und den Mut auch nicht. Gehen wir darum herum. Ich thue das schon seit Jahren, so schwer es mir manchmal wurde, und so oft ich mich daran gestoßen habe."

Er hatte mit einiger Lebhaftigkeit gesprochen, aber es schien ihn anzustrengen, sein Gesicht wurde blaß, er mußte sich zum Weiterreden zwingen.

„Ich werde demnächst, bald — mit Kierkejaard reden. Ich will versuchen, ob ich ihn vermag, seine Stellung aufzugeben. Jedenfalls soll er sich Ihnen gegenüber anders aufführen." Das klang, als ob er selbst durchaus nicht an den Erfolg seines Versuches glaubte.

Reiner sah, daß er in dieser Stimmung nichts bei seinem Herren ausrichten werde. Er stellte einige geschäftliche Fragen und verabschiedete sich.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als

Gerhardt aufsprang und im Zustande höchster Erregtheit im Gemach hin und wieder ging. Er murmelte abgerissene Worte vor sich hin, bis er endlich sich auf ein Ruhebett warf und in einen kurzen, unruhigen Schlummer verfiel.

III.

Es dauerte geraume Zeit, bis der Baumeister das Reiner gegebene Versprechen erfüllte. Da es im Spätherbste auf dem Ziegelfelde nicht mehr viel zu thun gab und der junge Verwalter seltener hinauskam, war es zu unangenehmen Auftritten zwischen ihm und Kierkejaard nicht gekommen.

Jetzt war das Feuer in den Oefen erloschen, Schnee lag auf den Steinen, auf den Bahnen und den verlassenen Ziegelbuden. Mit reinlichem Weiß bedeckte er den schwarzen Flecken, wo im Sommer die Kohlen gelagert, und verwischt und vergessen schien auch der dunkle Fleck, der sich in Kierkejaards ohnehin nicht ganz reiner Seele gezeigt hatte.

Die faule Zeit der ersten Wintermonate, wenn der Frost jede Bauthätigkeit hemmt, war dem fetten Burschen gut bekommen. Wie ein Hamster lag er in seiner verschneiten Bude und zehrte von dem Wintervorrat, zehrte mit seiner Frau und seinem halben Dutzend Sprößlinge so eifrig, daß der Vorrat schneller zu Ende ging, als der Winter.

Zum Unglück hatte Frau Sophie den Einfall, als eben schon die Neige der Subsistenzmittel sich deutlich fühlbar machte, aufs Neue ihre Bestimmungen im Haushalte der Natur zu erfüllen. Als Frau, der es nicht darauf ankam, that sie diesmal gleich ein übriges und beschenkte ihren überraschten Gatten und die undankbare Welt mit einem Zwillingspaar.

Dieser im Etat durchaus nicht vorgesehene Fall, sowie

die mehr eindringlichen als liebenswürdigen Vorstellungen seiner Sophie nötigten Kierkejaard eines guten Tages, sein Sonntagwamms anzuziehen und seinem Schwager und Herrn einen Besuch zu machen, um ihn von dem erfreulichen Ereignis und den traurigen Umständen, die es begleiteten, in Kenntnis zu setzen.

Es war wohl nur ein Zufall, daß Kierkejaard zu diesem Besuche den Fastnachtdienstag wählte; denn man kann doch billiger Weise nicht annehmen, daß er mit dem Gelde, welches er von Gerhardt für die Unterhaltung der Familie zu empfangen hoffte, nur das Oberhaupt derselben gut unterhalten wollte. Um jeder Versuchung aus dem Wege zu gehen, sah er sich das Karnevalstreiben ein wenig an, ehe er das Geld in der Tasche hatte. Von dem Umherstehen in den menschenvollen Straßen müde und durstig, beschloß er dann, ehe er dem Baumeister zu Leibe gehe, sich bei Schellberg einige Augenblicke der Ruhe und einige Gläser flüssiger Erfrischung zu gönnen.

Das Lokal war gut gewählt. Hier an der Peripherie der Stadt waren nicht nur die Straßen ruhiger, auch die Wirtshäuser waren weniger überfüllt als im Innern, und weder der Geschmack noch der Preis des Bieres bei Schellberg erinnerte an den Karneval.

Kierkejaard begrüßte mit einem Kopfnicken die in der Theke sitzende Wirtstochter und wollte sich eben an dem Stammtisch in ihrer nächsten Nähe niederlassen, als aus dem in stete Dämmerung gehüllten Hintergrund des Raumes sein Name gerufen wurde. Er erkannte in den nach seiner angenehmen Gesellschaft Begehrenden Heinrich Schellberg und neben ihm Tonius, der ihm freundschaftlich zuwinkte. Er leistete der Aufforderung der beiden Folge und setzte sich zu ihnen.

„Da hat man ja die Firma beieinander. Was macht das Geschäft denn?"

„Es geht bald los, Mann," erwiderte Tonius, und der zweite Teilhaber des neugegründeten Baugeschäftes „Pätz und

Schellberg" fügte hinzu: „Sobald wir offen Wetter kriegen." — Seitdem das erwähnte Ereignis eingetreten war, ergänzten sich Tonius und Heinrich, wenn nicht in ihrem Charakter, so doch in ihren Worten. —

„Wie ist es denn eigentlich mit Deinem Alten?" erkundigte sich Kierkejaard bei seinem Neffen. „Ist er stiller Teilhaber, oder hat er mit dem neuen Geschäft garnichts zu thun?"

„Doch, er ist mitbeteiligt," erwiderte der Sohn des Lumpenhändlers und Schellberg fügte hinzu: „Ebenso wie mein Alter."

„Sie haben das Geld, versteht Ihr?" fuhr der erste Teilhaber der Firma fort.

„Und wir haben die Erfahrung," lachte der zweite und blinzelte listig mit dem rechten Auge.

„Du hast wirklich Glück," sagte Kierkejaard zu seinem Neffen. „Im Sommer bankrott und im nächsten Frühjahr schon wieder oben auf. Da werdet Ihr uns wohl jetzt Konkurrenz machen?"

„Euch?" fragte Tonius. „Ach Du meinst Gerhardt. Nun, es ist so schlimm nicht. Wir haben beim Kanalbau jeder ein Los mitgekriegt, aber sein Hauptgeschäft ist ja wohl jetzt die Ziegelei?"

„Er hat ja auf dem Bureau nichts Tüchtiges mehr. Der Laffe, der Obermann, ist wohl jetzt Zeichner, Bauaufseher und Direktor bei Euch?" erkundigte sich Heinrich.

„Er möchte es wenigstens sein und spielt sich so auf, als wäre er's," gab Kierkejaard zurück. Sein Gesicht nahm einen ärgerlichen Ausdruck an.

„Ja," meinte Heinrich wieder, „es ist für Gerhardt jetzt alles Nebensache; ich glaube, er wäre froh, wenn er den ganzen Kram vom Halse hätte. Er will Garnisonbaumeister werden, will er nicht?"

Kierkejaard wußte nicht das Geringste, worauf sich eine solche Behauptung stützen konnte. Aber er war doch klug genug, sich den Anschein zu geben, als sei er in die

geheimsten Pläne seines Schwagers eingeweiht. Er antwortete mit einigen Hm's und Freilich's, die jeder auffassen konnte, wie er wollte.

Den jungen Schellberg schien die Sache aber sehr zu interessieren.

„Er läuft meinem Vater fast das Haus ein wegen eines Grundstücks vor der Stadt. Ich möchte nur wissen, was er damit vorhat. Einen solchen Stoß Pläne hat er auf seinem Tisch liegen, alle Augenblicke kommt ein Genieoffizier zu ihm. Es muß sich um ein großes Geschäft handeln, weil er sich um seine andern Geschichten so wenig kümmert und da den Obermann machen läßt, was er will?"

„Ich verstehe auch nicht, weshalb Ihr Euch die Aufsicht dieses Grünschnabels gefallen laßt, Ohm!" nahm Tonius das Wort. „Er ist vor zwei Jahren von der Schule gekommen, er kann doch nicht soviel verstehen wie Ihr, der Ihr schon jahrelang da draußen seid?"

Kierkejaards Gesicht wurde rot wie ein Fliegenschwamm.

„Aufsicht? Du bist schief gewickelt, wenn Du das denkst. Ich lasse ihn da draußen herumlaufen, soviel er will, aber es kümmert sich kein Mensch um das, was er sagt. Oho, da kennt Ihr den Kierkejaard schlecht. Ich denke überhaupt, daß er bald ausgespielt haben wird, der Herr Obermann; dafür laßt mich nur sorgen."

Er leerte sein Glas in raschen Zügen und ließ sich ein neues bringen.

„Nur langsam," meinte Tonius. „Der Baumeister ist jetzt froh, daß er überhaupt jemand hat."

„Wenn er die Unternehmung für das Militär nicht haben wollte, würde er wieder selbst die Ziegelei leiten," sagte Heinrich. „Damals hattet Ihr gute Tage, Kierkejaard. Ihr solltet versuchen, ihn von der Geschichte abzubringen. Das Grundstück von meinem Alten kriegt er doch nicht, dafür bin ich ihm gut."

Kierkejaard mußte innerlich lachen, daß man ihm solchen Einfluß auf seinen Schwager zutraute, aber er

machte ein sehr weises Gesicht, soweit es ihm möglich war, und grunzte, sich behaglich zurücklegend: „Jungens kümmert Euch doch nicht so sehr um unser Geschäft. Ich bin da und werde schon wissen, was zu thun ist.“

Heinrich Schellberg lachte. „Ihr seid ein schlauer Kerl, Kierkejaard. Wohlsein!“ und er trank dem Aufseher zu, wodurch dieser sich veranlaßt sah, sein Glas schon wieder zu leeren.

„Wenn ich es zu machen hätte,“ fuhr der Andere nach einer Pause des Nachdenkens fort, „ich ließe einfach die Pläne verschwinden. Dann sollte der Herr Baumeister einmal sehen, wie er weiter kommt, ohne die Pläne.“

Tonius sah seinen Kompagnon erstaunt von der Seite an, Kierkejaard aber legte sich breit mit den Armen auf den vom abtropfenden Bier feuchten Tisch und betrachtete die Maserung des Holzes, so daß es unmöglich war, den Ausdruck seines Gesichtes zu ergründen.

„Es ist garnicht so schwierig,“ sagte der Wirtssohn zu Tonius. „Die Pläne liegen auf seinem Tisch, man braucht sie nur fortzunehmen. Du brauchst mich garnicht so groß anzusehen; denn ich will ihm nicht durchs Fenster steigen, für mich haben sie solchen Wert nicht, obgleich ich Gerhardt den Aerger gönnte. Es müßte eine lustige Geschichte für ihn geben, dies Suchen und Nachforschen. Die Militärbehörde würde sich sobald nicht wieder mit ihm einlassen. Aber wenn ich selbst sie ihm auch nicht weghole, ein hundert Mark wäre mir der Spaß immerhin wert.“

Bei den letzten Worten hob Kierkejaard den Kopf ein wenig und sah den Sprecher überlegend von der Seite an.

„Ich habe noch ein Hühnchen zu pflücken mit meinem früheren Herrn Chef,“ fuhr dieser ruhig fort. „Er hat mich wegen dieses Pinsels, dieses Obermann, entlassen und wie einen dummen Jungen behandelt, das ist ihnen beiden noch nicht vergessen, und wird ihnen beiden heimgezahlt.“

Er setzte sein Glas an die Lippen, die Andern folgten diesem Beispiel. Tonius erinnerte sich dabei plötzlich, daß er noch einen Gang in die Stadt zu machen habe, er entfernte sich und ließ seinen Kompagnon mit dem Aufseher allein.

Diese begannen nun eine längere Unterhaltung im Flüsterton, und als Kierkejaard, nachdem er noch einige Glas Bier zu sich genommen, sich erhob, um seinen Schwager aufzusuchen, sagte er: Ich habe also nichts versprochen, aber Sie."

„Handelt in Eurem Interesse," sprach der Andere, „ich habe Euch zu nichts bestimmen wollen. Ich habe das Gebot einmal gemacht, und ich halte es auch aufrecht, aber ob Ihr das Geld verdienen wollt oder nicht, das ist Eure Sache."

Wenige Augenblicke später stand Kierkejaard vor seinem Schwager in dessen Privatbureau.

Gerhardt lehnte mit dem Rücken gegen den Zeichentisch und verschränkte die Arme über der Brust.

„Was führt Sie zu mir?" sagte er kurz. Seine Züge waren streng, die Augenbrauen ein wenig zusammengezogen.

Der Aufseher machte nach Art kleiner Leute lange Umschweife, ehe er mit der Sprache herausrückte. Ob der Herr Baumeister bald gedenke, die Arbeiten auf der Ziegelei wieder aufzunehmen. Es seien noch einige Ruthen Lehm zu stechen, auch wäre es gut, wenn der Weg tüchtig ausgebessert würde, ehe wieder die Karren darüber rollten, bei dem feuchten Frühjahrwetter. Während Kierkejaard diese Dinge vorbrachte, irrten seine kleinen Augen beständig im Zimmer umher und streiften dabei mehr als einmal die auf dem Zeichentisch ausgebreiteten Pläne.

Gerhardt zog indessen nervös an seiner Zigarre, sein Gesicht war noch abweisender geworden, als er nun den Erzählenden unterbrach:

„Ich habe das alles bereits mit Herrn Overmann

besprochen, er wird das Nötige veranlassen und Ihnen Instruktionen erteilen, wenn er Ihrer bedarf."

Das war ein schlechter Anfang für Kierkejaard, der gemütliche, freundlich diensteifrige Ausdruck wich aus seinen Zügen und etwas wie Verdrießlichkeit ließ sich breit auf seiner vorgeschobenen Unterlippe nieder. Er hielt es aber nicht für geraten, etwas gegen Reiner zu sagen, ehe er seine Bitte um Vorschuß angebracht habe; so begann er denn ein wortreiches Klagelied anzustimmen über den Zustand seiner Bude.

„Durch Thür und Läden pfeift der Wind herein. Das Dach hält nicht mehr dicht, es schneit einem auf den Tisch und ins Bett. Das weiß der Overmann nicht, denn der kommt nie hinein."

„Herr Overmann hat in ihrer Bude auch garnichts zu suchen," meinte Gerhardt, einen besondern Nachdruck auf das erste Wort legend. „Und überdies wären Sie der erste, der Klage führte, wenn er hineinkäme."

Kierkejaard wich wieder aus.

„Der Winter war streng," fuhr er in dem begonnen Klageliede fort. „Die Kinder erkältet, und wenig Arbeit. Meine Frau ist die ganze Zeit kränklich gewesen, und jetzt hat sie zum Ueberfluß noch wieder Zwillinge gekriegt. Viel Kinder und wenig zu essen, das wissen Sie nicht, was das heißt, wie einem armen Mann, der sich redlich mit seiner Familie durchschlagen möchte, dabei zu Sinne ist."

Das letztere wußte allerdings Herr Kierkejaard auch nicht aus eigener Erfahrung, denn er hatte noch nie versucht es redlich zu thun, aber es klang doch gut, und so fügte er hinzu:

„Ich konnte den Jammer da draußen nicht mehr mitansehen. Ich muß mal wieder den Herrn Schwager belästigen, sagte ich zu meiner Frau. Ja, sagte sie, das hättest Du längst thun sollen. — Sie hat so viel Zutrauen zu Ihnen. — Sie meinte, wenn Sie nur wüßten, wie schlecht es uns ginge, da hätten Sie schon früher geholfen.

Das rührende Zutrauen, das man zu ihm hatte, schien auf den Baumeister wenig Eindruck zu machen, wenigstens hellten sich seine Züge nicht im mindesten auf, und seine Stimme klang hart, als er erwiderte:

„Sie kommen nie mit Ihrer Löhnung aus und erhalten doch mehr als mancher Andere, der eine ebenso zahlreiche Familie zu ernähren hat und sich mit der Zeit einen kleinen Besitzstand gründet. Das macht die Unordnung."

„Die Unordnung — da sind Sie im Irrtum," und der Biedermann lächelte und schüttelte mildverneinend den Kopf, als habe er Mitleid mit des Baumeisters Unwissenheit und irriger Anschauung.

„Wer wie ich das Lieferungsbuch führt, Herr Schwager, der ist nicht unordentlich. Wenn es bei uns zuweilen so aussieht, so macht das die schlechte Wohnung, an der alles Ausbessern nichts nutzt, und dann das Unglück. Das weiß der Herr Baumeister doch auch, daß ich Unglück gehabt habe, all die Zeit her."

„Sie haben nur ein Unglück," sagte Gerhardt, allmälig in Erregung geratend, „das ist, daß Sie liederlich sind, daß Sie vertrinken und verthun, was Ihnen in die Finger kommt. Damit geht alles drauf, was ich Ihnen geben kann, und damit ging das hübsche Vermögen drauf, das Ihnen Ihre Frau zubrachte. Das zwingt Sie auch, sich neben dem redlichen Verdienst nach andern Hülfsquellen umzusehen. Ich sage Ihnen aber: meine Geduld ist bald erschöpft, und ich wünsche, daß Sie sich das merken."

Noch behielt Kierkejaard, wenn auch nur mühsam, die Maske des bescheidenen Bittstellers bei.

„Sie sind hart, Herr Schwager," sagte er. „Sie kennen die Unglücksfälle nicht genauer, die mich betroffen haben; darum haben Sie sich eine falsche Meinung über mich gebildet. Ich würde Sie jetzt nicht länger belästigen, denn auch ich habe meine Ehre, und es wird mir schwer, zu betteln, aber wenn ich daran denke, daß meine Kinder zu Hause schreien, weil sie Hunger haben, daß sie in ihren

erbärmlichen Lumpen in dem kalten Loch mit den Zähnen klappern, weil wir keine warmen Kleider und keine Kohlen haben."

Jetzt fuhr Gerhardt auf:

„An Ihre Familie, an Ihre Kinder denke ich eben, wenn ich Sie überhaupt im Dienst behalte. Sie selbst laufen in einem warmen Rock herum, Sie können den Kindern schon etwas abgeben, und wenn Sie im Sommer jede Nacht so thätig bei den Kohlen gewesen sind, wie in der, als Herr Overmann Sie abfaßte, so weiß ich nicht, wie sie den Vorrat so schnell haben verbrauchen können."

Bei diesen Worten löste sich der Kloß heuchlerischer Demut, den Kierkejaards Gesicht bisher gebildet hatte, auf, als wäre er mit heißer Brühe übergossen worden. Unter der schwammigen Schicht schimmerten die Brocken hervor, die sein Inneres bildeten. Hier ein Brocken Bosheit, da ein Brocken Unverschämtheit und eine gehörige Portion Gemeinheit.

„Verleumdung," kreischte er, „nur Verleumdung von dem Schleicher, dem ich ein Dorn im Auge bin, weil er, so lange ich da bin, auf der Ziegelei nicht treiben kann, was er will. Ich habe mir damals zuweilen einen Sack Kohlen genommen. Ich hab's früher auch schon gethan, und Sie haben es gewußt und haben nichts dazu gesagt. Ich dachte, es wäre eine stillschweigende Einwilligung von Ihnen. Ich hab's nur heimlich gethan, weil ich glaubte, Sie wünschten nicht, daß es die Andern erführen und ähnliche Ansprüche machten. Jetzt wollen Sie mich deshalb verhungern lassen mit meinen Kindern, die doch Ihre Verwandten sind."

Er begann zu flennen, wie ein kleines Kind. Männer seiner Art pflegen sich ihrer Thränen nicht zu schämen.

Der Baumeister sah den Heulenden zornig an und wandte ihm dann verächtlich den Rücken.

Wieder fuhr dessen Blick über den Tisch mit den Plänen, es blitzte ein heller Strahl in seinen Augen auf

wie das Licht in einer Diebslaterne. Aber er schluchzte weiter und stotterte:

„Das Elend hat mich dahingebracht. Wenn es ein Unrecht war, weshalb haben Sie mir nichts gesagt, weshalb setzen Sie mir einen fremden Menschen auf die Nase? Einen stolzen Bauernprotzen, der nicht weiß, was es heißt, hungernde Kinder haben."

„Schweigen Sie endlich von Ihrer hungernden Familie, ich werde dafür sorgen, daß Sie morgen Lebensmittel und Kohlen erhalten. Nicht um Ihretwillen, das glauben Sie mir. Und wenn Sie noch einmal auf einer unredlichen Handlung ertappt werden, so sind Sie entlassen, verstanden?"

„Es sind nicht allein Lebensmittel, die wir brauchen," schluchzte der unglückliche Vater ruhig weiter. „Wir haben auch Kleider nötig für die armen Kinder, und meine Frau braucht in ihrem jetzigen Zustande auch allerlei, was Sie schlecht beschaffen können. Wenn Sie mir eine halbe Monatslöhnung." —

„Keinen Pfennig baaren Geldes erhalten Sie. Sie sind ohnehin schon wieder im Vorschuß, wie ich von Herrn Groß weiß, der Ihnen das Geld auf sein Risiko vorgestreckt hat. Ich weiß zu gut, zu welchem Zweck Sie das Geld heute benutzen würden."

Diese Weigerung brachte Kierkejaard mehr auf als alles, was der Baumeister bisher gesagt hatte. Sein edles Gemüt war nicht so empfindlich, daß Vorwürfe, mochten sie auch noch so schwer sein, es verwundet hätten, aber hier war ein wirklich empfindlicher Punkt getroffen, der zarteste Fleck seiner in Drachenblut gebadeten Seele. Seine Betrübnis und seine Wut waren echt, als er langsam sagte:

„Sie haben Recht, auf mich herabzusehen, jawohl, und mir meine Gewohnheiten vorzuhalten. Was braucht auch ein Mann wie ich sich an guten Sachen satt zu essen, was kann er für Sorgen haben, die er im Trunke zu vergessen sucht? Nein, dafür geben Sie mir keinen Pfennig. Ich

habe kein Recht, mich zu amüsieren. Wenn Sie heute ausgehen, werden Sie Wein trinken, den teuersten, der zu haben ist, aber mir ein paar Pfennige zu geben, daß ich mich in gemeinem Fusel betrinken kann, das wäre Unrecht. Ihrer Frau, meiner Schwester, stellen sie die Mittel zur Verfügung, daß sie sich und Andere in Champagner toll und voll macht" —

Mit einem unartikulierten Schrei fuhr Gerhardt auf den Höhnenden los.

„Schurke!" knirschte er. „Von Deiner Familie stammt das Unglück meines Lebens. Euer Laster untergräbt meine Gesundheit und dörrt das Leben meines Kindes, wie Säuredämpfe die Blüte am Zweige verdorren, und nun willst Du mir noch Vorwürfe machen? Hinaus mit Dir, Du Schuft!"

Kierkejaard war durchaus kein Held, aber auch einem mutigeren Manne als ihm möchten die Kniee gezittert haben bei dem Anblick des Zorns, der aus Gerhardts Zügen schreckte. Schneller als er wollte und glaubte, fand er sich auf dem kleinen Flur vor dem Bureau wieder; er sah die Thür, die hinter ihm wuchtig ins Schloß gefallen war, einen Augenblick mit ängstlicher Scheu an, dann aber kam ein breites häßliches Lachen in sein Gesicht, und drohend ballte sich seine Faust.

Langsam schlurrte er nach der Hausthüre, öffnete und schloß sie geräuschvoll wieder, ohne jedoch hinaus zu gehen. Er blieb vielmehr einige Zeit lautlos an der Thüre stehen, entledigte sich der Schuhe und schlich leise in den Hintergrund des Flures zurück, wo er sich unter der Treppe verbarg.

Kurze Zeit darauf kam ein leichter Schritt die Treppe hinunter. Olga, zum Ausgehen angekleidet, trat in das Zimmer ihres Vaters.

Gerhardt hatte sich gewaltsam aufgerafft, wie er den Schritt vernahm, und kam der Eintretenden mit einem freundlichen Lächeln entgegen.

„Ich bin ſoweit, Papa, wir können gehen," ſagte das junge Mädchen. „Oder iſt es Dir noch zu früh?"

„Nein, nein, laß uns nur gehen," entgegnete er.

„Wie blaß Du ausſiehſt?" meinte ſie, mit liebender Beſorgnis ihn betrachtend. „Iſt Dir nicht wohl? Wollen wir lieber zu Hauſe bleiben?"

„Es iſt nichts, die dumpfe Luft hier."

„Du arbeiteſt zu viel. Vielleicht iſt es ganz gut, wenn ich Dich einige Stunden davon abziehe. Es wäre mir auch leid, wenn wir hierbleiben müßten, ich habe mich ſo ſehr darauf gefreut."

Gerhard nahm Hut und Stock, und verſchloß ſorgfältig die Hausthür hinter ſich, nachdem ſie hinausgetreten waren.

Sie ſchlugen den Weg nach der inneren Stadt ein, und ſchlenderten über die maskenerfüllte Hochſtraße. Gerhardt bezwang ſeinen Verdruß. Das muntere Treiben auf der Straße und mehr noch die Unbefangenheit, mit der ſich ſeine Tochter der närriſchen Laune hingab, erheiterte ihn bald wirklich.

Wenn er ſah, wie ſie, die ſonſt als die verkörperte Würde erſchien, irgend eines wildfremden Menſchen dreiſtes Scherzwort lachenden Mundes erwiderte, wie ſie, die ſonſt faſt zu Zurückhaltende, über die tollen Sprünge und das Johlen einer jugendlichen Maskenſchar in ein ausgelaſſenes Lachen ausbrach, dann faßte auch ihn lächelndes Erſtaunen. Und wenn ſie ſich zu ſeinem Ohr neigte und leiſe flüſterte: „Nicht wahr, Papa, wenn Du bei mir biſt, thun mir die Masken doch nichts?" ſo kannte er ſein Kind garnicht wieder; denn ſie hatte ſonſt das Zeug, ſich ſelbſt zu verteidigen.

Es war der Karnevalswind, der ihnen beiden durch die Köpfe fuhr, nur Wind, doch bläſt er die Grämlichkeit fort, und für Augenblicke ſelbſt ernſte Sorgen.

Der Karnevalswind — es iſt ein eigen Ding um ihn. Er weht die Leute aus den Häuſern, er weht ſie auf

die Straßen und wirbelt sie umher wie buntes Herbstlaub; er weht sie in Schenken zu Hauf, doch läßt er ihnen nirgend Ruhe, er muß alles kunterbunt über- und untereinander werfen.

Er klingelt wie Schellen, er knarrt wie Rasseln, er tönt wie Fanfaren, und er heult und brüllt auch wie heisere trunkene Menschenstimmen.

Er reinigt manchem die Brust vom Staube des täglichen Geschäftes, des öden Einerlei, aber er peitscht andern auch Schmutz in das sonst reine Gesicht.

Wenn er diesem den Panzer der Vorurteile lüftet, so daß er sich einmal frei und natürlich zeigt, so bringt er auch manchem das zu leichte Gewand in Unordnung und stellt ihn in häßlicher Nacktheit dar.

Und wehe, wenn er sich zum Sturme erhebt; da ist nichts sicher vor ihm. Er fegt das letzte Bischen Besinnung aus den Köpfen, die letzte Scham aus dem Herzen, den letzten Pfennig aus dem Beutel und das letzte Stück Bettzeug ins Pfandhaus. — —

Noch war es ein harmloses Tollen, das sich durch die Straßen wälzte, aber bei einbrechender Dunkelheit pflegen sich auch die Nachtseiten des Karnevals zu zeigen, die Roheit nimmt zu mit der späteren Stunde.

Um seiner Tochter nicht den freundlichen Eindruck zu zerstören, führte Gerhardt sie rechtzeitig fort von der Straße in eines der feineren Wirtshäuser.

Die Restaurantsäle erstrahlten im hellen Licht, das selbst durch die dichten, blauen Wolken von Zigarrendampf wenig gemindert wurde und die bunte Versammlung an den Tischen recht zur Geltung kommen ließ. Ein betäubendes Gewirr von Stimmen, von Gelächter, von Tönen irgend eines Musikinstrumentes, von Gläserklirren und von Fußstampfen brauste den Eintretenden entgegen.

Langsam dem Strome folgend, der sich zwischen den Tischen hinzog, erreichten sie den zweiten Saal, da in dem ersten ein unbesetzter Platz nicht zu finden. Endlich trieb

sie die Flut in die Nähe eines Tisches, an dem soeben einige Personen sich erhoben. Gerhardt drängte, alle seine Rücksichtslosigkeit und Ellenbogen aufbietend, einige von dem ersehnten Hafen ihn trennende Hindernisse in Gestalt zweier Polizeidiener und eines pappdeckelnen Ritters bei Seite, und es glückte ihm, von den freigewordenen Stühlen Besitz zu ergreifen.

„Guten Abend, Herr Baumeister," begrüßte Tonius, der an dem Tische saß, die Erschöpften. „Sie auch hier, gnädiges Fräulein? Ich hatte allerdings nicht gedacht, daß Sie Vergnügen an diesem Treiben finden könnten, nach dem, was Sie neulich sagten."

„Ich habe doch wohl nicht behauptet, daß ich traurige Leute lieber sähe als lustige?" fragte Olga dagegen.

„Sie schwärmten damals nur so für die Zurückgezogenheit," meinte er. „Uebrigens war es eine gute Idee von Ihnen, ohne Maske zu gehen, denn wirklich wäre es schade, wenn Sie der bewundernden Menge den Anblick Ihres Gesichtes entziehen wollten."

„Schweigen Sie um des Himmelswillen still," erwiderte Olga schnippisch; „wenn Sie fortfahren, mir dergleichen Sachen zu sagen, so muß ich wieder für die Zurückgezogenheit schwärmen."

„Sieh nur, Papa, da kommt auch einmal eine wirklich schöne Maske," unterbrach sie sich.

Wirklich stand einige Schritte von ihrem Platze ein Troubadour, dessen reines, gutsitzendes Kostüm gegen den Durchschnitt der mehr auf den komischen Effekt berechneten Maskenanzüge sehr abstach.

Es war eine kleine zierliche Figur, das Gesicht bedeckte eine hellblaue Maske, an den Seiten des Baretts strebte straffes Haar widerspenstig empor. Jetzt richtete er die Augen auf Olga und legte mit affektierter Inbrunst die Hände aufs Herz. Dann näherte er sich einige Schritte, lehnte sich an einen Tisch, nahm die Guitarre, die an himmelblauem Bande ihm über der Schulter hing, und

präludierte, indem er die junge Dame fortwährend schmachtend ansah.

„Welch ein eingebildeter Laffe," sagte Tonius leise zu der Angeschwärmten, aber diese lachte nur und nickte dem Sänger zu.

Da begann dieser mit bedenklich bebender Stimme zu recitieren:

„Viele schöne Mädchen giebt es
Hier in Köllen, ei jawohl ja.
Doch das allerschönste Mädchen
Bleibest Du für mich, o Olga.
Keine schön're ist zu finden
Von dem Rheine bis zur Wolga;
Wärest Du so mild, wie schön Du
Bist, o heißgeliebte Olga!
Hörst Du nicht den Walzer klingen,
Die Mazurka und die Polka?
Tanz mit mir und mache mich zum
Glücklichsten der Menschen, Olga."

Das heitere Lachen, das erst auf dem Angesichte der Gefeierten geglänzt hatte, verschwand, als sie gewahr wurde, daß der kecke Sänger ihren Namen kenne. Ein feines Rot stieg in ihre Wangen, und sie bemühte sich vergebens, ihrer Empfindlichkeit Herr zu werden. Sie sah bei Seite, als der Sänger sich verneigte, und ihr Vater übernahm es, dem Aufmerksamen zu danken, mit den Worten:

„Na, Aschermittwoch holen Sie sich doch wohl auch im Tempel des Apollo einen Aschenkranz."

„Jetzt weiß ich, wer es ist!" rief Tonius plötzlich aus, laut genug, um von dem Sänger verstanden zu werden. „Es ist der verrückte Lenz."

Olga betrachtete einen Augenblick forschend die Gestalt des Maskierten und als sie erkannte, daß ihr Nachbar recht habe, zeigte sich in ihren Mienen so deutlich Enttäuschung, daß selbst Karlos Lenz — denn er war in der That der Troubadour — einen Augenblick nicht mehr zu

glauben vermochte, dieſe junge Dame habe den verliebten Briefwechſel mit ihm gepflogen.

„Er iſt ein gelungener Kauz," meinte Tonius, als der geknickte Sänger ſich in der Nähe niedergelaſſen; „wenn er ſeinen guten Tag hat, ſo iſt er zum Todlachen komiſch."

„Ich möchte ihn eher bedauern," meinte der Baumeiſter. „Es iſt ein ſchwacher Kopf, der von der Sonne der Poeſie zu heiß beſtrahlt wurde und einen Sonnenſtich davongetragen hat. Arme Leute giebt das, untauglich zu dem, was ſie ſein möchten, und untauglich zu dem, was ſie ſein ſollten. Er iſt ſonſt ein ordentlicher Menſch."

„Aber ſieh doch nur," warf Olga ein, „das Koſtüm muß doch ein ganz hübſches Geld gekoſtet haben, und jetzt trinkt er gar Wein hier."

„Das iſt der Karneval," erwiderte lächelnd der Vater. „Er wird es mühſam genug zuſammengehungert haben."

Das war der Karneval — in wenigen Augenblicken erſchien er Olga um einige Schatten dunkler geworden. Die Scherze der Masken kamen ihr unſinnig vor, die Manier, jeden anzurufen, das beliebte Duzen, gemein. Sie verlor ihre Ausgelaſſenheit und begann, mit kritiſchen Blicken ihre Umgebung zu beobachten.

Das Gedränge hatte etwas nachgelaſſen. Man konnte den Saal ganz überſehen. Unter den Eintretenden fiel Reiner Overmanns hohe Geſtalt Olga auf. Sie kannte ihres Vaters gute Meinung von dem jungen Mann und war eben im Begriff, ihm zuzuwinken, als ſie bemerkte, daß er eine weibliche Maske am Arme führte.

Vielleicht hätte die plötzlich Ernüchterte vor wenigen Augenblicken nichts Beſonderes darin gefunden; jetzt erſchien es ihr unpaſſend, daß er in Begleitung eines Mädchens in das Reſtaurant kam. Auch der Charakter der Vermummten erſchien ihr zweifelhaft. Das Maskenkoſtüm, ein Atlasdomino, war nicht unfein, aber die Art des Auftretens verriet nichts von einer Dame.

Reiner ſchritt grüßend an ihr vorüber, ſeine Begleiterin

zog ihn nach dem Tiſche, an dem Lenz Platz genommen. Olga ſah, wie ſie mit dieſem in ein lebhaftes Geſpräch geriet. Ohne die Worte verſtehen zu können, ärgerte ſie dies Kokettieren, dies Schlagen mit dem Papierfächer, dies unweibliche Lachen. Sie beobachtete, welches Geſicht Reiner zu dem Betragen ſeiner Gefährtin mache, aber da er im gleichen Augenblick forſchend zu ihr hinüberſchaute, wandte ſie ſich ab. Was kümmerte ſie ſich auch im Grunde um ihn? Sie kannte ihn kaum, nur von ihrem Vater wußte ſie einiges über ihn, daß er ein tüchtiger Mann ſei vor allem, und doch verdroß es ſie, daß er mit einem ſolchen Mädchen verkehrte.

Die närriſche Huldigung, die Lenz ihr dargebracht, hatte ihre Unbefangenheit mit einem Schlage zerſtört. Auch als nun ein junges Mädchen in einem abgetragenen Sammetkleide und einem buntaufgeputzten Strohhut am Eingang des Saales ſich aufſtellte und ein Lied von Mai und Liebe ſang zu der jämmerlichen Begleitung, die ein alter, ſchmutziger Mann auf einer alten wimmernden Geige dazu kratzte, erſchien Olga das unpaſſend. Sie begriff nicht, wie man in einem gutberufenen Lokale ſo etwas dulde, ſie begriff nicht, wie ein gutes Publikum Gefallen daran finden könne. Die Stimme des Mädchens, matt und klanglos wie der Ton der verſtimmten Geige, erinnerte ſie an die des überſpannten Flickſchneiders. Die Worte des Liedes aus dieſem Munde erſchienen ihr als eine Profanierung der Gefühle, die jedem heilig ſein ſollten.

Das Mädchen hatte geendet. Langſam, von Tiſch zu Tiſch ſammelnd, kam es näher. Es lag in ſeinem blaſſen Geſicht ein Zug von Leiden und Müdigkeit, der Olga rührte. Sie wandte ſich mit der Bitte zu ihrem Vater, ihr reichlich zu geben. „Sie ſieht ſo unglücklich aus.“

Gerhardt ſchaute auf, da das Mädchen eben herantrat. Er legte ein Markſtück auf ihren Teller. Ein dankbarer Blick aus zwei großen dunklen Augen traf ihn und die Fürbittende.

Die Sammlerin wollte weitergehen, aber da Tonius

schon den Arm erhoben hatte, ihr gleichfalls zu spenden, hielt sie diesem den Teller hin. Ein Nickel fiel darauf nieder, aber das „Danke“ im Munde der Unglücklichen erstarb, als ihr Blick Tonius Gesicht streifte. Der Teller erklirrte in ihrer Hand. Mit einer Miene unsäglicher Verachtung suchte sie das Geldstück aus dem Häuflein der anderen hervor und warf es vor dem Geber auf den Tisch. Dann wendete sie ihm den Rücken und setzte das Einsammeln an den Nachbartischen fort.

Der Baumeister sah erstaunt fragend zu dem jungen Pätz hin.

„Man verwöhnt solches Pack leicht,“ sagte dieser. „Sie waren so großmütig, — da ist ihr jetzt ein erbärmlicher Groschen zu wenig.“

Ein Erröten war in sein Gesicht gekommen.

Olga fühlte, daß er eine Lüge gesagt hatte. Es war etwas in dem Wesen des armen Geschöpfs zum Ausdruck gekommen, daß der jungen Dame verriet, wie jene ein Recht habe, diesen Menschen mit dem dreisten Lachen in dem Fuchsgesicht zu verachten.

Kurze Zeit noch folgte ihr Auge der Sammlerin. Sie sah, wie Lenz, als dieselbe in seine Nähe kam, hastig nach der Maske griff und sein Gesicht verhüllte. Es mochte Zufall sein, aber ihr, Olga, mißfiel dies Heimlichthun. Auch das Lächeln auf den Gesichtern der anderen Gäste erschien ihr nur Larve und Lüge.

Und nun begann das Mädchen noch einmal zu singen. ‚Die letzte Rose‘ klang von ihren Lippen, gefühlvoller als das erste Lied; die Stimme verriet sogar einige Schule. Unausgesetzt richtete die Sängerin dabei ihre großen, dunklen Augen auf Gerhardts schöne Tochter.

Auch sie selbst mochte einst geblüht haben, aber der Wurm war gekommen und hatte sie gestochen, tief bis ins Herz. Da schwand Duft und Schöne.

Olga ward weh zu Sinne. Sie, die köstliche Rose in all ihrer blühenden Pracht, erschauerte in der tiefsten

Seele, während sie die arme, welke Schwester ansah; gefallen, beschmutzt, zertreten.

„Laß uns gehen," bat sie ihren Vater. Der erklärte sich zum Aufbruch bereit.

Tonius langweilte sich, als er so allein am Tische saß. Er war Reiners gewahr geworden und siedelte an dessen Tisch hinüber, den Karl Lenz soeben verlassen hatte. Auch Traudchen hatte er erkannt trotz der Maske. Von ihrem Bruder wußte er, daß zwischen ihr und Reiner vertrauliche Beziehungen bestanden, er hatte einiges Interesse daran, die Art dieser Beziehungen näher kennen zu lernen; denn ihm war der Gedanke aufgetaucht, sich um die Tochter des als reich bekannten Schellberg selbst zu bewerben.

„Da sieht man, was Du für ein Duckmäuser bist," sagte er zu Reiner. „Geht immer herum mit einem Gesicht wie ein Bettelmönch und läßt sich dann Karneval in Gesellschaft der schönsten Dame erwischen."

„Dafür ist ja Karneval," erwiderte Traudchen an Reiners Stelle, der sich damit begnügte, ein finsteres Gesicht zu machen, und durchaus keine Lust verspürte, sich mit jenem auf ein Gespräch einzulassen.

„So kennt Ihr Euch nur vom Karneval her?" fragte Tonius.

„Ist das nicht genug?" erwiderte das Mädchen.

„Mir wenigstens würde es nicht genug sein, ich müßte Dich schon näher kennen lernen, wenn Du mit mir gingst," meinte der Frager galant.

„Ich weiß garnicht, wie Du überhaupt dazu kommst, Dich um meine Bekanntschaften zu kümmern," warf Reiner ein; doch der Andere entgegnete: „Karneval kennt sich alles," welchem Ausspruch Traudchen beipflichtete.

„Du hast aber einen knausrigen Herrn, Mädchen," fuhr der Aufdringliche fort. „Traktiert Dich mit Brauneberger. Dabei wird einem ja das Blut dünn. Mit Deiner Erlaubnis werde ich was Besseres bestellen," wandte er sich an Reiner.

„Du magst trinken, wonach Dir der Gaumen steht, ich bleibe bei dem, was ich bezahlen kann," versetzte der Angeredete mit Schärfe.

„Die Kleine gestattet aber jedenfalls," beharrte der Andere unerschütterlich. „Ein Glas Schlampanjer? Hehda Kellner!" und als Traudchen zögerte, das ihr dargebotene Getränk zu kosten, behauptete er, es sei Fastnachtrecht, er könne verlangen, daß sie annehme.

Der prickelnde Schaumwein rann dem Mädchen, das solcher Genüsse nicht gewohnt war, süß durch die Kehle. Sie ließ sich zu einem zweiten und dritten Glase überreden. Ihr Kinn und ein Stückchen der Wangen leuchtete rot hervor unter der halb aufgeschlagenen schwarzen Maske, ihre Augen funkelten mit begehrlichem Glanz. Sie lachte wie toll zu den unziemlichsten Scherzen, die Tonius zum Besten gab.

Je ausgelassener sie sich der Lust hingab, um so einsilbiger und verdrießlicher wurde Reiner, und als Tonius, dem das Getränk auch zu Kopf stieg, in seiner Begeisterung für das feurige Mädchen sich zu den Worten verstieg: „Es ist gut, Kleine, daß Du Dich heute Nacht nicht mir anvertraut hast, ich wäre an Deiner Seite nicht Herr meiner selbst," da sprang Reiner auf und rief dem Erschrockenen ein hartes „Es ist genug" zu, dann zerrte er seine Dame vom Stuhle empor und führte sie, ohne ihren Einspruch im Geringsten zu beachten, aus dem Lokal.

Traudchen war ob dieser Behandlung sehr ungehalten. Sie zog ihren Arm unter dem seinen hervor, sowie sie die Straße betreten hatten, und bedeutete Reiner, daß er seiner Wege gehen solle, sie könne den ihrigen allein finden.

Er ließ sich indes so nicht abweisen. „Sei vernünftig," sagte er. „Ich kann diesen Menschen nicht ausstehen, und heute abend war er wirklich die Unverschämtheit selbst."

„Er hat mich sehr gut unterhalten," sagte das Mädchen. „Er ist nicht so ein trockner Kerl wie Du."

Der Abgewiesene versuchte ruhig ihren Arm wieder unter den seinigen zu ziehen, nach einigem Sträuben ließ sie sich's gefallen, aber sie mußte doch ihrem Unmut noch einmal die Zügel schießen lassen.

„Wenn Dir es nicht gefällt, daß ich mit den Leuten lache," sagte sie, „dann kannst Du ja fortbleiben. Ich kann noch einen andern Jungen kriegen, als Dich. Wenn ich überhaupt gewußt hätte, daß Du so fein wolltest, wäre ich Fastnacht sicher nicht mit Dir ausgegangen."

Das war ganz das Bauernmädchen, das in diesem Augenblick bei ihr zum Durchbruch kam; Reiner bemerkte es mit Verdruß, aber er erwiderte noch immer nichts auf ihre rohen Worte.

Die kalte Nachtluft kühlte allmälig ein wenig Traudchens in Wallung geratenes Blut. Sie empfand, daß ihr Benehmen Reiner schwer gekränkt habe. Ihr Gefühl für ihn machte ihr zwar die Kränkung nicht leid, aber sie fürchtete, daß seine Gefühle für sie darunter leiden möchten, dem wollte sie vorbeugen. Sie nahm die Maske, die ihr längst lästig geworden, ab, schmiegte sich dicht an ihren Führer und versuchte ihm verliebt von unten herauf in die Augen zu blicken.

Reiner war nicht unempfindlich gegen diese Zärtlichkeit. Er erwiderte den Druck ihres Armes und beugte sich, da die Straßen des stilleren Stadtteils erreicht waren, nieder, ihren Mund zu küssen.

„Du bist ein Brummbär," sagte sie noch schmollend, „darf man denn nicht einmal ein bischen lustig sein?"

Er schüttelte den Kopf. „Es thut mir leid, Dich in diesen Trubel gebracht zu haben. Ich hätte bedenken sollen, daß er mitreißt, auch wenn man sich dagegen wehrt. Das ist die Folge der Heimlichkeit. Es darf nicht so weitergehen, Traudchen. Ich werde einmal mit Deinem Vater sprechen."

„Ach, das hilft ja nichts," erwiderte sie leichthin.

„Wenn Du mir entgegenkommst — wenn Du erklärst, daß Du mich haben willst?"

„Du kennst den Vater nicht," verteidigte sie sich. „Mit sowas darf man ihm garnicht kommen. Das ist alles dummes Zeug, sagt er, das ist Romankram."

Sie gingen schweigend weiter.

„Ich werde auch allein mit ihm fertig," sagte Reiner endlich wieder. „Dein Vater hat einen harten Kopf, aber meiner ist auch kein rohes Ei. Ich habe meinen Vater herumgekriegt seiner Zeit, ich fürchte mich auch nicht vor dem Deinen. Es ist nichts mit diesen späten Spaziergängen, ohne daß Deine Verwandten darum wissen und gegen ihren Willen. Es ist nicht gut für Dich und meiner nicht würdig."

Traudchen verstand ihn nicht. „Du bist heute abend komisch," sagte sie.

Sie hatten die Thüre von Schellbergs Haus erreicht. Traudchen öffnete, und da eben hallende Schritte die Annäherung von Vorübergehenden ankündeten, zog sie Reiner in den dunklen Flur, um unbeobachtet Abschied von ihm nehmen zu können. Der genossene Wein machte sie zärtlichkeitbedürftiger, als sie es sonst war.

Einen Augenblick hielten sich die beiden auf dem Flur umschlungen, während die Schritte auf der Straße näher kamen, dann erscholl plötzlich draußen ein Hülferuf und schreckte sie auseinander.

Der Schrei schien aus den Fenstern des Gerhardtschen Hauses herzukommen. Reiner war im Begriff hinauszueilen, aber das Mädchen hielt ihn bei der Hand fest.

Jetzt hörte man deutlich Gerhardts Stimme draußen.

„Ein Dieb, ein Dieb!" rief sie den Vorübergehenden zu. „Er ist übers Dach hier ins Nachbarhaus. Klopfen Sie bitte Schellbergs heraus."

„Die Thür ist offen," antwortete eine andere Stimme, die Reiner als diejenige des Tonius Pätz erkannte, „nur hinein."

Mehrere Personen näherten sich laut redend der Thür.

Traudchen wich tiefer in den Flur zurück. Sie flüchtete

auf die Treppe und höher. Ihre Hand hielt die Reiners fest umklammert; willenlos folgte er ihr.

Der zweite Absatz der Treppe war erreicht. Sie stieß eine Thür auf und zog, noch immer wortlos, ihren Begleiter sich nach. Schon hörte man die Eindringlinge auf der Treppe. Geräuschlos schloß sie die Thüre und schob den Riegel vor, dann erst ließ sie Reiners Hand los.

Athemlos lauschend standen beide in der Dunkelheit.

Das Hülfegeschrei und das Poltern der Verfolger im Hause hatte den alten Schellberg erweckt. Sein Rufen ward draußen vernehmbar und vielstimmige Antwort der Eingedrungenen. „Er muß noch oben sein, hinauf auf den Speicher.“

Man verlangte nach Licht und dann ging es wieder höher. Die Speicherthüre knarrte, das Stapfen vieler Füße über ihnen verriet den beiden Lauschenden, daß nun die Treppe frei sei.

„Ich will Licht machen,“ meinte das Mädchen leise. Es könnte auffallen, wenn ich bei dem Lärm ganz ruhig bliebe.“

„Ich kann wohl jetzt hinaus?“ sagte Reiner. Er suchte nach dem Thürgriff, konnte ihn aber in der Dunkelheit nicht finden.

„Es könnte Dich jemand sehen,“ flüsterte das Mädchen ein Streichholz anbrennend. „Bleibe noch hier.“

Sie zündete eine Kerze an.

„Ich will lieber jetzt versuchen, hinunter zu kommen.“

„Aber sie bat so flehentlich: „Nein bleibe hier. Wenn einer Dich sähe. — Ich lasse Dich nachher hinaus, wenn alles ruhig ist.“

Sie ergriff wieder seine Hand, nachdem sie den Domino abgeworfen. Mit glühenden Wangen stand sie vor ihm, ihre Augen redeten eine verführerische Sprache.

Reiner wurde schwach, er schlang den Arm um sie. Sie erwiderte seine Liebkosungen mit ungestümer Innigkeit.

„Aber ich muß mich zeigen, ich muß fragen, was der

Lärm im Hause bedeutet," sagte sie, „und dabei darf ich nicht so aussehen wie ich es thue." Sie griff in ihr Haar und zog die Nadeln heraus, die es hielten. Schwer fielen die gelösten Strähne über den Nacken hernieder.

Dann sah sie sich nach irgend etwas um, worin sie sich hüllen könne, um den Anschein zu erwecken, als sei sie in der That in ihrer Ruhe aufgestört worden.

Es war nur ein Augenblick, daß sie die glühenden Augen von Reiner abwendete, aber er genügte, diesen zur Besinnung zu bringen. Ein frostiges Gefühl ergriff ihn, als schwebe er in großer Gefahr, dann aber trat er mit ruhiger Entschlossenheit zur Thür und schob den Riegel zurück.

„Bleib hier, Reiner," hörte er noch einmal Traudchens bittende Stimme, aber schon hatte er die Thüre aufgerissen. Der Lichtschein der Kerze fiel auf den Flur hinaus und bestrahlte eine Gestalt, die mit verschränkten Armen der Thüre gegenüber am Treppengeländer lehnte.

„Du hast scheint's doch noch nicht genug," sagte Tonius mit höhnender Stimme.

Traudchen stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, dann schloß sie heftig ihre Kammerthüre.

„Was hast Du hinter mir drein zu spionieren?" begann Reiner mit nicht ganz fester Stimme. Die Uebergänge aus einer Situation in die andere waren zu plötzlich gewesen, als daß sie ihn nicht in eine gelinde Betäubung versetzt hätten.

„Suchst Du etwa jetzt noch Streit?" gegenfragte Tonius. „Du solltest froh sein, wenn ich still schweige."

„Wir werden uns später darüber auseinandersetzen," erwiderte Reiner heftig. Er wollte an dem Andern vorbei die Treppe hinuntersteigen.

„Sei kein Thor," raunte Tonius ihm zu. „Die Nachtwächter kommen, laß uns ruhig hinaufgehen, wir helfen auch den Spitzbuben fangen."

Reiner sah ein, daß es das Beste sei, diesem Rate zu folgen.

Die Speicher des alten Schellbergiſchen Hauſes waren geräumig und durch allerlei Verſchläge in verſchiedene Abteilungen getrennt. Ein Häuflein Leute ſtand in dem freien Mittelraum um den dicken Wirt verſammelt. Man hatte alle ſtaubigen Winkel durchſucht, ohne Erfolg. Einige der Anweſenden trugen die deutlichſten Spuren dieſer Thätigkeit an ihren Kleidern. Beſonders eifrig war der fette Kierkejaard auf der Verfolgung geweſen. Spinnweb hing ihm im Haar, Staub- und Kalkflecken bedeckten ſein Geſicht und ſeine Kleidung.

„Er iſt nicht hier hereingekommen," behauptete der fleißige Sucher mit großer Beſtimmtheit.

„Nein, das glaub' ich auch nicht. Wir hätten ihn gefunden, und wenn er ſo groß geweſen wäre, wie der Apoſtelnklotz," ulkte einer der Fremden.

„Vielleicht iſt er auf dem Speicher des Baumeiſters ſelbſt," meinte Schellberg.

„Oder er iſt nach der anderen Seite über das Dach des Nebenhauſes geklettert," miſchte ſich Tonius mit wichtiger Miene ins Geſpräch.

Ein Oberwächter, begleitet von einem ſeiner Untergebenen, betrat den Speicherraum.

„Hier iſt niemand gefunden worden," ſagte Schellberg, ihm entgegengehend. „Wenn er nicht noch draußen auf dem Dache ſitzt, dann weiß ich nicht, wo er geblieben ſein ſoll."

Der Beamte gab ſein Befremden über die Anzahl der verſammelten Perſonen zu erkennen. „Wo ſind denn die Leute alle hergekommen?"

„Wir wurden von dem Nebenhauſe angerufen, daß ein Dieb ſich über das Dach nach dieſem Hauſe geflüchtet habe. Da ſind wir hereingegangen, um ihn abzufaſſen," lautete die Auskunft.

„Hereingegangen, wo denn?" fragte der Wächter.

„Nun, bei der Thür herein."

„Alſo ſtand die offen?" fragte Schellberg und der Beamte gleichzeitig.

„Nein, wir sind natürlich durch die zuige Thür hineingegangen," erwiderte der Fremde, der schon vorher die ganze Sache als einen guten Spaß aufgefaßt hatte.

Das Auge des Gesetzes blickte ihn finster an, es machte aber auf den Gutgelaunten nicht den geringsten Eindruck.

„Ich hatte die Thür selbst verschlossen," sagte Schellberg. „Ich mache an solchen Tagen immer früh zu; denn ich habe nicht gern Schreierei und Prügelei in meinem Haus."

„Dann wird der Dieb wohl die Thür von innen aufgeschlossen haben und war schon hinaus, als Ihr hereinkamt," meinte der Wächter.

Dennoch machte er sich daran mit seinem Begleiter den Speicher und das Dach flüchtig abzusuchen. Es ergab sich nichts.

Darauf stellte der Beamte noch die Namen der Anwesenden fest. Als die Reihe an Kierkejaard kam, blickte er diesen mißtrauisch an. Der schmutzige Anzug mochte ihm auffallen.

„Haben Sie eine Legitimation bei sich?" fragte er.

Aber Schellberg legte sich ins Mittel, er kenne den Mann und Tonius raunte dem erstaunten Beamten zu, daß er den Schwager Gerhardts vor sich habe.

„Was ist denn eigentlich dem Baumeister gestohlen worden?" erkundigte sich Schellberg, als er mit dem Polizisten die Treppe hinunterstieg.

„Zeichnungen und Pläne, soviel ich ihn verstanden habe. Aber er wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Er war so aufgeregt, daß nichts mit ihm anzufangen war. Hoffentlich hat er sich jetzt beruhigt, ich muß ihm doch sagen, daß hier niemand gefunden worden ist."

An der Hausthür blieb der Wächter noch einmal stehen. „Am Ende ist die ganze Geschichte nur blinder Lärm." Damit verabschiedete er sich.

IV.

In der Familie Pätz hatten sich die Verhältnisse in den letzten Monaten auf unangenehme Weise zugespitzt.

Tonius, der, seit er mit Heinrich Schellberg in Verbindung stand, sich nicht mehr so abhängig vom Vater fühlte, hielt es nicht mehr für notwendig, zu Hause stets den Liebenswürdigen zu spielen, auch ergab er sich ganz seinem Hange zur Nachtschwärmerei, und oft schreckte er die Mutter aus dem Schlafe, wenn er zu schon früher Stunde heimkehrte. Aber er war ja und blieb auch ihr stets geliebter Tonius, und sie wußte sich selbst zu verhehlen, daß sie ihm zürne.

Aber einen Blitzableiter mußte sie haben für die sich stets in ihr sammelnden Gewittermassen, und da Joseph still vor sich hinlebte und jede Gelegenheit vermied, irgend etwas zu sagen, was zu einem Wortwechsel hätte Veranlassung geben können, so blieb Frau Trina niemand anders übrig, als ihr Mann, über den sie zuweilen die überfließende Schale ihres Zornes entleeren konnte.

Es thut einem gewissenhaften Geschichtsschreiber leid, sagen zu müssen, daß eine genaue und von ihrer Oberhoheit überzeugte Frau, wie es Trina nun einmal war, wirklich zuweilen Grund hatte, mit dem Betragen des alten Pätz unzufrieden zu sein.

Zwar fuhr er bei Tage nach wie vor mit seinem Eselkarren durch die Straßen, aber abends saß er, seit er Bauherr geworden, gern mit einigen Nachbarn, die durch

die Stadterweiterung sich zur gleichen Höhe emporgetragen sahen, in einer nahegelegenen Kneipe und ließ sich von den Bauhandwerkern und ähnlichen Leuten den Hof machen. Das war an und für sich schon eine unsinnige Idee von ihm, aber daß er darüber vergaß, nach der Uhr zu sehen, und daß er dann, glücklich zu Hause angelangt, für alle Vorwürfe Trinas nur ein blödes Lächeln hatte, daß er gar einschlief, ehe sie die Predigt beendet hatte über den Text ‚die Fresser aber und die Weinsäufer wird der Herr strafen', das, nein das konnte und konnte sie nicht dulden. Und als ihr gar noch hinterbracht wurde, daß er zuweilen Sechsundsechzig spiele, da brach sie in die klagenden Worte aus: „Vertrinken und verspielen wird er alles, was wir so mühsam zusammengespart haben. Es ist entsetzlich, solch leichtsinnige Fliege zum Manne zu haben."

Im Stillen aber beschloß sie, dieser Unsolidität ein Ende zu machen.

Sie hatte zu ihrem Vorhaben die letzte Karnevalnacht erwählt. Ihr guter Vorsatz wäre beinahe wie die meisten seiner Familie in die Brüche gegangen, als Pätz sie am Nachmittag aufforderte, mit in die Stadt zu gehen und sich den Trubel mit anzuschauen. Aber sie blieb standhaft und schlug das verlockende Anerbieten aus. Die Gelegenheit war zu günstig: Joseph war in Geschäften verreist und Tonius kam in der Karnevalnacht sicher nicht zu früh nach Hause, und sie mußte allein zu Hause sein, um ihr Vorhaben ausführen zu können.

Pätz ahnte nicht, was seine Alte zu Hause hielt, er lachte nur, als sie sich weigerte, mit ihm auszugehen, und er nickte nur gleichgültig mit dem Kopfe, als sie ihn heuchlerisch bat, nicht so spät nach Hause zu kommen.

Sie wußte wohl, daß er dieser Bitte nicht entsprechen würde. Sie wußte es nur zu genau; denn er war ja eine leichtsinnige Fliege.

Zehn Uhr war es am Abend, da schloß sie die Thüren des Hauses, ein schadenfrohes Lächeln glitt dabei über ihre

Züge. „So," sagte sie, „und aufgemacht wird ihm unter keinen Umständen." Dann stieg sie nach ihrem Schlafzimmer empor und ging mit einem großen Vorsatz im Herzen zur Ruhe.

Es hatte Eins von den Türmen der nahegelegenen Gereonskirche geschlagen, als Pätz in heiterer Stimmung sich seiner Wohnung näherte. Er erwog in seinem Sinne eben, ob er sich nicht noch einen Hausschlüssel machen lassen solle; denn den einen verwahrte seine Frau und von dem andern hatte Tonius dauernden Besitz ergriffen. Angenehm war es doch am Ende auch nicht, wenn er, wie heute, spät nach Hause kam und jedesmal erst Trina aus dem Schlafe klopfen mußte. Aber diese Ueberlegungen konnten für den Augenblick nicht recht fruchten: Heute mußte er noch klopfen. — Und so klopfte er. —

Erst vorsichtig, um Trina nicht zu erschrecken, dann lauter, da sie nicht wach wurde, endlich bearbeitete er mit beiden Fäusten die Thür, ja er nahm die Füße noch zu Hülfe.

Im Hause regte sich nichts, aber in der Nachbarschaft fingen die Hunde an zu bellen, und ein Fenster öffnete sich, aus dem irgend eine Stimme den Zorn des Himmels und der städtischen Nachtwächter über den Ruhestörer herbeiwünschte.

Pätz gab seine Versuche auf. Sie schläft heute fest, dachte er, sie wird sich selbst zu Fastnacht einen Tropfen gegönnt haben. Na sehen wir einmal, ob wir hinten etwas erreichen.

Er kletterte durch den Neubau, der sich an Stelle der früheren Einfahrt erhob, und ging zur Hinterthüre. Kaum hatte er den ersten Schlag gegen diese geführt, als sich über ihm ein Fenster öffnete, — und Frau Trina im weißen Nachtgewande sichtbar wurde.

„Wer ist da?" rief sie mit heller Stimme.

„Wer wird es sein?" brummte Pätz etwas empört. „Ich bin's. Wirf mir mal den Schlüssel herunter."

„Fällt mir garnicht ein," erwiderte die aufs heftigste gereizte Gattin. „Kannst Du nicht zur rechten Zeit zu Hause sein?" Und nun schilderte sie ihn sich selbst in beredten Worten. Sie vergaß weder seiner Schwäche für den Schnaps noch seiner grauen Haare, weder seines Schnupfens noch des Sechsundsechzigspielens Erwähnung zu thun. Sie zeigte sich erfinderisch in der Bildung neuer Namen, die ihm meistens gleich zwei bis vier Laster auf einmal zum Vorwurf machten. Und jeden Abschnitt, den sie in ihrer Rede machte, bezeichnete sie durch die wirkungsvolle Phrase: „Geh' doch dahin zurück, wo Du hergekommen bist!"

Dieser Aufforderung nachzukommen, empfand Pätz einige Lust, nur wußte er leider zu genau, daß die Kneipe, aus der er kam, jetzt geschlossen war. Er ließ also den ganzen Redeschwall über sich ergehen, ohne eigentlich zu wissen, was er beginnen solle, wenn seine geliebte Ehehälfte ihm wirklich das Haus verschlossen halte. Schließlich gab ihm eine der immer noch mit zehn Frühlingskraft ihrem Munde entsprießenden Redeblüten eine Idee ein.

„Wenn ich ein Kerl wäre wie Du," rief sie, „ich hätte mich schon längst aufgehangen."

„Das kann ich ja auch thun," schrie er in voller Empörung zurück. „Und weil es doch zu schade wäre für den Strick, so will ich mich da im Pütz ersäufen."

„Ja thu' das nur, was zu saufen muß es ja doch sein," lachte sie höhnisch.

Er schlich sich an den Steinhaufen vorbei, die des Baues halber auf dem Hofe aufgeschichtet waren, faßte einen Klumpen zusammengeschmolzene Ziegel und ging nach dem Ziehbrunnen.

„Willst Du mir aufmachen?" rief er nach dem Hause hinüber.

„Das fällt mir garnicht ein!" triumphierte Trina.

„Dann will ich Dich von mir befreien, Du sollst mit einem so schlechten Hunde nicht mehr länger zusammen leben."

Damit ließ er den Steinklumpen in den Brunnen fallen. Klatschend schlug der schwere Körper im Wasser auf.

„Jesus, Maria, Joseph!“ kreischte Frau Trina auf, und selbst die alte Riren, die bisher den Verhandlungen vom oberen Stockwerk aus mit stummem Behagen zugehört hatte, konnte einen leisen Laut der Ueberraschung nicht unterdrücken.

Frau Trina war vom Fenster verschwunden, einen Augenblick darauf schoß sie schon aus der Hinterthür hervor. Wie ein weißes Gespenst flog sie über den Hof und kauerte am Brunnen nieder und rief voll Zärtlichkeit hinab: „Pätz, lieber Mann.“

Sie hätte als Illustration dienen können zu den Worten aus dem „Taucher“:

„Da beugt sich's hinunter mit liebendem Blick,“

nur daß man sich die Königstochter in der Regel etwas weniger völlig vorstellt.

Aber jäh ward die Entsetzte aus ihrem Lauschen aufgeschreckt, als jetzt die Hofthür krachend zugeworfen wurde, und sich der Schlüssel im Schlosse drehte.

Wie versteinert stand sie da, bis in dem noch immer offenen Fenster ihres Schlafzimmers Pätz erschien und ihr freundlich zurief, ob sie nicht fürchte, sich zu erkälten, daß sie in so leichter Kleidung eine Februarnacht im Freien zubringen wolle.

Es war eine unangenehme Lage für Trina. Es fror sie, und doch wollte sie ihn nicht um Einlaß bitten, ihren Gauner von Mann. Sie fürchtete sich etwas zu vergeben. Wie sollte sie je die absolute Herrschaft wieder über ihn gewinnen, wenn sie jetzt um Erbarmen betteln mußte.

Pätz ließ es an höhnischen Betrachtungen nicht fehlen, und in Trinas Busen kämpften Herrscherstolz und Kälte einen so schweren Kampf, wie vielleicht in Kaiser Heinrichs Busen weiland auf dem Schloßhofe der Gräfin Mathilde.

Aber ihr sollte das Furchtbarste erspart bleiben, sie sollte sich nicht wie jener demütigen müssen. Sie hörte

mit Entzücken, wie jemand von der Straße her das Haus betrat. Es war Tonius.

„Gute Nacht, Kierkejaard," rief er, schon im Hausflur stehend. „Kommt gut nach Hause und verthut das Geld nicht all unterwegs."

Mit bebender Hand pochte Trina an die Thüre. Erstaunt ließ Tonius sie herein.

„Wie kommst Du denn im Hemd auf den Hof," wollte er fragen, aber sie eilte an ihm vorbei die Treppe hinauf, und, ohne über das Ereignis Klarheit erlangt zu haben, mußte Tonius sich zur Ruhe verfügen. — —

Der Morgen graute. Fahl fiel sein Licht auf die fahlen Gesichter überspäter Wanderer. Hier und da eilte noch eine Person im Maskenanzuge durch die Straßen, scheu an den Häusern vorbei glitt ihr unsicherer Schritt; Nachrausch und schon beginnender Katzenjammer blinzelten aus ihren Augen ins nüchterne Tageslicht. Die Straßen selbst, mit bunten Papierfetzen, zerrissenen Bändern und Fächern und mit andern Ueberbleibseln des Narrenfestes bedeckt, boten einen widerlichen Anblick, als Joseph zu früher Stunde den Bahnhof verließ und den Weg zur elterlichen Wohnung einschlug.

Er hatte schon die Wallstraße erreicht, als ein seltsames Bild seine Blicke auf sich lenkte.

An der Wand eines Schuppens, den die Arbeiter auf dem angeschütteten Grund zur Bergung ihres Werkzeuges errichtet hatten, kauerte auf einem großen Steine eine zusammengesunkene Frauengestalt. Ein rotes, abgetragenes Sammetkleid hing unordentlich um ihren mageren Körper, ein mit buntem Aufputz versehener Strohhut lag im Staube zu ihren Füßen. Ihr Haar hatte sich gelöst, eine schwere schwarze, halbaufgegangene Flechte floß über die Schulter bis in den Schoß hernieder. Die Hände vor den Knieen ineinandergefalten, das bleiche Gesicht halb erhoben, starrte das Weib unbeweglich mit dunkeln Augen in unbegrenzte Ferne.

Josephs Schritt verlangsamte sich unwillkürlich. Diese Figur unter dem bleigrauen Winterhimmel machte in ihrer eigenartigen trüben Harmonie selbst auf sein für derartiges ungeübtes Auge einigen Eindruck. „Aschermittwoch", mußte er denken.

Sein Weg führte ihn dicht an der Sitzenden vorüber, seine Schritte erweckten sie aus ihrem Sinnen. Sie wendete ihm langsam das Gesicht zu und erhob sich.

„Mein Herr, verzeihen Sie, wenn ich Sie belästige," begann sie mit müder Stimme. „Sind Sie bekannt in dieser Gegend?"

Joseph bejahte.

„So können Sie mir vielleicht sagen, ob hier eine Frau Riren wohnt."

Joseph sah erstaunt in das blasse Gesicht, in die dunklen, großen Augen, die in ängstlicher Spannung zu ihm aufschauten. Alle Glut, alles Leben schien sich in diese unergründlich tiefen Höhlen geflüchtet zu haben, während Winter und Starrheit die Wangen mit der Farbe des Schnees zeichneten, und die bläulichen Lippen Kälte zu atmen schienen. Was dem blöden Jungen bei den blühenden Wangen anderer, bei ihrem frischroten Mund nicht aufgefallen war, das ergriff ihn jetzt plötzlich, als er in dies Antlitz sah, in dem doch Leid und Verzweiflung ihre Spuren zurückgelassen, die Macht weiblicher Schönheit.

Sie blendete Joseph förmlich, und verwischte ihm alle widrigen Eindrücke, die er vorher von der Erscheinung des Mädchens gehabt hatte.

Es dauerte einen Augenblick, bis er entgegnete: „Ich kenne die Frau Riren. Ich kann Ihnen auch ihre Wohnung zeigen," und mit einiger Teilnahme fügte er hinzu: „Sie wissen wohl, daß diese Frau ein sonderbares Gewerbe treibt?"

„Ich muß mit ihr sprechen, so bald als möglich, bitte zeigen Sie mir das Haus."

„Recht gerne, kommen Sie nur mit," sagte Joseph

weitergehend. „Aber glauben Sie denn wirklich," fuhr er nach einer Pause fort, „daß solch ein altes Weib klüger ist als Sie und mehr von Ihrer Zukunft wissen könnte? Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben dürfte, wäre es der, nicht zu ihr zu gehen. Solche Prophezeiungen, so unschuldig sie auch an sich sein mögen, können einen doch möglicher Weise zu einem Schritte bestimmen, der in seinen Folgen verhängnisvoll wird."

Das Mädchen schien nicht geneigt, auf das begonnene Gespräch einzugehen. Es blickte trüb vor sich hin.

Joseph aber blieb hartnäckig.

„Oder vertrauen Sie vielleicht dem Zufall, der die Karten mischt. Das ist doch ganz unsinnig. Wer giebt Ihnen am Ende die Sicherheit, daß die Niren das, was in den Karten stünde, richtig auslegt."

Jetzt sah sie ihn einen Augenblick von der Seite an. Dann erklärte sie: „Ich gehe nicht darum zu ihr."

„Was wollen Sie denn aber von dem ekelhaften Weibe?" hätte Joseph fast gefragt. Er fürchtete, daß sie seine Teilnahme für müßige Neugier halten könne und schwieg.

Sie hatten das Haus erreicht.

„Treten Sie nur ein, die Alte wohnt hier auf der zweiten Etage," sagte Joseph.

Sie dankte, als er ihr aber nachging ins Haus, blieb sie verletzt stehen.

„Was wünschen Sie weiter, mein Herr?" sagte sie stolz. „Was veranlaßt Sie, mir zu folgen?"

Joseph beruhigte sie mit der Erklärung, daß er selbst auch in diesem Hause wohne.

„Dann verzeihen Sie mir."

Es erschien dem jungen Mann, als habe sie Miene gemacht, ihm die Hand zu reichen. Ganz sicher konnte er seiner Sache nicht sein; denn der Flur war dunkel, aber er überwand seine Schüchternheit und ergriff ihre Hand. Er fühlte einen leichten Druck, dann huschte das Mädchen die Treppe hinauf. —

Die Riren hatte soeben Kaffee gemahlen und schüttete mit behaglichem Schmunzeln den letzten Rest des braunen Pulvers aus der Schublade in den braunen weitbauchigen Topf, als sich ein schüchternes Klopfen an der Thüre vernehmen ließ.

So früh, das kann nur die Frau Pätz sein. Die Geschichte diese Nacht muß sie krank gemacht haben. Sie klopft doch sonst resoluter an.

Geräuschlos rutschte sie in ihren weiten Zeugschlappen nach der Thür und öffnete.

Eine weibliche Gestalt stand draußen im Flur.

„Kommen Sie nur herein," sagte die Riren. Die Besucherin folgte der Einladung, blieb aber an der Thüre stehen.

„Was wünschen Sie?" erkundigte sich die Alte, stechende Blicke auf das abgetragene Kleid des Mädchens richtend, doch als dieses nichts erwiderte, begann sie sorgfältiger das Gesicht zu prüfen.

„Jesus!" rief sie aus. „Das ist — Du bist's Johanna?"

„Ich bin's," sagte das Mädchen, ohne sich vom Fleck zu rühren.

Die Alte schien im höchsten Grade überrascht. Ihr wortreicher Mund verstummte, und sie setzte sich, ohne Erheben der Arme zum Himmel oder sonst irgend eine theatralische Gebärde, wie übermannt auf einen Stuhl.

Es war ein banger Augenblick. Unheimliche Stille herrschte im Zimmer, nur das Ticktack der alten Wanduhr klang hart und seelenlos durch den Raum. Der Tochter, die nach langer Abwesenheit zu ihrer Mutter zurückkam und einen solchen Empfang fand, dünkte es, als höre sie das Herz der Mutter schlagen, so gleichmäßig, so nur für sich. —

„Was willst Du hier?" unterbrach endlich die Riren das peinliche Schweigen.

„Ich wollte Dich aufsuchen."

„Nachdem Dir das liederliche Leben nicht mehr gefällt, möchtest Du meine warme Stube teilen und von dem zehren, was ich mühsam zusammengearbeitet habe.“ Die Stimme der Alten klang giftig, wie die eines gereizten Köters.

„Mutter nimm mich auf, verstoß' mich nicht,“ flehte das Mädchen inbrünstig. Aber nur einen Augenblick verriet sich ihre heftige Erregung, schon die nächsten Worte kamen wieder mit müder, tonloser Stimme aus ihrer Brust herauf, ohne von einer Bewegung ihres Körpers oder der Gesichtszüge unterstützt zu werden. „Es giebt keine andere Zuflucht mehr für mich.“

„Jetzt bin ich Dir gut genug, jetzt kannst Du Mutter sagen,“ keifte die Alte. „Nein daraus wird nichts, daß Du Dich hier gesund ißt und dann wieder durchgehst. Wende Dich an Deinen Bruder Karl, vielleicht hat der was für Dich übrig.“

„Ich sah ihn gestern Abend,“ entgegnete Johanna, „er verbarg das Gesicht vor mir, er will nichts von mir wissen.“

„Natürlich nicht,“ grollte die Nixen. „Er kennt auch mich nicht, seine eigene Mutter. Und was ist er denn? Ein Habenichts, ein Faulenzer, dem die Leute aus Gnade und Barmherzigkeit Flickarbeiten geben. Wenn er selbst nichts von Dir wissen will, Du Dirne, was soll ich mich denn mit Dir einlassen?“

Noch einmal flackerte ein Fünkchen von Energie in dem unglücklichen Mädchen auf. „Du treibst mich fort?“ rief sie. „Du treibst mich ins Wasser.“

„Was kümmert's mich, wohin Du gehst?“ sagte hart die Alte.

„Ins Wasser, ins Wasser,“ stammelte die Erschöpfte, ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Es ist so weit — und ich bin so müde, so müde.“

Ihre Kraft versagte, sie sank zusammen.

„So müde,“ hauchte sie noch einmal, und ihr entkräfteter Körper lag am Boden ausgestreckt.

„Nichts als Verdruß und Aerger hat man," grollte die Riren. „Steh auf, Dirne, heh."

Aber es half kein Schütteln, der Körper des Mädchens lag starr und steif.

Wenn sie tot wäre? — Es durchschauerte die unempfindliche Mutter doch wie Fieberfrösteln. Sie holte ein Glas Wasser und netzte die Schläfen der Ohnmächtigen. Langsam kam wieder Leben in die Bewußtlose. Aber, zu schwach zum Sprechen und Danken, ließ sie sich willenlos von der Mutter zum Bette führen; auf dasselbe hingesunken lag sie ruhig da, die offenen Augen ausdrucklos nach der Zimmerdecke gerichtet.

Das Schweigen war Frau Riren unheimlich und so begleitete sie jede ihrer Handlungen mit halblauten Worten, Verwünschungen und Vorwürfen. Als sie aber sah, daß das alles keinen Eindruck auf die zum Tode ermattete Tochter machte, fiel ihr endlich ein, in welcher angenehmen Beschäftigung sie von dieser unterbrochen worden war. Das Wasser brodelte und dampfte in dem kleinen Kessel über der Spritflamme. Sie ging hin und schüttete es in den braunen Topf, würzig stieg ihr der Duft des Kaffees in die Nase.

Die Pforte der Augen und der Ohren hatte sie vorsichtiger Weise verschlossen, durch diese drang keine Bitte an ihr Gemüt, aber an die Nase hatte sie nicht gedacht, und so mußte das Mitgefühl den Weg zu ihrem Herzen durch die Nase nehmen.

Sie füllte eine große Thontasse mit dem braunen Getränk und trug sie ans Bett. Sie war der Schwachen sogar behülflich den Kopf zu erheben, und es regte sich in ihr etwas wie Freude, als der nervenerregende Trank auch hier seine Wirkung that.

Die bleichen Wangen überflog ein Hauch von Röte, die starren Augen belebten sich, und ein Schluchzen erschütterte den mageren Körper.

„Es wird bald besser sein," sagte die Riren. „Es

war das erste mitleidvolle Wort, das sie zu ihrer Tochter sprach. Dann ging sie zum Tisch zurück, strich ein Weißbrödchen mit Butter und reichte es dem Mädchen, aus dessen Augen jetzt mit Gewalt ein Thränenquell hervorbrach. Darauf setzte sie sich selbst an den Tisch und stärkte sich gleichfalls an dem heißen Trank und dem Brode.

„Ja, eine Tasse Kaffee ist etwas Vorzügliches," sagte sie zwischen dem Kauen. „Das macht gleich einen ganz andern Menschen aus einem. Solch ein Schreck auf nüchternen Magen, der kann einen ganz aus dem Gleichgewicht bringen. — Wenn man gegessen und getrunken hat, sieht die Sache gleich ganz anders aus. — Der Magen ist so mächtig wie irgend etwas anderes auch."

Während die Mutter solchermaßen monologisierte, lag die Tochter essend und weinend auf dem Bett. Endlich richtete sie sich auf und setzte sich auf das Lager hin.

„Das hat mir gut gethan," sagte sie einfach.

Die Riren nickte. „Das will ich meinen." Aber sie vermied es, nach ihrem Kinde hinzusehen.

Johanna sammelte ihre Gedanken.

„Ich will Dich in Deiner Gemütlichkeit nicht stören, Mutter," sagte sie entschlossen. „Aber behalte mich ein paar Tage hier. Ich habe noch etwas Geld, ich will es Dir gerne geben, damit ich Dir nicht zu lästig werde. Sie holte eine Hand voll kleiner Münze aus ihrer Kleidertasche.

Jetzt sah die Riren auf, ja sie kam sogar zu ihr, das Geld in Empfang zu nehmen und begann sofort, es auf der Tischkante zu zählen.

„Es ist nicht viel," fuhr die Tochter unterdes fort. „Ich habe es in den Karnevaltagen zusammengebettelt. Aber ich will das nicht mehr, dies Leben, das Betteln und das andere, o, lieber tot, lieber tot!"

Sie stieg vom Bette herab und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Ich will arbeiten, in einem Geschäft, oder nähen,

oder waſchen, irgend eine Stelle wird ſich finden, muß ſich finden. Wenn ein Gott im Himmel iſt, ſo muß er ſich meiner erbarmen; ich habe ja den feſten Willen jetzt, das Rechte zu thun. Und noch iſt es nicht zu ſpät. — Nicht wahr, Mutter, noch iſt es nicht zu ſpät?"

Es lag etwas rührend Kindliches in dieſer Frage. Aber Frau Riren hatte ſich vorhin faſt rühren laſſen, zweimal an einem Tage konnte ſie ſich eine ſolche unein=trägliche Gemütsbewegung nicht geſtatten.

„Ich kann das unmöglich wiſſen," ſagte ſie achſel=zuckend. „Ich weiß nicht, was Du ſchon alles ange=fangen haſt."

„So ſollſt Du es von mir hören," ſagte die Tochter mit feſtem Entſchluß. „Wenn Du mich losſprechen kannſt, ſo wird es auch Gott können. — Du weißt doch, daß ich in Aachen in der Muſikſchule war?"

„Ich weiß nichts, als daß Ihr mir beide fortgelaufen ſeid, Du und Dein ſauberer Bruder Karl," unterbrach die Riren.

„Und warſt Du nicht ſelbſt froh, daß Du uns los warſt? Hat Riren nicht oft genug unſeretwegen Dich ausgeſchimpft, und wie hat er uns mißhandelt. Nein Mutter, das war unerträglich."

Die Alte goß ſich den Reſt aus der Kaffeekanne in ihre Taſſe und drehte ſie zwiſchen den Händen. „Er war ein roher Mann," nickte ſie, „der ſchlimmſte von allen dreien."

„Karl konnte ſich ſchon ſelbſt helfen, er war in der Lehre, aber ich wußte nichts anzufangen. Du weißt doch, daß ich zum reichen Onkel Lenz ging, ich habe es Dir ja geſchrieben."

„Das war gerade das Richtige, zu dem Geizhals," brummte die Alte.

„Er mag ſonſt ſein, wie er will," ſagte das junge Mädchen, mir hat er ſich wohlthätig erwieſen. In ſeinem Hauſe wollte er mich nicht dulden; aber er ſorgte doch für

mein Unterkommen in Aachen. Ich besuchte die Musikschule, das bezahlte er, ich sollte mich zur Gesanglehrerin ausbilden. — Und jetzt —"

Sie schauerte fröstelnd zusammen und setzte sich wieder auf das Bett nieder.

„Weißt Du, wie's gekommen ist, das war so einfach. Ich kann's so mit ein paar Worten erzählen, und doch wie ich's erlebte, wie ich's so eins nach dem andern durchkostete, Glück, Sünde, Reue und Verzweiflung, da war's eine endlos lange Geschichte. Bei der Frau, in deren Hause ich war, wohnten auch immer Studenten. Sie waren alle sehr frei und wurden auch zuweilen unverschämt, aber es hätte nichts auf sich gehabt, wenn mir nicht der eine von ihnen gefallen hätte. Wie er das erst gemerkt hatte, da war das Unglück schon geschehen. Er spielte den Verliebten. O, was er mir vorgelogen hat von seiner Liebe, und ich, ich war eine Gans und glaubte es. Wenn das nicht gewesen wäre, das eine. Ich weiß nicht, Mutter, ob Du das verstehst; aber ich hatte ihn wirklich lieb. Ich konnte ihn halten und an mich pressen und küssen, daß mir der Atem verging — und jetzt, wenn ich ihn jetzt hätte, ich wollte ihn pressen so, so. Erwürgen wollte ich ihn, erwürgen."

Unheimlich funkelten ihre Augen in dem wachsbleichen Gesicht, es dauerte eine Weile, bis sie ruhiger fortfuhr:

„Er überredete mich, mit ihm nach Holland zu gehen, er hatte damals Geld, mir sagte er, daß er reicher Eltern Kind sei, und daß er mich heiraten werde. Aber nach zwei Monaten war sein Geld und auch seine Liebe fort —, und eines schönen Tages er selbst auch. —"

Sie machte wieder eine Pause und legte sich von neuem ermattet in die Kissen zurück.

„Wie bist Du weiter gekommen?" fragte die Alte.

„Es war eine furchtbare Zeit," sagte das Mädchen leise. „Erst hatte ich noch etwas zu versetzen, Kleinigkeiten nur, es reichte nicht lange. Dann fing ich in einem

Tingeltangel. Das war das Schrecklichste. Ich gefiel nicht, ich war nicht frech genug, ich schämte mich auch noch. — Und dann zog ich mit einem alten Mann herum, lange, lange. In allen Städten, allen Dörfern kehrten wir in den schmutzigsten Kneipen ein, ah, wir fanden unser Brod dabei, aber ich hätte manchmal lieber gehungert. Nicht zurück in das Leben Mutter, nicht dahin zurück, lieber tot."

Ermüdet schloß die Erzählerin die Augen.

„Hast Du denn nichts mehr von dem reichen Onkel gehört?" fragte die Riren.

Das Mädchen schüttelte nur stumm den Kopf.

Die Alte sann nach.

„Lebt er denn immer noch?" fragte sie endlich; aber die Erschöpfte war eingeschlummert. Langsam hob und senkte sich ihre Brust, ein Zug des Friedens lag auf ihrem feuchten Gesicht.

Die Riren überlegte von neuem. Sie wußte, daß ihre Kinder aus zweiter Ehe, Karl und Johanna Lenz, Aussicht hatten, wenigstens einen Teil des großen Vermögens zu ererben, das der kinderlose Bruder ihres Vaters hinterlassen würde. Sie konnte vielleicht hoffen, wenn sie Johanna jetzt bei sich aufnehme, später selbst Nutzen von dieser Erbschaft zu haben.

Sie soll arbeiten, sie kann soviel verdienen, wie sie braucht, und vielleicht auch mehr, und doch muß sie mir zu Dank verpflichtet sein, wenn ich sie jetzt aufnehme. Das ungefähr waren die Erwägungen, nach denen die Mutter über das Schicksal ihres verzweifelten Kindes entschied. —

„Und denkt Euch nur, was passiert ist," sagte Trina, als die ganze Familie zum Mittagessen versammelt war. Die Neuigkeit, die sie soeben von Frau Riren erfahren, brannte ihr auf der Zunge.

Der alte Pätz stocherte mit seiner Gabel in dem Stockfisch herum.

„Wir wissen's," lachte er, „und die Kinder erfahren es am besten garnicht." Er sagte das halb trotzig und halb

ängstlich; denn er war jetzt bei nüchternen Sinnen garnicht so ganz erbaut von seiner nächtlichen Unternehmung. Wenn ihn der Stolz kitzelte, seiner Frau einmal einen Possen gespielt zu haben, so dämpfte die Furcht vor ihrer Rache diesen Stolz alsbald wieder.

Trina begnügte sich damit, ihm für seine unpassende Bemerkung einen Blick zuzuwerfen, der seinen Stockfisch mürbe gemacht hätte, wäre er auf diesen gefallen.

„Nein wirklich," sagte sie, „wer sich hätte sowas träumen lassen," und dann hielt sie wieder inne; denn sie wollte ihre Nachricht nicht an ein undankbares Publikum verschwenden. Sie suchte erst Stimmung dafür zu machen.

„Was ist denn aber los?" fragte das gebeugte Familienhaupt.

Und auch Tonius fühlte sich bemüßigt aufzufordern: „Schieß nur los."

„Ich war ganz überrascht," sagte sie, bestrebt die Spannung zu erhöhen. „Was denkt Ihr wohl, wer bei der Riren ist?"

Der Alte schüttelte den Kopf, er hatte gefragt, jetzt hätte sie antworten können, aber wenn er auch Trinas Hoffnung zu Schanden machte, so hatte diese dafür den Triumph, die Neugier ihres stillen Sohnes Joseph erregt zu haben; denn dieser erhob plötzlich das Gesicht und fragte mit offenbarem Interesse:

„Nun, ein junges Mädchen ist bei ihr, wer ist es denn eigentlich?"

„Ihre Tochter ist's," platzte, durch die Wißbegier ihres Jüngsten selbst verblüfft, Frau Trina heraus. „Ihre Tochter von ihrem zweiten Mann."

Joseph sah vor sich auf den Teller nieder, ihm war, als müßten aller Augen auf ihn gerichtet sein. Er stammelte:

„Ich sah sie heute morgen hinaufgehen, sie sah recht kränklich aus."

„Johanna Lenz heißt sie," fuhr die Mutter fort, ohne darauf zu achten, daß Tonius plötzlich die Gabel entfiel und er unterm Tisch danach suchen mußte. „Ihr Vater war der Lenz, der immer die Karnevalsgedichte gemacht hat und in allen Gesellschaften war. Es lebt auch noch ein Onkel, das muß ein wunderlicher Heiliger sein. Geld soll er haben wie Heu, das hat er als Seeräuber oder Eisenbahnaktionär in Amerika verdient, aber er kümmert sich garnicht um die Familie. Und ihr Bruder, der wohnt ja auch hier in Köln."

„Den kenn' ich, er ist auch ein verrücktes Subjekt," sagte Tonius jetzt; seine Stimme klang nur wenig gezwungen. „Wie ist es denn mit der Tochter, wird sie bei der Alten bleiben?"

„Es scheint so," meinte Trina, und dann vertiefte sie sich mit Pätz in eine längere Erörterung, ob dies nicht ein Grund sei, Frau Niren zu steigern, da die Zimmer an eine einzelne Frau vermietet worden seien.

Es war ein wahres Glück für die Ruhe Mutter Trinas, wenn sie es nicht als eine Folge dieses Gesprächs erkannte, daß in den nächsten Wochen Tonius noch weniger zu Hause war als gewöhnlich, während Joseph plötzlich allerlei Geschäfte hatte, die ihn im Hause selbst festhielten. Sonst hatte er dasselbe außer zu den Mahlzeiten und zum Schlafen kaum noch betreten, jetzt interessierten ihn auf einmal die Vorräte des Altkäufergeschäftes, das er früher ganz und gar verachtet hatte.

Es kam bei diesem Interesse auch herzlich wenig heraus, wenigstens dachte Mutter Trina so. Er selbst, Joseph, mochte wohl anderer Meinung sein; denn er machte jedes Mal ein sehr zufriedenes Gesicht, wenn es ihm gelungen war, mit Johanna Lenz im Flur zusammenzutreffen. Gewöhnlich waren es nur einige freundliche Worte, die er mit ihr wechselte, einmal aber, da er ihr wieder unter der ewigen Lampe begegnete, blieb sie bei ihm stehen und erkundigte sich, wie denn sein Bruder Tonius aussehe. Als Joseph

darauf nicht gleich wußte, was er erwidern solle, beschrieb sie selbst den jungen Herrn auf's genaueste.

„Gewiß, das ist er," sagte Joseph verwundert.

„So sagen Sie ihm," rief sie heftig, „daß er sich vor mir in Acht nehmen solle."

„Sie kennen ihn also?" fragte er dagegen.

„Ich kenne ihn nicht mehr," erwiderte sie. „Und als ich ihn kannte, kannte ich ihn nicht recht."

Das war für Joseph sehr dunkel und unverständlich, er ersuchte sie um Aufklärung, doch weigerte sie sich, eine solche zu geben.

Indessen verfuhr sie nicht ganz so unfreundlich mit ihm, wie einst die Thebaische Sphinx mit den Leuten verfuhr, die zu wenig Graps hatten, ihre vertrackten Rätsel zu lösen, sie stürzte ihn in keinerlei Abgrund, sondern sie sah ihn recht freundlich an und sagte: „Sie sind nicht wie Ihr Bruder."

„Nein, durchaus nicht," gestand er ehrlich.

„Das freut mich für Sie," meinte sie mit einem entzückenden Lächeln.

Wie wohl ihm das that. Sonst hieß es immer: Ja, wenn Du der Tonius wärst, — und jetzt diese Worte.

Er ergriff in der Freude seines Herzens wieder ihre Hand, wie er es schon einmal gethan, und sie ließ ihm die Hand und sprach von ihren Plänen, daß sie Arbeit suche, daß sie eine Beschäftigung finden müsse, sich zu ernähren, da sie ihrer Mutter nicht zur Last fallen dürfe.

Von diesem Zeitpunkt ab stellte Joseph bei allen Geschäftsleuten, mit denen er verkehrte, stets die Frage, ob sie wohl die Tochter der Frau Riren in angemessener Weise beschäftigen könnten, und er wunderte sich, daß es so wenig Stellungen gebe, die für ein nicht ganz gewöhnliches Mädchen sich eigneten.

V.

Im Hofe an Schellbergs Hause hielt der Karren des alten Pätz.

Pitter, der Esel, hing ausruhend den großen Kopf fast bis zur Erde herab und schaute philosophischen Blicks in das Treiben des Hühnervolkes, das sich vor ihm auf dem Dünger tummelte, eifrig scharrend und pickend. — So schaut der Weise ins Treiben begieriger Schüler, die sich bemühen, aus dem Wust überlieferter Gelehrsamkeit die wenigen nahrhaften Körner hervorzusuchen. —

Eine Schaar Kinder war mit dem Fuhrwerk von der Straße hereingekommen, angelockt durch die bunten Fähnchen und Papierräder, die sich an langen Stöcken hurtig im Winde drehten. Neidische Blicke fielen auf ein kleines Mädchen, das sich mit einer Schürze voll Lappen dem Alten nahte und nun zur Wahl zugelassen ward. Zweifelnd glitten seine Augen über die verschiedenen Kostbarkeiten. Ungewiß griff seine Hand nach dem Johannisbrod, das Pätz aus dem kleinen Kasten vorne am Wagen hervorgeholt hatte.

„Zu einer Fahne ist es nicht genug," sagte der Alte auf die hervorgestotterte Frage der Kleinen; aber da er bemerkte, daß das Kind nicht ganz mit dem Handel zufrieden war, opferte er noch eine dünne Lakritzstange.

Ein kleiner Bursche in Stulpstiefeln, doppelt so groß als seine Füße, schaute dem davoneilenden Mädchen mit begierigen Blicken nach.

„Gieb mir auch was," sagte er zu Pätz. Der aber gab ihm nichts als den guten Rat, zu seiner Mutter zu gehen und sich einige Knochen oder Flicken zu erbitten, damit solle er wiederkommen, dann lasse sich weiter über die Sache sprechen.

Als Pätz gewahr wurde, daß eine Geschäftsverbindung mit einem der andern Kinder nicht anzuknüpfen sei, da sie nur Lumpen auf dem Leibe aber nicht in den Händen trugen, scheuchte er sie vom Hofe, damit nicht eins von ihnen sich an den vielbegehrten Tauschartikeln vergreifen möge, und schritt dann an den Stallungen vorbei nach einer offenen Thür, aus der eine blaue Dampfwolke sich auf den Hof wälzte. Ein scharfer Seifengeruch verriet die Waschküche. Dichter Nebel füllte den Raum; wenn der Zug den Qualm auseinandertrieb, so tauchten Bütten und weiße Tücher, Seifenschaum und nackte rote Frauenarme auf.

„Wie ist's mit den Abfällen?" fragte Pätz in den Nebel hinein.

„Ich komme schon," antwortete eine Stimme, und eine Mädchengestalt entrang sich dem wallenden Gewölk. Sie eilte nach vorne, um den Vorrat an Knochen und Lumpen herbeizuholen, der nach altem Brauch der Magd des Hauses gehörte.

Auch Traudchen trat aus der Waschküche auf den Hof.

„Ihr habt gutes Wetter zur Wäsche," begann Pätz redselig. „So früh im Jahr bekommt man sonst leicht kalte Finger."

„Man muß zufrieden sein," meinte Traudchen, die runden Arme mit der Schürze trocknend.

„Wie steht es denn eigentlich mit dem Baumeister?" fragte Pätz unvermittelt. „Er ist ja doch bestohlen worden." Neben dem Geschäftsinteresse hatte ihn heute auch diese Frage hergeführt. Er war zwar nicht neugierig, aber er mochte doch gern alles wissen.

Traudchen that geheimnisvoll. „Man weiß nicht genau, was ihm eigentlich gestohlen ist. Kein Mensch kann daraus

klug werden. In der einen Nacht ist er ganz alt geworden. Und nun ist das ein Gehen mit Offizieren bei ihm. Neulich hat er aufs Gouvernement gemußt. Aber was eigentlich los ist, das kriegt man nicht heraus."

Sie sagte das in ärgerlichem Ton, und es war ihr auch wirklich ärgerlich. Eigentlich hatte sie mit Reiner nicht mehr verkehren wollen nach den Ereignissen der Fastnacht, aber die Neugier war stärker gewesen als ihr Vorsatz. Nur um zu erfahren, was bei Gerhardts eigentlich vor sich ging, hatte sie Reiner wieder angesprochen, und nun war er so undankbar und verriet ihr nicht eine Silbe.

Pätz musterte indes das Haus Gerhardts.

„Es ist so schwer nicht, von dem Dach aus auf Euren Speicher zu kommen," sagte er. „Die alte Gallerie hinten erleichtert es sehr. Da ist er sicher hinüber. Für den Baumeister ist es eine böse Sache. Mein Tonius meinte, er könne froh sein, wenn er nicht noch selbst verhaftet werde. Es handelt sich um Militärgeheimnisse. Eine Anklage wegen Landesverrat ist immer unangenehm."

„Tonius wird auch nicht mehr davon wissen als die Andern," erwiderte Traudchen gereizt.

Da die Magd eben mit einem Sack aus dem Hause kam, so fiel ihr wieder ein, daß auch sie ein Geschäft mit Pätz hatte machen wollen.

„Kauft Ihr auch alte Kleider?" fragte sie.

„Es kommt darauf an," sagte Pätz vorsichtig. „Sie können mir's ja mal zeigen."

„Ich wills herunterholen," erwiderte das Mädchen und begab sich nach dem Vorderhause. Sie wartete, bis die Magd ihren Handel mit Pätz abgeschlossen hatte und wieder an die Arbeit gegangen war, ehe sie mit einem abgetragenen, bunten Kleid wieder zu dem Händler trat.

Pätz betrachtete dasselbe mit Kennermiene.

„Zum Verkauf als Kleid ist es nichts, aber als Lumpen kann ich es Euch gut bezahlen."

„Was gebt Ihr denn?" meinte Traudchen.

„Das geht nach dem Gewicht," sagte der Alte. Er drehte das Kleid in ein Bündel und legte es in die Wagschale.

„Es ist nicht so schwer, wie ich gedacht hatte, aber weil Sie es sind, Fräulein, soll es mir nicht so drauf ankommen. Ich gebe Ihnen eine Mark."

Traudchens Gesicht verriet deutlich genug ihre Enttäuschung. Pätz aber beteuerte, daß er nicht mehr geben könne.

„Dann soll es diesmal gelten," meinte das Mädchen endlich verdrossen. „Aber das nächste Mal verschenk' ich lieber meine alten Kleider an arme Leute."

Pätz mußte zu seinem alten Mittel greifen und zulegen, wenn er sich die Kundschaft erhalten wollte, das sah er wohl ein. Er ging an den vorderen Kasten des Wagens. Eine Stange Lakritz konnte er dem Dämchen nicht anbieten, aber er hatte für so große Kinder auch andere Sachen darin. Er winkte Traudchen geheimnisvoll näher zu treten.

„Ich kann nicht mehr Geld dafür geben," versicherte er nochmals, „aber was kann Ihnen auch am Gelde liegen. Hier habe ich etwas Besseres für Sie."

Er hielt ihr ein kleines Büchlein hin. Ein kunstloser Holzschnitt auf dem Titelblatt zeigte ein menschliches Gerippe, Sonne, Mond und Sterne zu einem ziemlich unverständlichen Ganzen vereinigt. Darunter war zu lesen: „Die Punktierkunst. Nach den in den ägyptischen Pyramiden aufgefundenen Papieren des berühmten Priesters und Arztes Schwind-el-me-Yer nebst einigen Hieroglyphen und apokryphen Geheimnissen. Mit Hülfe dieser Kunst kann man die Zukunft lesen."

Begieriger als das Kind nach den Leckerbissen griff Traudchen nach diesem Dokumente menschlichen Scharfsinns. Sie blätterte darin und hörte kaum noch die weiteren Ausführungen des Alten, der behauptete außer dem Büchlein allerdings nur noch fünfzig Pfennig für das Kleid geben zu können.

„Es ist doch alles nur Unsinn, was hier drin steht," meinte Traudchen endlich und sah den Händler ungewiß an.

„Das glaub' ich doch nicht," erwiderte dieser. „Es ist ja aus dem ägyptischen übersetzt."

Das wäre für die meisten kaum ein Beweis gewesen für die Unrichtigkeit von Traudchens Behauptung, ihr selbst allerdings galt es als ein solcher; denn sie erinnerte sich eines Satzes aus ihrem französischen Uebungsbuch, welcher lautete: ‚Les prêtres des anciens Égyptiens étaient initiés dans bien des mystères du firmament et de la nature.' Hatte sie doch den Satz zehnmal abschreiben müssen, wegen eines Verstoßes gegen die Regeln des Article partitiv, und seitdem hatte sie nicht nur vor diesem, sondern auch vor den ägyptischen Priestern eine unbegrenzte Hochachtung.

Sie schob die Punktierkunst in die Tasche ihres Kleides.

„Weshalb sollte auch nicht etwas Wahres daran sein?" fuhr Pätz fort. „Es giebt doch auch heute noch Leute, die sogar mehr verstehen als die Punktierkunst."

Traudchen wurde aufmerksam. „Was meint Ihr damit, Pätz?"

„Man hat doch genug Wahrsagerinnen."

„Wüßt ich nur, wo eine wohnte," sagte das Mädchen. „Wenn Ihr mir das sagen könnt, dann will ich garnichts weiter für das Kleid."

Pätz räusperte sich und sah sich scheu um. „Ich wüßte wohl eine," meinte er, „aber ich möchte doch keinen veranlassen hinzugehen. Man kann nie wissen — später heißt es, ich sei schuld."

„Seid doch nicht so ängstlich," ermutigte Traudchen. „Ich werd's keinem wiedersagen, daß ich's von Euch habe."

„Wenn Sie's denn durchaus wissen wollen, dann kommen Sie nur einmal zu mir. Ich selbst habe in den Dingen keine Kenntnis, aber da ist die Witwe Riren, die oben im Hause wohnt, die weiß gut Bescheid hier in Köln, die kann Euch sicher jemand nennen, der sich damit befaßt."

Traudchen überlegte.

„Ich kann nicht vor morgen nachmittag," sagte sie. „Aber dann werde ich kommen, sie wird wohl zu Hause sein."

„Es könnte sich schon machen," blinzelte ihr der Alte schlau zu. Dann zog er, ohne Geld für das Kleid bezahlt zu haben, mit seiner Beute ab. —

Triumphierend erzählte er am Abend seiner Frau von dem billig erstandenen Kleide. Trina hatte jedoch kein Wort des Lobes für den guten Handel. Sie zürnte ihrem Manne immer noch wegen der Demütigung, die er ihr in jener Unglücksnacht bereitet.

„Der seidene Einsatz ist allein soviel wert wie das Buch," fuhr Pätz fort seinen Kauf herauszustreichen.

Mit verächtlicher Miene befühlte Trina das Tuch. Es knisterte unter ihren Händen wie Papier.

„Es ist etwas in der Tasche," sagte sie.

Sie suchte nach und brachte einen Brief zum Vorschein. Es war Karlos Lenz letzte Epistel an seine, ihm nun unheimlich gewordene Unbekannte. In gewählten, nur leider nicht immer richtig gewählten Worten klagte der Betrübte die verhüllte Sonne seines nächtlichen Daseins der drachenherzigen Undankbarkeit an, er beschwor sie bei des Orkus unerhörten Schatten, hervorzutreten aus dem Schleier beängstigender Heimlichkeit und schloß: Wenn auch diesmal mein namenloses Flehen ungehört Ihr steinernes Herz durchbohrt, so werde ich meine Feder in den tiefen Rhein versenken. Nie wieder wird seine rastlose Liebe Ihnen zu den mitleidlosen Füßen legen Ihr Karlos Lenz."

Trina hatte beim Schein des Oellichtes mühsam den Brief entziffert.

„Es ist Quatsch," lautete ihr eben so kurzes, wie treffendes Urteil. Sie legte den Brief auf den Tisch, um das Gewand einer eingehenden Schätzung zu unterziehen.

Tonius, der sich mittlerweile zum Abendbrod eingefunden hatte, nahm das Papier und las es dem Vater

vor, jede Phrase mit einigen kritischen Bemerkungen begleitend. Beide lachten aus vollem Halse über das Machwerk, als Tonius aber zum Schluß bemerkte, es sei doch merkwürdig, wie der Flickschneider an eine so gebildete Ausdrucksweise komme, da nickte der Alte zustimmend und sagte in gönnerhaftem Tone: „Das ist das Schenie.“

Der Sohn betrachtete eine Weile aufmerksam das Kleid, das die Mutter an ihrer Figur hinunterfallen ließ, wie um zu sehen, ob sie es etwa noch tragen könne.

„Ich weiß, von wem Du es hast,“ sagte er endlich. „Es ist von Traudchen Schellberg.“

Pätz mußte das zugeben und erzählte nun auch dem Sohne, wie billig er es erworben.

„Und morgen nachmittag will sie zur Rixen kommen?“ fragte dieser, als der Alte schmunzelnd seinen Bericht beendet hatte.

„Ja, ich will es ihr doch sagen, damit sie zu Hause bleibt. Man kann ihr ein kleines Verdienst wohl gönnen,“ meinte Pätz.

„Ueberlaß es mir, sie zu benachrichtigen,“ sagte der Sohn und steckte Lenz Brief in die Tasche. —

Am andern Morgen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Johanna in die Stadt gegangen war, stieg Tonius die Treppen nach dem oberen Stockwerk hinauf.

„Ah, Sie sind es?“ empfing ihn die Sybille. „Das ist nett von Ihnen, daß Sie mich alte Frau auch einmal besuchen,“ und sie lud ihn ein, niederzusitzen.

„Ich war doch immer gut Freund mit Ihnen, seit Sie hier im Hause wohnen,“ sagte Tonius.

Die Alte lächelte geschmeichelt. „Dafür hab ich Ihnen aber auch manchen Gefallen gethan. Die Eltern waren oft nicht ganz zufrieden mit Ihnen, wäre die Frau Rixen nicht gewesen, dann säßen Sie jetzt nicht so warm und weich zu Hause.“

„Das kann wohl sein,“ nickte der Besucher. „Dafür thu ich Ihnen heute wieder einen Gefallen,“ und er erzählte

ihr, daß Traudchen kommen werde. Gleichzeitig teilte er ihr soviel von den Lebensumständen des jungen Mädchens mit, als ihm gut dünkte.

Die Alte hörte aufmerksam zu.

„Nicht, daß ich es nötig hätte," sagte sie. „Die Karten sagen mir doch mehr, als Sie wissen, Herr Tonius. Aber es ist doch nett von Ihnen, daß sie sich solche Mühe geben. Wissen Sie, ob das Mädchen einen Liebhaber hat?"

„Das könnte wohl sein, wenigstens hiernach zu urteilen," er reichte ihr den Brief ihres Sohnes hin. Er konnte das ruhig wagen; denn er wußte, daß sie diesen Sohn hasse, weil er ihr die kindliche Ehrfurcht versagte. Er hatte sich nicht verrechnet.

Die Alte zog eine Stahlbrille hervor, befestigte sie, so gut es ging, auf der plumpen Nase und ließ ihre Blicke über das Papier gleiten; an der Unterschrift blieben sie haften.

„So, der," — meinte sie giftig. „Nein, der soll sie nicht haben, da wollen wir Dir schon einen Riegel vorschieben, mein Jüngelchen."

„Es wäre auch schade, wenn sie einen solchen Hungerleider kriegte," stimmte der Besucher bei.

Die Alte ließ die Hände mit dem Briefe in den Schooß sinken und schaute ihrem Gegenüber über die Brillengläser weg forschend ins Gesicht.

„Vielleicht ist gar dem Herrn Tonius selbst etwas daran gelegen?"

„Das Mädchen hat ein hübsches Vermögen, ich gebe zu, daß sie mir garnicht schlecht gefällt, Mutter Rixen."

„Wir wollen sehen, was die Karten sagen. Für Sie wär's wirklich Zeit, ans Heiraten zu denken. Sie werden dann auch endlich solider."

Tonius wollte Einwendungen machen, aber die Rixen wollte davon nichts hören. „Nein," sagte sie, „zu flott sind Sie jetzt, aber dafür sind Sie auch noch jung, und das wird sich schon geben, wenn Sie erst mal Familien-

vater sind. Und dafür lassen Sie mich nur sorgen," versprach sie, als er Abschied nahm, „ich hab's in die Hand genommen, verlassen Sie sich ganz auf die Niren, die setzt durch, was sie sich vornimmt. Wenn Sie was hören wollen, so kommen Sie heute Nachmittag herauf gegen 4 Uhr, dann denk' ich, wird sie wieder fort sein."

Der Nachmittag kam. Es war Frau Niren lieb, daß Joseph ihre Tochter ausgeschickt hatte, damit sie sich in einem Geschäfte vorstelle, wo er sie empfohlen, so hatte die Alte das Reich für sich alleine. Nun hockte sie in ihrem weiten, altmodischen Polsterstuhl, die Arme übereinandergeschlagen, die Beine an den dicken, runden Leib angezogen, mit heimtückisch leuchtenden Augen, wie eine Kreuzspinne, auf die bunte Fliege lauernd, die sich leichtsinnig in ihr Netz wagt.

Aber als Traudchen eintrat, stand sie aus dem Stuhle auf und machte ein so gutmütiges Gesicht und lächelte so einfältig, daß es fast aussah, als wäre sie in ihrem ganzen Leben noch keine Kreuzspinne gewesen.

„Entschuldigen Sie," begann das Mädchen etwas verlegen, „Herr Pätz hat mich hergewiesen."

„Was wünschen Sie denn von mir, liebes Fräulein?" fragte die Alte mit süßlichem Ton, indem sie ihr einen Stuhl hinrückte.

„Ich möchte — — mir die Karten legen lassen," sagte Traudchen, die sich vergebens bemüht hatte, eine schickliche Einleitungsredensart zu finden.

Die Alte that erschrocken. „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich mich damit abgebe. Wenn ich es thue, so thu' ich's für mich, das geht niemand etwas an. Aber für Fremde, darauf laß ich mich nur ungern ein. Man hat immer üble Nachrede zu fürchten."

„O, ich werde es gewiß niemand wiedersagen," beteuerte das Mädchen.

„Ich weiß wohl, ich stehe in dem Ruf, es zu thun, eine einfache Frau, die so still für sich hin lebt, über die wird

immer geschwatzt. Aber ich kann Ihnen nicht helfen, Fräulein, Sie müssen schon wo anders hingehen."

„Wenn Sie's können, Frau Riren, so thun Sie's doch mir zu Gefallen. Es soll ja niemand davon erfahren," beteuerte das Mädchen.

Die Alte besann sich auf etwas, was sie längst wußte; es war ihre Gewohnheit so, sich bitten zu lassen, wenn sie nicht fürchten mußte, dadurch einen Kunden zu verlieren.

„Es ist auch noch etwas Anderes," sagte sie, „weshalb ich's nicht gern thue. Die Welt ist jetzt so ungläubig. Man spottet über alles und jedes. Da kommen die Frauen und machen wohl ein ernstes Gesicht, so lange sie hier sind, aber schon vor der Thüre hör ich sie lachen. Da heißt es: die verrückte Alte, was die sich zusammenfaselt. Nein, das will ich nicht."

Traudchen behauptete auch nicht spotten zu wollen. Es sei ihr sehr ernst mit der Sache, und das war nicht ganz unrichtig; denn wenn sie auch nicht fest an die prophetische Gabe der Frau Riren glaubte, das schmutzige Kleid von gedrucktem Zeug, die schwammige Gestalt und das einfältige Gesicht, das alles sah nicht sehr übernatürlich aus, so fürchtete sie doch die höhere Fügung, die die Karten lege, wie es ihr gefiel, und daß etwas Höheres dabei im Spiele sei, erschien ihr sicher.

„Man muß seine Kunst nicht wegwerfen," fuhr die Alte unterdes fort. „Jeder hält hoch, was er kann, und ich will das auch thun. Wenn Sie überzeugt sind, liebes Kind, daß ich Ihnen wahrsagen kann, dann will ich es versuchen, Ihrem hübschen Gesicht zu Liebe. Sie müssen mir aber versprechen, nichts davon auszuplaudern."

Traudchen gelobte alles, was die Alte begehrte.

Diese holte, nachdem sie glaubte ihr Opfer so genügend vorbereitet zu haben, aus einer Tischschublade ein schmutziges Kartenspiel hervor, mischte dasselbe mit großer Umständlichkeit, ließ das Mädchen mit der linken Hand abheben und nach rechts legen und mit der rechten Hand abheben und

nach links legen, legte dann selbst wieder das rechte Häuflein links hinüber und das linke rechts und eine Karte oben und eine unten und die Mitte bei Seite und das rechte Häuflein in die Mitte und die Mitte auf die obere Karte und, und — das alles in einer solchen Ordnung, daß sich kein Mensch mehr hätte hinausfinden können.

Sie selbst mußte es wohl schließlich auch nicht mehr können; denn sie nahm endlich die ganzen Karten wieder zusammen und breitete sie in einigen Reihen auf dem Tisch aus. Dann saß sie eine ganze Zeitlang still davor und starrte ihr Kunstwerk an, manchmal den Kopf unwillig schüttelnd, dann wieder nickend, wie um ihren Beifall auszudrücken.

Traudchens Augen irrten indes von den Karten zu dem Gesicht der Alten und von dem Gesicht wieder zu den Karten, und wenn die Rixen den Kopf schüttelte, dann schüttelte sie den ihren auch, und wenn die Rixen nickte, dann schüttelte sie den Kopf erst recht; denn sie wußte durchaus nicht, was das heißen sollte. Ihr Herz schlug in banger Erwartung; aber sie wagte nicht zu fragen, um die Prophetin nicht in ihren tiefsinnigen Meditationen zu stören. Und so stände sie vielleicht noch heute und wunderwerkte hinter der Alten herum, wenn diese nicht endlich selbst das Schweigen gebrochen hätte.

„Was wollen Sie denn eigentlich wissen, liebes Kind?"

„Alles!" hauchte das Mädchen erwartungsvoll.

„Das ist etwas viel," meinte die Alte.

„Alles, was in den Karten steht."

„Das darf ich Ihnen nicht sagen, und es würde auch nicht alles nützlich für Sie sein. — Soll ich Ihnen etwas sagen von dem jungen Mann, der Ihnen im letzten Jahr all die Briefe geschrieben hat?"

„Ach der" — machte Traudchen verächtlich.

„Sie haben ganz Recht," versetzte die Alte bestimmt. „An den müssen Sie garnicht denken, er bringt Ihnen noch einmal Unglück mit seinen Briefen. Lassen Sie ihn lieber ganz in Ruh."

„Das will ich thun.“

„Sie haben da noch einen,“ fuhr die Alte zögernd fort. „Der ists, an den Sie jetzt grade denken. Der Richtige ist der aber auch nicht.“

Traudchen seufzte erleichtert auf, es entging der Alten nicht.

„Er paßt nicht für Sie,“ fuhr sie wieder sicherer fort. „Haben Sie nicht auch kürzlich was mit ihm gehabt?“

„Ja, Karneval.“

„War es nicht am Rosenmontag?“ riet die Xiren.

„Nein, es war am Dienstag.“

„Ja, natürlich am Dienstag, hier liegt ja eine Neun,“ bestätigte die Alte, wieder eifrig in die Karten schauend, ohne indes weiter zu erläutern, welche geheimnisvollen Beziehungen zwischen der Neun und dem Dienstag bestänben. „Es war ja, wie bei dem Nachbar gestohlen wurde.“ Ihre Augen fuhren listig zu Traudchens Gesicht hinüber. Eine tiefe Röte bedeckte dasselbe.

„Ja, es ist besser, wenn es dabei bleibt,“ nickte die Alte mit dem Kopfe, vielleicht die Folgerung einer falschen Voraussetzung aussprechend.

Traudchen trat beunruhigt von einem Fuße auf den andern. „Wer ist denn aber der Richtige?“ fragte sie.

„Das läßt sich so leicht nicht sagen. Lange dauert's nicht mehr, dann wissen Sie es selbst. Herzkönig und Herzdame liegen nahe bei einander.

— Das ließ sich nicht bestreiten; denn sie hatte die Dame aufgenommen und dicht neben den König hingelegt. —

„Ein Offizier ist es nicht und ein Doktor auch nicht,“ fuhr die Sibylle fort, indem sie ihre Augen wieder auf den Karten umherirren ließ. „Er stammt nicht aus einer feinen Familie, aber er ist selbst ein feiner Mann,“ und nun lieferte sie eine genaue Beschreibung von Tonius Pätz, untermischt mit ihr geläufigen Schicksalsprüchen, die sie brauchte, wenn sie ihrer Sache weniger sicher war, als: Wenn er kommt, ist er da. Kommt er nicht durch die Vorderthür,

so kommt er durch die Hinterthür. Ihnen wird er recht sein, ob er Ihrem Vater recht ist, das wird sich finden. Auch prophezeite sie: „Wenn er Sie heiratet, werden Sie eine Frau."

Die Wanduhr schlug mit heiserem Klange Vier, da schloß sie mit den Worten: „Liebes Kind, sehen Sie sich den ersten Mann, der Ihnen begegnet, genau an. Was es mit ihm ist, das weiß ich nicht, aber es wird Ihnen Glück bringen."

Traudchen zog ihren Handschuh wieder an. „Was bin ich schuldig?" fragte sie.

Die Alte warf noch einmal einen prüfenden Blick auf sie, ehe sie entgegnete: „Ich darf nichts fordern, sonst geht mir meine Kunst verloren; aber wenn Sie einer armen Frau was schenken wollen, so nimmt sie's dankbar an, können Sie's nicht, dann bin ich auch so zufrieden."

Es war das eine Phrase, die sie früher stets gebraucht hatte, jetzt aber bediente sie sich ihrer nur noch sicheren Leuten gegenüber, seitdem ihr einmal ein naseweises Fräulein, das während der ganzen feierlichen Handlung schon in unziemlichen Scherzen und verzwickten Fragen groß gewesen war, darauf erwidert hatte: „Es ist mir recht, daß Sie nichts nehmen dürfen. Eine arme Frau will ich gern beschenken. Ich kenne eine in der Weberstraße, die kann es gut brauchen."

Traudchen zeigte sich weniger undankbar, sie legte ein Dreimarkstück auf den Tisch.

Auf der Treppe wurde ein Tritt hörbar. Als Traudchen hinausging, kam ihr Tonius entgegen. Sie sah ihn mit einem prüfenden Blick an und eilte, ohne ihm Rede zu stehen, die Treppe hinunter.

„Es ist alles gut gegangen," sagte die Niren, als Tonius eintrat, „wenn Sie es verstehen, werden Sie Schellbergs Schwiegersohn. — —"

War die Mutter mit dem Erfolg des Nachmittags zufrieden, so war es die Tochter noch weit mehr. Johanna

hatte die Stelle erhalten, zu der Joseph sie empfohlen, dankbaren Herzens kam sie nach Hause, und, noch ehe sie hinaufstieg zur Mutter, ging sie über den Hof nach dem Contor, um ihren Wohlthäter aufzusuchen.

Fragend schaute dieser von seiner Schreiberei auf, als das Mädchen eintrat. Zum ersten Male, seit er sie kannte, bemerkte er ein freudiges Lächeln auf ihrem Gesicht. Es erschien ihm dadurch reizender denn je.

„Sie sind angenommen?“ sagte er.

Johanna nickte stumm.

„Das freut mich.“ — Man merkte dem Ton seiner Stimme an, daß er nicht aus Höflichkeit so sprach. —

„Man hat keine Papiere verlangt,“ sagte sie, ihm näher tretend, „man hat nicht einmal des Weiteren nach meiner Vergangenheit gefragt, das haben Sie fertig gebracht. Ich danke Ihnen.“ Sie streckte ihm die Hand hin, und als er die seine hineinlegte, zog die Beglückte sie dankbar an die Lippen.

„Was thun Sie, Fräulein?“ rief er erschrocken. „Sie machen viel zu viel Wesens aus dem, was ich gethan habe. Ich wünsche nur, es hätte mehr sein können.“

„Sie wissen nicht, für was alles ich Ihnen verpflichtet bin,“ erwiderte Johanna, „und Sie sollen auch nie alles erfahren. Sie würden mich vielleicht verachten. — Aber das verspreche ich Ihnen: Ich werde Ihrer Empfehlung keine Schande machen.“

„Das werden Sie nicht, ich weiß es wohl.“ Er sah sie treuherzig an, da brach sie in Thränen aus.

„Daß Sie mir so vertrauen können,“ rief sie. „Wenn Sie alles wüßten, Sie stießen mich von sich; und doch ist es mir so notwendig, dies Vertrauen, nur das kann mich auf dem rechten Wege halten. Und es soll mich darauf halten. Wenn ich jetzt auch nicht ohne Beschämung Ihre gute Meinung hören kann, in einem Jahre soll es anders sein, dann will ich Sie fragen, ob ich sie gerechtfertigt habe.“

Ehe Joseph noch eine Erwiderung gefunden, war sie hinausgeeilt.

Leichten Schrittes erstieg sie die Treppe, auch ihrer Mutter mußte die Nachricht, daß sie Stellung und Verdienst gefunden hatte, willkommen sein. Sie öffnete mit einer gewissen Hast die Thüre, da sah sie Tonius am Tisch sitzen.

Ein Laut der Ueberraschung entfuhr ihrem Munde.

Der junge Mann wandte sich um, auch ihm war das Zusammentreffen nicht willkommen, die Farbe wich aus seinen Wangen.

„Mutter, Du hast Umgang mit diesem Menschen?“ rief Johanna aus, die Augen starr auf Tonius Antlitz heftend.

„Weshalb sollte ich nicht?“ sagte die Riren spitz. „Ich kenne ihn schon lange.“ Sie war gereizt, daß die aus Erbarmen aufgenommene Tochter ihr Vorschriften machen wollte.

„Ich vergaß,“ sagte diese, „Du kannst es ja nicht wissen. Aber Sie? Wie können Sie es wagen, meiner Mutter unter die Augen zu treten?“

„Ich wußte nicht,“ stotterte Tonius verwirrt hervor.

„Das ist eine erbärmliche Lüge!“ rief das Mädchen. „Sie wußten, daß ich hier war, Sie wußten, wer ich bin. Es ist schamlos von Ihnen, der Mutter unter die Augen zu treten, nachdem Sie die Tochter betrogen haben.“

„Was ist das?“ rief die Riren aus, der auf einmal klar wurde, wen sie vor sich habe. „Sie waren der Schandmensch, der Johanna von Aachen weglockte?

Tonius hatte indes seine Verblüffung überwunden. Er wollte gegen Johanna auffahren, aber ihre Blicke flammten so drohend auf ihn her, daß er sich lieber zu der Alten wandte.

„Sie wußten ja darum, daß ich in Aachen ein Verhältnis hatte,“ rief er ihr zu. „Sie sagten selbst, daß junge Leute sich austoben müßten.

„Mutter, ist das wahr?“ schrie Johanna entsetzt auf,

und Tonius, der glaubte, ihren Zorn so am besten von sich ablenken zu können, fuhr fort: „Sie haben mir solange zugeredet, bis ich die Sache ausführte. Ohne Sie hätte ich das nötige Geld garnicht von meinem Alten gekriegt. Sie sind eine Kupplerin, und das Schicksal hat eine ganz gerechte Rache an Ihnen genommen."

Johanna verstummte vor Grausen, die Rixen aber verteidigte sich: „Ich dachte nur an eine unschuldige Liebelei. Ich glaubte nicht, daß Sie das Herz hätten, ein armes Mädchen ins Elend zu stürzen."

„Das Elend hat sie selbst verschuldet," rief Tonius mutiger. „Sie hat sich mir an den Hals geworfen. Wäre ich es nicht gewesen, so war's eben ein Anderer."

Johanna trat ihm aufgerichtet entgegen. „Du weißt, daß Du die Unwahrheit redest," sagte sie stolz, „Du hast vor mir gekniet, Du hast mich beschworen, Dir zu folgen. Es war Dir nichts so heilig, Du hast es mißbraucht, um mich in Deine Gewalt zu bekommen. Du hast geschworen, mir ewig anzuhören. Fort mit Dir, Meineidiger! Und wenn Du nochmals vor mir Dich auf den Knieen winden wolltest, ich würde Dich mit einem Fußtritt von mir stoßen, so verächtlich bist Du mir."

Doch auch Tonius reckte seine Figur, so lang sie es hergeben wollte, und stand ihr drohend gegenüber. „Du willst mich schmähen, Du willst mich hinausstoßen? Eine Dirne, nach der jeder nur den Finger auszustrecken braucht, wenn er mag."

Da zuckte Johanna zusammen, aber er fuhr fort: „Ich habe Karneval gesehen, was Du in Wirklichkeit bist. Lange hätte die Herrlichkeit in Aachen ja doch nicht mehr gedauert. Wem das Herumvagieren im Blut steckt, wie Dir, dem bietet sich bald ein Anlaß dazu. Es ist Dir ja bequem, mir jetzt die ganze Schuld zuzuwälzen, aber sieh nur zu, wo Du einen Richter findest, der Dich freispricht."

„Ich habe gefehlt," sagte das Mädchen ruhiger als vorher, „ich hätte wissen sollen, was ich that. Ich habe

meine Strafe empfangen. Du aber trägst doch den größeren Teil der Schuld, und auch Du wirst Deiner Strafe nicht entgehen."

Wäre Frau Riren unbefangener gewesen, sie hätte aus der Haltung ihrer Tochter lernen können, wie man aussehen muß, um den Eindruck einer Prophetin zu machen. Tonius aber, der etwas von der Ueberlegenheit fühlte, die in diesem Augenblick im Ausdruck des Mädchens lag, schüttelte das ab und lachte verächtlich.

„Was eine leichtsinnige Dirne mir droht, das kann mich nicht schrecken." Und spöttisch fügte er hinzu: „Wieviel Schmerzensgeld verlangst Du für die Leiden, die ich Dir zugefügt?"

Da bäumte sich in Johanna der Zorn noch einmal empor. „Feigling!" rief sie ihm zu, „Du fürchtest die Rache des Himmels nicht, so fürchte meine Rache! Du bist ja nur ein Feigling, das weiß ich wohl. Wenn ich ein Mann wäre, würdest Du vor mir zittern. Aber bedenke, daß auch der Wurm eine Waffe hat. Jetzt zischt er Dir ins Ohr, hüte Dich vor seinem Biß!"

Ihr Gesicht war entstellt von Wut, ihre Augen sprühten Feuer auf ihn, ihre Hände ballten sich, ihn überkam Angst, daß sie sich auf ihn stürzen möchte, und als jetzt auch die Alte wieder zu keifen begann, da hielt er es für geraten, den Rückzug anzutreten, indem er noch etwas murmelte von Hunden, die wohl bellen, aber nicht beißen.

Das Mädchen ging, nachdem er sich entfernt, in ihre Kammer, warf sich erschöpft auf das Bett und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Frau Riren aber hatte wieder einmal zu überlegen.

Daß Tonius an ihrer Tochter unrecht gehandelt hatte, das war ihr im Grunde gleichgültig, aber sie hatte aus seinen Worten gesehen, daß er sie selbst benutze und verachte, das kränkte sie weit tiefer als das Bewußtsein, daß sie selbst mitschuldig sei am Falle ihrer Tochter. Sie wollte in ihrer Art angesehen vor den Menschen dastehen, jeder, der ihr

hierin nicht genug that, verfiel ihrem Haß. Eine Beleidigung gar, wie Tonius sie ihr zugefügt, forderte ihre Rache aufs lauteste heraus. Vergeblich grübelte sie, wie sie wieder zerstören könne, was sie heute so fein angesponnen. Sie fand kein Mittel. „Aber kommt Zeit kommt Rat," schloß sie ihre Betrachtungen. „Wir werden noch ein Hühnchen miteinander pflücken, Herr Tonius."

VI.

Für Reiner brachte das anrückende Frühjahr saure Tage. Er hatte sich auf die Zeit gefreut, da die Arbeit wieder in vollem Gang sein werde, jetzt aber wurde ihm der Arbeit fast zuviel. Der Baumeister überließ ihm alles, er selbst war von Sachen in Anspruch genommen, über die er Reiner nichts anvertraute.

Der thatkräftige Mann war zusammengebrochen, seit der Diebstahl in seinem Hause vollführt worden war. Er hatte Reiner nur in den ersten Tagen nach dem Vorfall kurz mitgeteilt, daß ihm wichtige Pläne abhanden gekommen seien, anvertraute Papiere, deren Verschwinden eine große Arbeit unmöglich machte. Er habe keine Vermutung, wer der Dieb gewesen sein könne, auch stellten sich der Verfolgung desselben große Schwierigkeiten in den Weg, da die Militärbehörde die ganze Sache sehr geheim halten wolle. Später hatte Gerhardt nie wieder mit einem Worte dieser Angelegenheit erwähnt, doch merkte Reiner, daß sie seine Gedanken unabläſſig beschäftige. Mit einer gewissen Gleichgültigkeit hörte der Baumeister seine Berichte über den Gang der Arbeiten auf dem Ziegelfelde an, und nur selten ließ er sich auf eine Erörterung über den Stand derselben ein. Wenn Reiner einmal fragte, was vorzunehmen sei, so erklärte er teilnahmlos: „Das wissen Sie ja selbst, lieber Herr Overmann. Ich habe jetzt den Kopf so voll, ich kann mich nicht um jede Kleinigkeit da draußen kümmern.“

Auf das Ziegelfeld hinaus kam er selten, und dann hielt er sich meist nur kurze Zeit draußen auf, er sprach

zuweilen von anderen Arbeiten, die ihn in Anſpruch nähmen, doch fand Reiner meiſt, wenn er bei ihm eintrat, Gerhardt müßig am Fenſter ſitzend. Zuweilen verſank er auch, während Reiner berichtete, in ein finſteres Brüten, ſo daß er, wenn jener fertig war, erklären mußte, er habe nichts von der Angelegenheit vernommen.

Es kam Reiner vor, als müſſe noch ein anderer Kummer ſeinen Chef bedrücken, als der um die geſtohlenen Pläne. In dieſer Anſicht beſtärkte ihn der Anblick, der ſich ihm einſt bot, als er unvermutet in Gerhardts Zimmer trat.

Da ſtand Olga und hatte die Arme um den Nacken des Vaters geſchlungen, und wie ſie ſich ſchnell aufrichtete und, ohne Gruß, an Reiner vorbei und zur Thür hinaus eilte, hatte dieſer noch eben Zeit zu bemerken, daß ihre Wangen von Thränen feucht waren.

An jenem Tage war Reiner geneigt, die Beiden recht zu bemitleiden, und er glaubte auch die Quelle ihres Schmerzes zu kennen, waren ihm doch in der letzten Zeit häufiger ſonderbare Dinge über das Betragen der Frau Gerhardts zu Ohren gekommen. Aber das ſtolze Weſen des Baumeiſters ſchien jedes Mitleid zurückzuweiſen, und Reiner entſagte deshalb bald wieder einem ſo überflüſſigen Gefühl und machte ſogar im Stillen ſeinem verehrten Chef Vorwürfe, daß er ſich ſo von ſeinem Schmerz unterkriegen laſſe.

Und was Olgas Weichheit anbetraf, ſo mußte ſie wohl nur eine vorübergehende Regung geweſen ſein; denn, das was Reiner wenige Tage ſpäter auf der Ziegelei von ihr ſah, ließ ihn faſt zweifeln, ob er ſie nicht wegen der Thränen in einem falſchen Verdacht gehabt habe.

Kierkejaard hatte einen Trauerfall in der Familie gehabt, einer der beiden noch nicht halbjährigen Zwillinge hatte es vorgezogen, den jämmerlichen Aufenthalt in der Ziegelbude mit dem beſſeren im Jenſeits zu vertauſchen. Der betrübte Vater hatte ſeinen ſchwarzen Rock angezogen,

den winzigen Sarg auf die Schulter geladen, und war mit Frau Sophie nach dem Bickendorfer Kirchhof gegangen.

Dort weihte der Prieſter die kleine Leiche am offenen Grabe, ſprach haſtig einige Gebete her, der Totengräber ſchaufelte die Gruft zu, und Frau Sophie ſteckte in die friſche Erde ein aus dünnen Holzſtäben verfertigtes Kreuz. Eine kleine Holztafel nur gab der Welt noch Kunde, daß einige Monate lang ein kleiner Kierkejaard in ihr gelebt und gelitten. Der Regen mußte die Aufſchrift bald verwiſchen, der Wind das gebrechliche Kreuzchen umwehen, dann zeugte nur noch kurze Zeit der Grabhügel von dem Menſchenkinde, dem Unreinlichkeit, ſchlechte Pflege und falſche Behandlung die Stunden des Daſeins über Gebühr verkürzt hatten.

Auch den Eltern ſchien ſolche Erinnerung zu erbärmlich. Sie gingen nach altem ſchlechten Brauch ins nächſte Wirtshaus, um wenigſtens ein Glas auf das Andenken ihres Kindes zu trinken.

Nur wenige Stunden ſpäter erſchien der betrübte Vater ſchon wieder ziemlich angeheitert auf dem Ziegelfelde. Dort hatte ſich in der Zwiſchenzeit auch Olga mit ihrem Vater eingefunden, jene war in Kierkejaards Bude eingetreten, während dieſer Reiner aufgeſucht hatte. Als der betrunkene Aufſeher ſich zu ihnen geſellte, konnte Gerhardt ſich nicht enthalten, ihm ernſte Vorſtellungen über ſeinen Zuſtand an einem ſolchen Tage zu machen. Kierkejaard hörte des Herrn Rede mit allen Zeichen vollſtändiger Zerknirſchung an und brach ſchließlich in ein jämmerliches Flennen aus.

„Es iſt der Kummer, Herr Baumeiſter," verſicherte er. „Ich habe nur wenig getrunken; aber wenn man ſo betrübt iſt, kann man nichts vertragen, rein garnichts. Und doch kann ich es nicht anſehen, wenn man ſo ein Kind nach dem andern verliert, das iſt ſehr hart für einen Vater. Und das andere iſt ja auch ſo krank." —

„Gäbe der Himmel nur, daß es auch ſchon tot wäre," rief Olga aus, die in dieſem Augenblick zu der Gruppe

herangetreten war. Ihr edles Gesicht war vor Zorn gerötet, sie nahm den Arm ihres Vaters und zog ihn fort.

Auch Reiner war die Röte des Zorns in die Wangen gestiegen, als er diese harten Worten hörte. Er mußte sich zurückhalten, um nicht seinem empörten Gefühl in Worten Luft zu machen. Was für ein Mädchen war das, das solchen Wunsch einem Vater ins Gesicht schleudern mochte? Auch er hatte sich aufgeregt über den häßlichen Zustand des fetten Burschen; aber zu solch einer Roheit hätte er sich nie hinreißen lassen.

„Geht nach Hause und verschlaft Euren Kummer," sagte er zu dem Aufseher, der trotz seiner Trunkenheit über solche Milde erstaunt war.

Sie ist am Ende nicht viel besser als ihre Mutter, dachte Reiner, nachdem er ruhiger geworden. Er sah ja nicht, wie Olga schluchzte, als sie am Arme Gerhardts die Ziegelei verließ, er hörte nicht, wie sie den Vater bat, doch Sorge zu tragen, daß das erkrankte Kind in einem Hospital untergebracht werde, weil es unter der Behandlung, die es zu Hause erdulde, zu Grunde gehen müsse.

Und als Reiner am andern Tage erfuhr, daß Olga selbst das Kind zum Krankenhause abgeholt habe, da wußte er sich auch das zu ihrem Nachteil auszulegen, und fühlte sich für die Mutter gekränkt, der man die Pflege ihres eigenen Kindes nicht anvertraue.

Im übrigen nahmen Reiner seine eigenen Angelegenheiten viel zu sehr in Anspruch, als daß er sich weiter auf die Ergründung von Olgas Charakter eingelassen hätte. Auch auf ihm lasteten außer der Arbeit noch Sorgen. Sein Verhältnis mit Traudchen bereitete ihm Kummer.

Wenn er hinauskam ins Feld, wo das Grün emporkeimte aus der toten Scholle, wenn er an jedem Zweig die Hoffnung knospen sah, da ward ihm weh ums Herz, daß sein Hoffen ihn nicht beseligen wollte. Sein Mädchen war ihm fast verleidet seit jener Karnevalnacht. Sie war nicht so, wie er erwartet hatte, das mußte er sich selbst gestehen,

und wäre nicht ein Trotz in ihm gewesen, ein Eigensinn, der ihm stets zuraunte: Trotz aller Hindernisse muß sie Dein werden, Du hast es Dir einmal so vorgenommen, er hätte ihr jetzt wohl entsagen können.

Die einsamen Spaziergänge hatten aufgehört nach jener Nacht, aber immer noch glaubte er zuweilen, ihren Arm auf dem seinigen zu fühlen, noch oft lag ihm ihr Lachen im Ohre. Sie lachte gern, und es hatte ihm stets so harmlos geklungen, wie ein Kinderlachen, das einen recht von Herzen froh machen kann. Jetzt aber dachte er immer daran, wie es jenen Abend geschallt, als Tonius seine unziemlichen Scherze zum Besten gab, und jetzt erbitterte ihn dies leichtfertige Lachen.

Er war verdrießlich, als die Sonne hell auf die Felder schien, und die ersten Primeln und Märzveilchen sich früh hervorwagten. „Man soll seine Zeit abwarten," sagte er, „wer zu früh die Freuden genießen will, dem werden sie bald vergällt." Und mit grimmiger Freude sah er, daß er Recht behielt. Eine Reifnacht kam, mancher grüne Halm stand verkümmert, und welk hingen die Blümchen am Stengel, die den Küssen der Frühlingssonne sich zu früh hingegeben hatten. Lange stand er und schaute auf die Verwüstung. Fast war ihm, als werde eine schwere Zeit kommen, auch für ihn, aber er raffte sich auf und hob stolz den Kopf. Was liegt an den Blümchen? Wird es eine schwere Zeit, so heißt es sie tragen. Ich habe breite Schultern.

Er hatte seinen Mut nötig, um sich durchzuschlagen durch die nächsten Wochen. Der Gruß Traudchens wurde immer kälter. Wenn er einmal mittags Zeit fand, in die Wirtschaft zu kommen und zu plaudern, so war es ihr oft ungelegen, sie wich ihm aus. Zuweilen traf er auch Tonius in der Schenkstube, den er dort noch weniger gern sah, als früher Lenz, besonders, da Traudchen sehr freundlich zu ihm war.

Er konnte es sich nicht versagen, ihr einmal Vorstellungen hierüber zu machen.

Sie lachte verlegen. „Ich kann ihm nicht wehren, zu kommen," sagte sie, „und der Vater würde mir schön was Anderes sagen, wenn ich nicht freundlich mit den Gästen wäre."

„Du verkehrst aber mit ihm so vertraulich, als wäre er Dein Bruder," klagte Reiner.

„Ich werde doch noch mit den Leuten sprechen dürfen, wie ich will," meinte sie schnippisch. „Du hast kein Recht, mir darüber Vorschriften zu machen."

„Aber wenn ich Dich bitte," wandte er ein.

„Dann muß ich Dir's abschlagen," entgegnete sie.

Gekränkt ging er davon.

Sein Weg führte ihn zu den Kanalarbeiten.

Auch diese hatten mit der wärmeren Jahreszeit in Angriff genommen werden müssen.

„Ich würde mich dem jetzt gern entziehen," hatte Gerhardt gesagt, „aber der Kontrakt ist einmal gemacht. Sie sehen wohl täglich einmal nach dort. Ich werde mich auch darum kümmern, soweit es meine Zeit erlaubt. Wir müssen sehen, daß wir uns diesmal noch so durchschlagen, für die Zukunft werde ich größere Bauausführungen nicht mehr übernehmen."

Es ergaben sich beim Ausschachten der tiefen Gräben für den Kanal besondere Schwierigkeiten. Der Boden war in früherer Zeit angeschüttet; um ein Nachrutschen des lockeren Grundes zu verhindern, mußten Spundwände geschlagen werden. Als der Baumeister sich selbst hiervon an Ort und Stelle überzeugt hatte, und Reiner die Stärken der Hölzer aufgab, bemerkte dieser, daß die Firma Pätz und Schellberg, die die Ausführung des angrenzenden Loses übernommen, weit leichtere und zum Teil alte Hölzer in dem Schacht verwende.

Gerhardt wollte aber hiervon nichts wissen. Die Stadt werde wohl bei der unverhofften Schwierigkeit der Arbeit einen Zuschuß bewilligen. Jedenfalls wolle er sich durch Verwendung geringeren Materials keine Unannehmlichkeiten zuziehen. —

Als Reiner heute die Arbeitsstätte betrat, bemerkte er mit Genugthuung Gerhardt und Olga auf derselben.

„Ich muß doch einmal selbst sehen, wie es vorwärts geht," sagte der Baumeister nach der Begrüßung, „es klappt ja alles."

„Morgen wird der erste Sohlstein verlegt werden können, die drüben haben schon heute damit begonnen." Reiner wies nach der wenige Schritte entfernten Winde des anstoßenden Loses.

„Ich will doch einmal hinuntersteigen," meinte Gerhardt, „Sie bleiben wohl solange hier oben bei meiner Tochter." Damit ging er zu der Winde seines Schachtes, betrat den Förderkorb und wurde langsam von den Arbeitern hinabgelassen.

Olga trat neugierig an den Rand des Grabens und spähte in die Tiefe. „Es muß kein angenehmes Arbeiten da unten sein," sagte sie.

„Das ist Gewohnheitssache," erwiderte Reiner, „diese Leute halten es sicher für angenehm. Es sind Bergleute, die wohl sonst in noch dunkleren Löchern arbeiten müssen."

„Sie mögen Recht haben," entgegnete die junge Dame, „man unterschätzt leicht die Macht der Gewohnheit. Was findet man nicht alles zu bedauern an Andern, und wenn man die Leute selbst fragt, so fühlen sie sich vielleicht ganz glücklich in den Verhältnissen, die unser Mitleid erregten."

„Darum ist es besser, man gewöhnt sich das Mitleid und das Bedauern überhaupt ab," bemerkte Reiner leichthin.

Olga schaute überrascht zu ihm auf, und da sie einen vorwurfsvollen Blick auf sich gerichtet sah, entgegnete sie kalt: „Es kann das ja jeder machen, wie er will. Ich bin der Meinung, daß viele Menschen oft an der unrechten Stelle mit Mitleid und Bedauern um sich werfen, und doch nicht den Mut haben, thatkräftig zuzugreifen, wenn Hülfe not ist."

Reiner wußte darauf nichts zu erwidern, und das schöne Mädchen schien auch gar keine Lust zu haben, die Unterhaltung mit ihm fortzusetzen, sie sah angelegentlich in

den Schacht hinab und wendete sich erst wieder zurück, als der Baumeister unten an das Seil trat, um sich wieder hinaufwinden zu lassen.

In diesem Augenblick fuhr ein schweres, mit Cementrohren beladenes Fuhrwerk auf die Baustelle der Firma Pätz und Schellberg, und gleich darauf erscholl aus dem dortigen Schacht ein Rufen und Schreien, gefolgt von einem Krachen und Brechen der Bretter und Balken und von dem Schollern niederstürzender Erdmassen. Im Nu waren die Arbeiter aus dem Schacht herauf. Zu dreien hatten sie sich an den Strick der Winde geklammert, andere kletterten über die stützenden Balken empor. Der Karren hielt, aber noch immer krachten die Bohlen zusammen, und das Erdreich rutschte nach.

Reiner eilte der Stätte des Unfalls zu, die Arbeiter Gerhards verließen gleichfalls den Schacht um ihren Kameraden zu Hülfe zu eilen. auch der Baumeister selbst ging, oben angekommen, raschen Schritts nach der bedrohten Stelle.

Es war ein Schreien und Durcheinanderlaufen um die Winde, doch drang durch den Tumult Reiners Stimme kräftig durch.

„Ist noch jemand unten?“ rief er.

Einer sah den andern fragend an.

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Schachtmeister, aus dessen Gesicht alle Farbe gewichen war.

„Ich glaube wohl, es ist einer verschüttet,“ meinte ein Maurer.

„Der Baumeister ist nicht herausgekommen,“ sagte der Schachtmeister, sich im Kreise umschauend.

„Ja, Herr Pätz ist noch unten,“ ließ sich ein anderer Maurer vernehmen. „Er stolperte, wie er dem Seil zulief, da fielen die Bretter über ihn.“

„Es ist jetzt nichts zu wollen,“ sagte der Schachtmeister zu Reiner, der sich an die Winde drängte, „es fällt immer noch nach.“

Reiner ſchaute in die Tiefe hinab.

Grade unter der Winde hatten die Bretter dem Erddruck Widerſtand geleiſtet, aber das Loch war ſo eng, daß man unten nichts zu erkennen vermochte.

„Das wird auch kaum noch lange halten,“ fuhr der Meiſter fort.

Und auch Gerhard, der herzugekommen war, beſtätigte dieſe Meinung.

„Tonius!“ rief Reiner in die Tiefe hinab, er lauſchte; ein Stöhnen kam von unten als Antwort herauf.

„Leute an die Winde,“ rief er.

„Sie werden nicht hinuntergehen, Obermann,“ ſagte der Baumeiſter. „Das Loch kann jeden Augenblick zuſammenbrechen. Schnell alamiert die Feuerwehr.“

Reiner hatte ſchon den Fuß in der Kette. Der Schachtmeiſter griff nach der einen Handhabe, ein Arbeiter trat auf Reiners Wink an die andere, langſam ſenkte ſich Reiner zur Tiefe hinab.

Auf das Getümmel war jetzt lautloſe Stille eingetreten. Alles drängte um die Oeffnung.

„Zurück!“ rief der Baumeiſter. „Es darf keiner näher als fünf Schritt an den Schacht heran. Die Belaſtung wird nur größer.“

Die Menge wich gehorſam zurück, nur die beiden Leute an der Winde blieben ſtehen, und auch Olga drängte durch die Reihen der Arbeiter, die ihr ehrerbietig Platz machten. Weit vorgebeugten Leibes ſpähte ſie in die dunkle Tiefe hinab, athemlos lauſchend, ob ſich drunten etwas vernehmen laſſe.

Der Baumeiſter ſah erſtaunt auf ſeine Tochter.

„Geh zurück!“ befahl er. „Wenn der Verunglückte heraufgeſchafft wird, iſt das kein Anblick für Dich.“

„Laß mich,“ bat ſie und ſah ihn mit ſo angſterfüllten Blicken an, daß er verſtummte.

Noch immer rollten einzelne Steine und Erdſchollen in den Schacht hinab, dazwiſchen hörte man Reiner drunten

sprechen, aber mit leiser Stimme, so daß seine Worte oben unverständlich blieben.

„Laßt ein Brecheisen herunter, schnell!“ tönte nach einer Weile sein Ruf vernehmlich herauf.

„Was wollen Sie machen?“ rief der Baumeister zurück.

„Er ist mit dem Fuße festgeklemmt, ich muß das Brett heben, damit ich das Bein frei bekomme.“

„Ich wollte, er käme herauf,“ sagte der Baumeister besorgt zu Olga. „Die Bretter haben mehr nachgegeben. Das Loch bleibt keine Viertelstunde mehr offen. Geh Du wenigstens weiter zurück,“ mahnte er nochmals, aber sie schien ihn nicht zu hören, unbeweglich verharrte sie auf ihrem Platze.

Das verlangte Werkzeug wurde hinuntergelassen.

„Noch ein zweites Seil mit einer Schlinge!“ tönte wieder Reiners Befehl herauf.

Wieder vergingen einige bange Augenblicke. Man hörte das Eisen in der Tiefe ansetzen, dann ein Krachen des Holzes, ein Nachstürzen der Trümmer und des Schuttes und einen lauten Schmerzensschrei.

In der lautlosen Stille klang es schauerlich aus der Tiefe empor.

Einen Augenblick blieb auch drunten alles ruhig, dann hörte man das Wegräumen des Holzes und der Erde, es wurde an den Seilen gerückt, die von der Winde herunterhingen, und nach kurzem erscholl ein kräftiges: Auf!

Hastig arbeiteten die Männer an der Winde. Tonius' und Reiners Körper tauchten aus der Tiefe empor.

„Vorsichtig,“ rief Reiner, als die Arbeiter dem Geretteten die Hände entgegenstreckten, „er ist ohnmächtig.“

Als Gerhardt, ehe er zu Reiner trat, mit einem raschen Blick seine Tochter streifte, sah er, daß diese in die Kniee gesunken war.

Der Verwundete wurde auf einige Kalksäcke gebettet und erlangte, nachdem man ihm das Gesicht mit Wasser genetzt hatte, bald seine Besinnung wieder.

Gerhard beorderte einen Arbeiter, den nächsten Arzt herbeizuholen; kurze Zeit darauf rasselte auch schon ein Wagen der Feuerwehr heran. Der Baumeister ging dem Offizier entgegen und setzte ihm mit kurzen Worten die Sachlage auseinander. Dann wandte er sich zu Reiner, schweigend bot er ihm die Hand hin und schüttelte lange die des mutigen Retters.

„Sie sind wohl so freundlich, meine Tochter nach Hause zu führen," sagte er darauf kurz. „Ich bleibe einstweilen hier, um nach dem Rechten zu sehen. Benachrichtigen Sie Herrn Schellberg, wenn er zu Hause ist, von dem, was hier vorgefallen."

Reiner freute sich, wie Gerhard so vor ihm stand, daß wieder ein Zug der alten Thatkraft und Umsicht aus seinem Wesen sprach. Kurz klangen die Befehle, die er den Arbeitern gab, aber sie waren die richtigen, und man fühlte, daß er nicht in der Hast handelte, sondern als Herr der Situation.

Auch als Olga jetzt herankam, klang sein Ton befehlend, wie er sagte: „Ich habe hier noch zu thun, Herr Overmann wird Dich nach Hause bringen."

Reiner stand abwartend da; er fühlte, daß der Baumeister ihm sein Vertrauen beweisen wollte, indem er ihn die Tochter nach Hause begleiten hieß, aber der Auftrag war ihm nicht willkommen.

„Gehen wir," mußte Olga den ruhig Dastehenden mahnen. Er zog den Hut vor Gerhardt und verließ schweigend neben der jungen Dame den Arbeitplatz.

Als sie in die nächste Straße einbogen, näherte sich Olga ihm und bat leise: „Reichen Sie mir Ihren Arm."

Diese Aufforderung kam ihm unerwartet, doch fügte er sich schweigend ihrem Wunsch, nachdem er einen raschen Blick in ihr errötendes Gesicht geworfen.

„Es ist mir in die Glieder gefahren," sagte Olga mit einem schwachen Versuch, einen scherzhaften Ton anzuschlagen. „Nehmen Sie mir meine Bitte nicht übel."

Er fühlte, daß sie sich in der That auf seinen Arm stützte, das beunruhigte ihn, er hatte dieser stolzen Natur solche Schwäche nicht zugetraut.

„Sie zürnen mir wegen meiner Worte von vorhin," begann das Mädchen wieder, da er noch immer schwieg. „Ich sehe ein, daß sie unpassend waren."

„Glauben Sie," erwiderte er schroff, „daß ich nur um Ihrer Worte willen Herrn Pätz beigesprungen bin."

„Nein, Sie handelten nach Ihrem natürlichen Gefühl, aber eben daß ich das einsehe, macht mir meine schlimmen Worte besonders peinlich. Sie haben weit mehr gethan als thatkräftiges Mitleid geübt. Sie haben sich selbst in Gefahr begeben, um einen Menschen zu retten, der Ihnen nicht einmal besonders angenehm ist, wie ich wohl merkte, als ich Sie einmal mit ihm zusammensah."

„Daran hatte ich überhaupt keine Zeit zu denken."

„Sie sind ein edler Mensch," sagte Olga warm, „ich hoffe, daß Sie mir deshalb auch verzeihen werden."

Reiner traute Olga keine besondere Gefühlswärme zu, und deshalb klang seine Antwort auf ihre freundliche Ansprache rauher, als nötig gewesen wäre.

„Sie haben doch gar keinen Grund, mich um Verzeihung zu bitten, gnädiges Fräulein, ich müßte ja sonst dasselbe thun; denn wenn ich nicht irre, hatte ich Sie gereizt."

Das junge Mädchen hatte eine bessere Antwort erwartet, doch versuchte sie noch einmal, eine Verständigung zu Wege zu bringen.

„Wir kennen uns wenig, Herr Overmann," sagte sie, „da entstehen leicht Mißverständnisse. Ich habe Ihnen keinen Grund gegeben, Ihr Urteil über mich, mag es nun sein, wie es will, zu ändern, ich fühle mich aber nach dem, was Sie gethan haben, verpflichtet, meine harten Worte als ein Unrecht gegen Sie zu bezeichnen."

„Sie machen viel zu viel aus dem, was passiert ist," erwiderte er ehrlich. „Was ich that, war mir etwas ganz Selbstverständliches. Wenn ich bedacht hätte, wie gefährlich

die Sache war, hätte ich vielleicht auch die Finger davon gelassen. Die Aufregung hat mich fortgerissen. Von den Andern wollte keiner hinunter, das ärgerte mich, und darum that ich's selbst, schon um ihnen zu zeigen, daß nichts dabei sei. Wahrscheinlich überschätzen Sie auch die Gefahr, und jedenfalls bin ich überzeugt, daß in kurzer Zeit irgend ein Anderer, etwa einer den Feuerwehrleute, bei kaltem Blut dasselbe gewagt hätte."

Es mochte alles ganz richtig sein, was Reiner da sagte, auch stand dem nichts im Wege, seine Rede als einen Ausfluß seiner Bescheidenheit zu betrachten, auf Olga machte sie jedenfalls einen ganz andern Eindruck; sie fühlte jetzt dasselbe Mißtrauen gegen ihn, das er gegen sie hegte. So glichen sie zwei Schiffen, von denen keines dem andern die Flagge zeigen will, da ist schwierig zu mutmaßen, was jedes an Bord führt.

Ein Unbehagen machte sich auch noch bemerklich, als Reiner das Gespräch auf ein weniger gefährliches Gebiet hinüberspielte, und beide fühlten sich erleichtert, als sie an Schellbergs Hause anlangten.

Dort hatten sich während des Nachmittags auch Meinungsverschiedenheiten ergeben, jedoch waren sie weniger beängstigend als die zwischen den beiden verschlossenen Ankömmlingen, da sie zwei offenherzige Personen betrafen und auch bald und kräftig zum Austrag kamen.

Traudchen hatte das freundliche Wetter benutzt, um ihre Wäsche auf die Bleiche zu legen. Als die Magd später hinausging, um die ausgelegten Stücke noch einmal zu besprengen, sah sie mit Erstaunen Frau Gerhardt und ihr Mädchen im Grashof eifrig damit beschäftigt, die ausgebreitete Wäsche in einem Winkel zusammen zu packen.

Sie eilte ins Haus zurück und meldete ihrem Fräulein den unerhörten Vorfall. Mit gerötetem Gesicht erschien diese am Thatort. Ein heiliger Zorn erfüllte ihre Seele; denn welcher deutschen Frau gilt nicht ein Vergreifen an

ihrer Wäsche für eine ebenso starke Beleidigung wie ein Vergreifen an ihrem eigenen Körper.

„Was machen Sie da? Frau Gerhardt?“ rief sie schon von weitem der Thätigen zu.

Diese schaute auf, weit standen ihr die Augen aus dem Kopf, und auf ihren Wangen glühten zwei verräterische, rote Flecke.

„Wir haben die Bleiche mitgemietet, und heute bleichen wir hier.“

„Das werdet Ihr bleiben lassen,“ rief Traudchen dagegen, „morgen ist Euer Bleichtag.“ Sie drang in den Grashof ein.

„Herrje,“ entsetzte sie sich, als sie ihr Zeug auf einen Haufen gepackt im Winkel erblickte, „alles ist verdorben. Macht, daß Ihr Euch vom Hofe schert.“

Sie winkte die Magd heran, die neugierig gefolgt war, und begann mit ihr, unter fortwährendem Jammern um die verlorene Arbeit, die Stücke wieder auszubreiten.

Wie eine Furie schoß Frau Gerhardt auf sie zu. „Heute bleichen wir!“ kreischte sie, „morgen könnt Ihr bleichen.“

„Ist das Fräulein nicht zu Hause?“ fragte Traudchen die Dienstmagd Gerhardts.

„Sie ist mit dem Herrn Baumeister ausgegangen.“

„Dann bringt Ihr doch wenigstens die betrunkene Frau hinein,“ rief die Wirtstochter ihr zu.

„Betrunken oder nicht betrunken, heute bleichen wir!“

Und Frau Gerhardt bückte sich, um ein eben ausgebreitetes Betttuch wieder zusammenzuwerfen. Da verließ Traudchen die Fassung. Sie nahm das Wäschestück, das sie grade in der Hand hatte, schwang es hoch im Bogen durch die Luft und klatschend legten sich die feuchten Zipfel um die runden Backen der gebückten Frau. Diese stieß einen gellenden Schrei aus, sie erhob sich und wollte sich auf die Angreiferin stürzen, aber das zurückgeschwungene Leinen fuhr ihr von der anderen Seite um den Kopf und zeternd

prallte sie zurück. Die neue Art kalter Umschläge erwies sich als sehr wirksam. Wie ein gutangemessener Maulkorb zogen sie der Frau die Backen zusammen.

In eben diesem Augenblick betrat Reiner mit Olga den Hof. Mit raschem Blick hatte diese die Sachlage erkannt.

„Bleiben Sie zurück," herrschte sie ihrem verblüfften Begleiter gebieterisch zu und eilte nach dem Grashof.

Sie faßte ihre Mutter kräftig bei den Schultern; diese wandte sich erzürnt um, als sie aber ins Antlitz ihrer Tochter sah, senkte sie beschämt die Augen zu Boden.

Nun richteten sich Olgas Blicke vorwurfvoll auf Traudchen.

„Ich werde mit Ihnen noch allein über diese Begegnung sprechen," sagte sie in bestimmtem Tone.

Die Wirtstochter konnte sich nicht so schnell beruhigen, sie klagte, schimpfte und lamentierte der erhöhten Wirkung halber deutsch und französisch durcheinander. Olga schien das kaum zu bemerken, hochaufgerichtet stand sie ruhig vor der Erregten. Diese Ruhe zwang Reiner unbedingte Bewunderung ab, die Aufführung seines Mädchens konnte ihm garnicht gefallen.

„Helfen Sie die Wäsche wieder auslegen," gebot Olga ihrer Magd, dann legte sie den Arm um die Mutter. Geduldig wie ein Kind ließ diese sich von ihr hinwegführen.

„Der hab' ich's ordentlich gegeben, der Säuferin," sagte Traudchen, indem sie noch glühend vom Streit vor ihren Verlobten trat.

Reiner sah sie fremd an. Ihr Gesicht erschien ihm in diesem Augenblick roh und gemein.

„Ist Dein Bruder Heinrich zu Hause?" fragte er, ohne auf ihre Worte etwas erwidert zu haben, und er ging, um demselben den Unfall seines Kompagnons mitzuteilen.

VII.

Keiner konnte nicht über den Eindruck fortkommen, den ihm die beiden Mädchen gemacht, als sie einander gegenübergestanden. Was ihm an Olga so groß erschienen, war es denn etwas Anderes gewesen als der Stolz, den er sonst für ihren schlimmsten Fehler hielt? Und hatte er sich nicht früher oft genug gesagt, daß gerade Traudchen zu ihm passe, weil sie eine Bauerntochter sei? Wie konnte er ihr übelnehmen wollen, daß sie sich handgreiflich an einer Gegnerin gerächt hatte? Er hielt sich vor, wie er selbst Kierkejaard gegenüber gehandelt habe. Nein, auch in ihm war Bauernblut, und wenn er in der letzten Zeit sich viel von dem Benehmen und der Ausdrucksweise Gerhardts angeeignet hatte, so erschien ihm das jetzt als ein Unrecht gegen seine Abstammung.

Man muß nicht über sich hinauswollen, dachte er, und ein Ausspruch seines Vaters fiel ihm ein: daß aus einem Stalleimer im Leben keine Bowle würde. Er war geneigt, die Richtigkeit dieses Satzes jetzt rückhaltlos anzuerkennen und verschloß sich mit Gewalt der Einsicht, daß am Ende doch bei Menschen und Gefäßen immer noch mehr auf den Inhalt ankomme, als auf die Form.

Er gab sich förmlich Mühe, es zu übersehen, daß der Baumeister ihn seit dem Vorfall beim Kanalbau mit noch größerer Vertraulichkeit und Freundlichkeit behandelte als früher. Er ist der feine Herr, und ich bin der Bauernsohn, so wird es auch bleiben, sagte er sich und nahm

gegen seine bessere Empfindung auch äußerlich einen rauhen Ton und ein plumpes Auftreten an.

So bewies er sich aufs deutlichste, daß die stolze Tochter seines Chefs durchaus nicht imstande sei, ihm Bewunderung einzuflößen, und daß es in der That Traudchen sei, die zu ihm gehöre.

Auch dafür, daß diese ihn in der letzten Zeit schlecht behandelte, fand er eine Entschuldigung. Sie ist der Heimlichkeit eben so überdrüssig wie Du, sie muß ja selbstredend vielmehr darunter leiden. Daß Du noch immer nicht recht Ernst machst, das kränkt sie. Dies hielt er sich so lange vor, bis er es selbst glaubte, und so bestärkte ihn schließlich auch ihre Kälte und abweisende Haltung nur in seinem Vorhaben, ein zweites Mal um sie zu werben.

Zum Ueberfluß gesellte sich zu diesen Gründen, die er sich selbst mühsam zusammengestellt hatte, noch ein äußerer, der ihn aufs schnellste vorwärts trieb auf der Bahn des Freiers.

Er traf eines Tages mit Joseph Pätz zusammen. Sie hatten einander schon längere Zeit nicht gesehen und somit vieles zu erzählen. Reiner fand den Freund sehr verändert; sein Aussehen war frischer als sonst, seine ganze Stimmung gehoben. Mit Zuversicht sprach er von seinen geschäftlichen Unternehmungen.

„Es ist alles besser gegangen, als ich gedacht habe. Der Vater ist Tonius gegenüber vorsichtig, und ich glaube jetzt selbst, daß durch den Aufbau des neuen Hauses unser Grundstück um vieles wertvoller geworden ist. Wenn der Vater erst Besitzer zweier großer Häuser ist, so, hoffe ich, wird er sich zur Ruhe setzen, dann bleibt mir das Geschäft allein, und es nährt seinen Mann.“ Das Herz ging ihm auf, während er so sprach, und er erzählte am Ende auch von Frau Riren und von ihrer Tochter Johanna, wovon er noch nie gegen einen Andern zu sprechen gewagt hatte. „Sie muß Schweres durchgemacht haben. Es ist nur eine bescheidene Stellung, die ich ihr verschafft habe, aber nun

ist es rührend, wie dankbar sie sich beweist. Sie fühlt sich glücklich, und ich glaube, sie könnte auch einen Andern glücklich machen."

In diese hoffnungsfrohen Gedanken fiel Reiner mit rauhen Worten ein.

„Ihre Vergangenheit scheint aber doch sehr fragwürdig. Nimm Dich in Acht, ich glaube, Du bist auf dem besten Wege, Dich in sie zu verlieben. Das wäre doch gar zu traurig."

Joseph konnte durchaus nichts Trauriges darin finden.

„Sie ist nicht schlecht; davon bin ich überzeugt. Zu was sie das Unglück auch getrieben hat, sie kann nichts Schlechtes gethan haben."

„Ich bitte Dich, nach Deiner Schilderung, wie Du sie den ersten Morgen auf der Straße getroffen hast, läßt sich doch das Schlimmste vermuten."

Aber Joseph wollte sich durchaus nicht überzeugen lassen. Er sprach wie ein gläubiges Kind von der Unschuld, die auch in den schlimmsten Lagen sich zu bewahren wisse. Zum Schluß fragte er noch mit seltsamem Ausdruck: „Glaubst Du denn in dieser Hinsicht die höchsten Anforderungen stellen zu dürfen?"

Reiner verstand nicht, was er mit dieser Frage wolte. „Ich dächte so gut wie ein Anderer das Recht zu haben, eine Frau von makelloser Vergangenheit zu beanspruchen," sagte er, und da er weiter nichts über diese Sache zu erwidern wußte, so erkundigte er sich nach Tonius.

Auch von diesem sprach der Bruder jetzt mit weniger Bitterkeit als früher. Er hat schwer ausgehalten, besonders in den ersten Tagen. Jetzt geht es wieder viel besser, und wenn er auch noch hinkt, so kann er doch schon wieder nach Schellbergs hingehen.

Reiners Antlitz verdüsterte sich. „Was will er denn dort?" fragte er.

„Nun, er hat doch mit seinem Kompagnon manches zu besprechen. Die Sache mit dem Einsturz des Schachtes.

ist ja wohl ziemlich kostspielig, und die Behörde sieht ihnen jetzt scharf auf die Finger."

„Wir spüren das auch;" gab Reiner zu. „Aber glaubst Du nicht, daß Tonius sich um Traudchen Schellberg bewirbt?"

Joseph sah den Frager erstaunt an. „Meinst Du, daß er nicht auf makellosen Ruf bei seiner Frau sehen würde?"

Da fuhr Reiner auf: „Was soll das heißen? Ich hoffe, daß Du nichts an diesem Mädchen auszusetzen hast; denn daß Du es nur weißt, ich selbst werbe um sie."

„Das habe ich nicht anders erwartet," entgegnete der Andere, mit dem Kopf nickend, „bleibe doch nur ruhig, ich will ja nichts gesagt haben."

„Du hast es aber gethan, und ich muß Dich bitten, mir die Gründe für Deine mir unverständlichen Bemerkungen mitzuteilen."

„Es ist ja weiter nichts Schlimmes, da Du sie heiraten willst," begütigte Joseph. „Tonius hat in den ersten Nächten allerlei gesprochen von Dir und Traudchen, wenn ihn das Fieber packte. Ich kann es Dir so nicht wieder erzählen, wie er es vorbrachte, aber es war augenscheinlich, daß er auf Euch beide irgend einen Verdacht hat. Die Gründe wirst Du wohl besser kennen als ich."

Reiner stieg das Blut zu Kopf, seine Stirnadern schwollen. Schwer ließ er die Faust auf den Tisch fallen und murmelte Drohungen vor sich hin. Endlich begann er noch immer in gereiztem Ton: „Und Du mußtest natürlich alles glauben, was er im Fieberwahn schwatzte? Ein unbekanntes Mädchen, das Du von der Straße aufliest, das hältst Du für wert, es zu Deiner Frau zu machen, aber mir, den Du jahrelang kennst, mir darfst Du natürlich auf ein solches Zeugnis hin gleich das Allerschlimmste zutrauen."

Joseph wurde bestürzt bei der Heftigkeit des Andern. „Seine Aussagen waren wirr, aber grade wenn er von der

Karnevalsnacht sprach, in der der Baumeister Gerhardt bestohlen worden ist, dann gab er so viele Einzelheiten an, daß weder ich noch mein Vater an der Richtigkeit seiner Andeutungen zweifelten. •Ich habe aber stets geglaubt, daß Du alles wieder gut machen würdest."

Das werd' ich und das muß ich," rief Reiner, „obgleich Dein Mißtrauen ungerechtfertigt ist."

„Wenn ich das sicher wüßte, ich gäbe etwas darum; denn auch von andern Sachen, die Tonius von jener Nacht erzählte, wünschte ich wohl, daß sie unwahr wären. Er fabelte von dem Diebstahl bei Gerhardt tolles Zeug, das mich und den Vater beunruhigte."

„Alles Phantasieen. Ich versichere Dir, daß Dein Verdacht falsch ist;" sagte Reiner eifrig. „Du mußt mir das glauben, ich gebe Dir die Hand darauf."

Joseph ergriff freudig des Freundes ihm dargebotene Rechte. „Du machst mir das Herz froh," sagte er. „Ich bin jetzt überzeugt, daß Tonius im Fieber irre sprach."

„Und Dein Vater hat diese Reden auch gehört?" sagte der Andere. „Ihn kann ich nicht wie Dich von ihrer Inhaltlosigkeit überzeugen, und er wird sie schwerlich für sich behalten. Es ist mir aber auch ganz lieb so, ich muß jetzt thun, was ich ohnehin wollte: das Mädchen heiraten." —

Diese Erkenntnis, daß Traudchens Ruf gefährdet sei, war es, die Reiners Entschluß vollends zur Reife brachte. Noch am selben Abend eröffnete er seinem Vater sein Vorhaben.

Overmann war im letzten Jahre bedeutend gealtert. Seine hohe Gestalt war zusammengefallen. Der große, kahle Kopf beugte sich auf die eingesunkene Brust herab. Der Bauch war geschwollen, aber die Glieder schwanden mehr und mehr. Das Verständnis für die Zeit war ihm ganz abhanden gekommen. Stets erzählte er mit greisenhafter Geschwätzigkeit von den schönen Zuständen, die während seiner Jugend in der Stadt geherrscht hatten. Die

ungepflasterten Straßen, auf denen noch vor den einstöckigen Häusern die Jauchelöcher und die Düngerhaufen lagen, erschienen ihm schöner als die glatten Basaltfahrbahnen, und die asphaltierten Bürgersteige an den endlos hohen Bauten der modernen Stadt.

„Wer früher nicht sein Brod nahm von dem Bäcker, der mit ihm in derselben Straße wohnte, und sein Fleisch nicht beim benachbarten Schlächter holte, der wurde als ein unzufriedener Mann angesehen. Man kannte sich, einer konnte dem andern nachrechnen, was er verdiente. Wenn der Nachbar Schmitz sein Haus anstreichen lassen wollte, dann wußte ich ganz genau, ob er es bezahlen konnte; damals gab's nichts zu schwindeln. Heute ist das alles anders. Jeder verlangt mehr Kredit als er Geld hat. Nichts als Krämer und Spekulanten in der Stadt. Der Handwerkerstand geht ganz zurück. Das Brod wird in Wagen durch die Stadt gefahren; keiner, der es ißt, hat die Fabrik je gesehen, in der es gemacht wird, und weiß, wie es dort zugeht. Das Fleisch kommt von Amerika, ich weiß nicht, ob ich Pferdefleisch esse oder noch was Schlimmeres."

So hatte der Alte an allem etwas auszusetzen, und endlos waren seine Lobpreisungen der guten alten Zeit.

Auch als Reiner heute den Namen Schellberg kaum genannt hatte, fuhr der Vater los: „Ein leichtsinniger Mann ist der geworden mit seinem grauen Haar. Er hat mir selbst erzählt, daß er einen Wechsel unterschrieben hat; das war der Wechsel der Zeiten, ich unterschreib ihn nicht mehr. Draußen das Land verkauft er, wo sein Korn drauf gewachsen ist und seine Rüben, und dafür läßt er sich Hypotheken geben auf Häuser, die noch gebaut werden sollen, oder er giebt das Geld seinem Sohn und diesem jungen Pätz. Die werden es bald klein kriegen."

„Sie müssen aber doch auch Geld in ihrem Geschäfte haben," wagte Reiner einzuwerfen, „wie sollen sie sonst vorwärts kommen?"

„Geld?" rief der Alte. „Haben sie nichts gelernt,

haben sie nicht gesunde Glieder zur Arbeit? Damit kann man auch vorwärts kommen. Und wenn der alte Schellberg sein Land zusammenhielte und das später seinen Kindern hinterließe, so hätten sie was. So aber wird schon alles draufgebracht, solange er noch lebt, und ich seh' es kommen, daß er eines schönen Tages dasteht und hat selber nichts mehr."

„Es kann ja manches mißglücken," gab Reiner zu, um den Vater zu beruhigen. „Sie haben einen schlechten Anfang gehabt. Aber die Grundstücke, die Schellberg hier in der Stadt und in der Neustadt hat, die werden steigen, da kann er sich leicht wieder erholen. Und wenn er seinen Sohn Häuser darauf bauen läßt, statt selbst Gemüse darauf zu bauen, so kann er dadurch mehr gewinnen."

„Das wollen wir erst noch sehen," grollte der Alte. „Verachte nur den Kappesbauer. Er ist ein ehrlicher Mann und hat sein Auskommen. Der Schellberg hatte gerade genug; daß er ein Nimmersatt ist, das wird ihm den Hals brechen. Aber Dir gehts auch nicht um den Alten," fuhr er fort, aus seinen großen feuchten Augen einen mißtrauischen Blick auf seinen Sohn heftend, „Dir geht's um den Sohn, dem der Vater leichtsinniger Weise sein Vermögen in die Finger giebt. Du möchtest wohl, daß ich auch so ein Narr wär."

Reiner wurde unruhig. Er hatte alles vermeiden wollen, den alten Mann zu reizen, aber das war unmöglich; denn schon lange war der so und witterte hinter jedem Wort, das jemand sagte, um das Neue zu loben, einen Versuch, ihn selbst für die neue Zeit zu begeistern.

„Ich weiß, was Ihr mir seinerzeit gesagt habt, Vater," hob er an, „ich habe bei Euren Lebzeiten nichts von Euch zu erwarten. Ich bin auch mit meiner Stellung zufrieden, und mein Gehalt genügt mir vollständig. Ich will nicht versuchen, Euch von Eurem Vorsatz abzubringen. Aber," setzte er vorsichtig hinzu, „ein anderes Verbot von Euch ist mir hart, und das könntet Ihr wohl zurück

nehmen. Ich möchte noch einmal um Schellbergs Traudchen werben."

Der Alte sprang aus seinem Lehnstuhl auf, als er das hörte. „Das soll ich zugeben? Nie, nie!" rief er hastig.

Es entstand eine schwüle Pause, dann ließ sich Obermann wieder schwer in den Sessel zurückfallen. „Du hättest mir das nicht anthun sollen," sagte er, „der alte Schellberg hat mich beleidigt. Ich gehe ihm nicht wieder ins Haus. Du mußt Dir einen andern Freiwerber suchen."

„Ich will selbst hingehen und den Alten fragen," erwiderte Reiner leise, aber bestimmt.

„Und mich fragst Du nur so der Form halber, Du bist schon vorher entschlossen. Geh nur, meine Einwilligung erhältst Du nicht."

„Ich bitte Euch, Vater, es wird mir schwer, gegen Euren Willen den Schritt zu thun."

„Du bist mündig, mach, was Du willst. Ich kann Dich nicht hindern. Aber das sage ich Dir: Mein Haus betrittst Du dann nicht wieder. Achttausend Thaler kriegt das Mädchen, das kommt Dir jetzt viel vor, Du wirst aber noch sehen, daß sich wenig damit anfangen läßt in Deinem Geschäft. Von mir hättest Du später ein gut Teil mehr zu erwarten, aber nur, wenn Du das Mädchen nicht heiratest."

„Mir liegt nichts an dem Gelde, Vater. Aber ich kann nicht anders, ich muß Traudchen heiraten."

„Dir liegt nur an dem Gelde, Bube," schrie der Alte zornig, „ich weiß, daß Du schon lange darunter leidest, daß ich Dir nicht dazu verhelfen will."

„Habe ich Euch schon einmal belogen?" fragte Reiner sich stolz aufrichtend.

„Du thust es jetzt. Geh nur und frei' das Geld, hilf den alten Schellberg rupfen. Wenn ihr zu dreien an ihn kommt, so ist die Qual schneller überstanden. Mein Sohn bist Du aber nicht mehr."

„Vater," bat Reiner noch einmal beweglich. „Ich will

nichts von ihm als seine Tochter. Ich nähme sie und wenn sie nichts hätte, als was sie auf dem Leibe trägt. Ihr müßt mir glauben, Vater."

„Ich thu' es aber nicht," rief der Andere, eigensinnig eine bessere Regung in sich unterdrückend. „Laß das Mädchen laufen. Ich habe nichts gegen sie, aber die Familie ist mir verhaßt. Ich gebe nicht zu, daß Du da hineinheiratest."

„Ich muß es thun," erwiderte Reiner, nun auch laut und trotzig, „wenn nicht mit Eurer Erlaubnis, dann ohne sie. Ich muß."

Des Alten Brust atmete schwer. „Ist das Dein letztes Wort?" fragte er, noch mühsam an sich haltend.

„Ich kann nicht anders."

„Dann geh. Zu mir brauchst Du nicht wieder zurückzukommen. Magst Du das Mädchen kriegen oder auch mit Hohn und Spott davongejagt werden, wie ich seinerzeit, ich will nichts davon wissen. Wir sind geschiedene Leute. Geh aus meinen Augen. Ein Sohn, der nicht zu gehorchen weiß, ist kein Sohn mehr. Hinaus mit Dir!"

Immer stärker war seine Stimme angeschwollen, während er so sprach, bis sie bei den letzten Worten in ein Brüllen ausartete.

Reiner hatte sich der Thür zugekehrt, noch einmal wandte er sich um, als wolle er einen letzten Versuch machen, den Zorn des Vaters zu beschwichtigen, aber der Arm des Aufgebrachten wies drohend nach der Thür: „Hinaus, hinaus!"

Da öffnete sich die Thür, und Reiners Mutter stand auf der Schwelle, bleich und bebend.

„Vater," rief sie angstvoll die Hände ringend, „Vater, verstoß ihn nicht! Reiner, gieb nach!"

Es war zu spät.

„Laß ihn gehen, ehe ich ihn verfluche," rief der Alte ungestüm, und der Sohn sagte sanfter, aber nicht ohne wilde Entschlossenheit im Ton: „Ich muß das Mädchen heiraten, ich kann nicht zurück."

Und als er ihre Augen, von Thränen feucht, mit banger Bitte auf sich gerichtet sah, da ward ihm weh ums Herz, er fürchtete selbst, daß sein Entschluß an dem Flehen der Mutter scheitern könne, und das durfte er nicht, da stürzte er an der zitternden Frau vorbei, hinaus. —

Totenstill war's im Zimmer. Wortlos, regungslos standen die Eltern einander gegenüber, die ihren einzigen Sohn verloren hatten.

Schon wollte die Mutter mit sanftem Vorwurf anheben: „Du warst zu heftig, Vater!" da ersah sie, wie das zornige Gesicht ihres Mannes erbleichte. Aschfahl wurden die Wangen, die grauen Augen stierten ausdrucklos ins Leere, die große Gestalt erbebte und schwankte.

Mühsam stützte ihn die Frau. Sie mußte alle ihre Kraft anwenden, um ein Fallen zu verhindern und ihn in den Lehnstuhl niedersinken zu lassen.

Da saß der Greis, den Kopf machtlos auf die Brust herabgesenkt, die Arme schlaff am Körper herniederhängend, das Gesicht verzerrt. — — —

Reiner irrte in der Nacht umher. Es trieb ihn auf die gewohnten Straßen, er schritt durch den Vorort und hatte bald die Ziegelei erreicht. Einen Augenblick zögerte er, wohin er sich nun wenden sollte. Sein Weg führte ihn an Kierkejaards Hütte vorbei, sie lag in träumendem Dunkel. Matt drang das Schreien eines Kindes aus ihr hervor.

Der klagende Ton klang schauerlich durch die schweigende Nacht. Es war Reiner, als sei er selbst ein Kind und liege einsam, ganz einsam mitten im Felde, um ihn alles dunkel und in ihm alles dunkel, und seiner eigenen Brust entringe sich der klägliche Laut, der an sein Ohr schlug. Aber einsam blieb es um ihn und in ihm, und die Glieder waren ihm so matt und die Sinne so dumpf. Nichts als Einsamkeit und Schweigen und Dunkel und ein banges Stöhnen in der Brust wie die Stimme eines wimmernden Kindes.

Achtlos ging er weiter. Dort ragten die Oefen. Da fielen ihm die Nächte ein, die er in ihrem Schatten durchwacht hatte, was er in jenen Nächten gedacht und was er sich vorgenommen. Hätte er das alles erfüllt, gleich und ganz, er wäre jetzt nicht in so kläglicher Lage. Die Halbheit, die träge Halbheit war an allem Schuld.

Und drückender, immer drückender fiel das Nachtgefühl auf sein banges Herz, wie ein Verbrechen lag es auf seiner Seele. Der Mutter flehendes Auge sah ihn wieder an, und aus der Ferne kam ein Ton, wie das Säuseln des Nachtwindes in den Kräutern und Halmen, stärker und stärker anschwillend, bis er einherbrauste gleich dem Donner des Orkans, und es um ihn brüllte und heulte: Hinaus, hinaus!

Rascher schritt er aus.

In dunklen Umrissen wuchs vor ihm Gebüsch aus dem Boden, er hatte das Nüssenbergerwäldchen erreicht.

Wo die Straße in dasselbe einbog, stand eine alte Linde; im Schatten ihrer weitragenden Aeste hatte frommer Sinn ein Kreuz errichtet. Auf das Wurzelwerk des Baumes ließ sich der Wanderer nieder und versank in einen schlummerähnlichen Zustand.

Er mochte lange so gesessen haben, unerquickt schlug er endlich die Augen auf, als rings der Ruf der Hähne durch die Stille schallte. — Der Mond war aufgegangen, sein blasses Licht fiel auf das weißgetünchte Kreuz, das sich dicht vor Reiners Sitz erhob. Wie gebannt hingen die Blicke des Erwachten an dem Steinwerk. In der Dunkelheit hatte er es vorhin nicht bemerkt; sollte es ihm eine Mahnung sein?

Sein religiöses Gefühl hatte lange geschlummert. Er hatte die Kirche nicht gemieden und die Messe gehört, da es sein Vater verlangte; aber es war ihm äußeres totes Werk gewesen; kaum einmal ein Gedanke hatte ihn ergriffen an Höchstes, an Heiliges. Doch jetzt ergriff ihn ein Gefühl der Ehrfurcht, als er das Kreuz so lichtumflossen vor sich

ſah. Die alten heiligen Geſchichten fielen ihm wieder ein, längſt vergeſſen wie Kindermärchen und doch unvergeßlich. Er ſah an dem kahlen Kreuz die Chriſtusgeſtalt hängen mit blutenden Wunden und dem milden Schein um das ſchmerzenvolle Heilandhaupt.

In faſt abergläubiſcher Verehrung fiel er vor dem Bilde nieder und murmelte gewohnheitmäßig ſein Gebet. Es war das Vaterunſer, das ſeine Lippen herſagten, aber er ſprach es wie eine Beſchwörungsformel, nicht wie eine flehende Bitte, die aus zerknirſchtem Herzen aufſteigt.

Und mitten in ſeiner Andachtübung überkamen ihn ſündige Gedanken. Bisher haſt Du Dich ſo durchgeſchlagen ohne Hülfe des Himmels und der Heiligen, wie werden ſie Dein Gebet jetzt anſehen, wenn Du erſt zu ihnen kommſt, nachdem Dir das Waſſer bis an den Hals geht? Noch ein anderer Gedanke kam ihm. Du ſtehſt vor Chriſtus, er iſt ein Erbarmer, er hilft gern denen, die ihn in der Not anrufen.

Er hatte ſich erhoben und ſtand nachſinnend da. Es fiel ihm ein, daß Jeſus geſagt hatte: Vater, nicht mein, ſondern Dein Wille geſchehe. Wird er nicht von mir ein gleiches verlangen?

Traurig wendete er dem Kreuze den Rücken und ging davon, in die Nacht hinein.

Allmählich gewann ſein Eigenwille wieder die Oberhand über die leeren Schrecken und über die mahnenden Stimmen in ihm; er dachte nicht mehr an die Eltern, er dachte an ſich und wie er ſich die Zukunft geſtalten wolle. Er wollte ſich berauſchen an der Hoffnung, daß er nun endlich Traudchen ganz beſitzen werde, aber er fand wenig Beſeligung in dem Gefühl. Wenn er daran dachte, wie ſie zuſammen leben würden, wie er ſie zu ſeiner Frau erziehen wollte, ſo ſtörte ihn das Bewußtſein, daß er ſie nicht ſeiner Mutter zuführen dürfe.

Es war eine ſchwere Nacht für den verſtoßenen Sohn, aber als der frühe Sommermorgen im Oſten graute, war

ist es rührend, wie dankbar sie sich beweist. Sie fühlt sich glücklich, und ich glaube, sie könnte auch einen Andern glücklich machen."

In diese hoffnungsfrohen Gedanken fiel Reiner mit rauhen Worten ein.

„Ihre Vergangenheit scheint aber doch sehr fragwürdig. Nimm Dich in Acht, ich glaube, Du bist auf dem besten Wege, Dich in sie zu verlieben. Das wäre doch gar zu traurig."

Joseph konnte durchaus nichts Trauriges darin finden.

„Sie ist nicht schlecht; davon bin ich überzeugt. Zu was sie das Unglück auch getrieben hat, sie kann nichts Schlechtes gethan haben."

„Ich bitte Dich, nach Deiner Schilderung, wie Du sie den ersten Morgen auf der Straße getroffen hast, läßt sich doch das Schlimmste vermuten."

Aber Joseph wollte sich durchaus nicht überzeugen lassen. Er sprach wie ein gläubiges Kind von der Unschuld, die auch in den schlimmsten Lagen sich zu bewahren wisse. Zum Schluß fragte er noch mit seltsamem Ausdruck: „Glaubst Du denn in dieser Hinsicht die höchsten Anforderungen stellen zu dürfen?"

Reiner verstand nicht, was er mit dieser Frage wolte. „Ich dächte so gut wie ein Anderer das Recht zu haben, eine Frau von makelloser Vergangenheit zu beanspruchen," sagte er, und da er weiter nichts über diese Sache zu erwidern wußte, so erkundigte er sich nach Tonius.

Auch von diesem sprach der Bruder jetzt mit weniger Bitterkeit als früher. Er hat schwer ausgehalten, besonders in den ersten Tagen. Jetzt geht es wieder viel besser, und wenn er auch noch hinkt, so kann er doch schon wieder nach Schellbergs hingehen.

Reiners Antlitz verdüsterte sich. „Was will er denn dort?" fragte er.

„Nun, er hat doch mit seinem Kompagnon manches zu besprechen. Die Sache mit dem Einsturz des Schachtes

ist ja wohl ziemlich kostspielig, und die Behörde sieht ihnen jetzt scharf auf die Finger."

„Wir spüren das auch;" gab Reiner zu. „Aber glaubst Du nicht, daß Tonius sich um Traudchen Schellberg bewirbt?"

Joseph sah den Frager erstaunt an. „Meinst Du, daß er nicht auf makellosen Ruf bei seiner Frau sehen würde?"

Da fuhr Reiner auf: „Was soll das heißen? Ich hoffe, daß Du nichts an diesem Mädchen auszusetzen hast; denn daß Du es nur weißt, ich selbst werbe um sie."

„Das habe ich nicht anders erwartet," entgegnete der Andere, mit dem Kopf nickend, „bleibe doch nur ruhig, ich will ja nichts gesagt haben."

„Du hast es aber gethan, und ich muß Dich bitten, mir die Gründe für Deine mir unverständlichen Bemerkungen mitzuteilen."

„Es ist ja weiter nichts Schlimmes, da Du sie heiraten willst," begütigte Joseph. „Tonius hat in den ersten Nächten allerlei gesprochen von Dir und Traudchen, wenn ihn das Fieber packte. Ich kann es Dir so nicht wieder erzählen, wie er es vorbrachte, aber es war augenscheinlich, daß er auf Euch beide irgend einen Verdacht hat. Die Gründe wirst Du wohl besser kennen als ich."

Reiner stieg das Blut zu Kopf, seine Stirnadern schwollen. Schwer ließ er die Faust auf den Tisch fallen und murmelte Drohungen vor sich hin. Endlich begann er noch immer in gereiztem Ton: „Und Du mußtest natürlich alles glauben, was er im Fieberwahn schwatzte? Ein unbekanntes Mädchen, das Du von der Straße auflies't, das hältst Du für wert, es zu Deiner Frau zu machen, aber mir, den Du jahrelang kennst, mir darfst Du natürlich auf ein solches Zeugnis hin gleich das Allerschlimmste zutrauen."

Joseph wurde bestürzt bei der Heftigkeit des Andern. „Seine Aussagen waren wirr, aber grade wenn er von der

Karnevalsnacht sprach, in der der Baumeister Gerhardt bestohlen worden ist, dann gab er so viele Einzelheiten an, daß weder ich noch mein Vater an der Richtigkeit seiner Andeutungen zweifelten. Ich habe aber stets geglaubt, daß Du alles wieder gut machen würdest."

Das werd' ich und das muß ich," rief Reiner, „obgleich Dein Mißtrauen ungerechtfertigt ist."

„Wenn ich das sicher wüßte, ich gäbe etwas darum; denn auch von andern Sachen, die Tonius von jener Nacht erzählte, wünschte ich wohl, daß sie unwahr wären. Er fabelte von dem Diebstahl bei Gerhardt tolles Zeug, das mich und den Vater beunruhigte."

„Alles Phantasieen. Ich versichere Dir, daß Dein Verdacht falsch ist;" sagte Reiner eifrig. „Du mußt mir das glauben, ich gebe Dir die Hand darauf."

Joseph ergriff freudig des Freundes ihm dargebotene Rechte. „Du machst mir das Herz froh," sagte er. „Ich bin jetzt überzeugt, daß Tonius im Fieber irre sprach."

„Und Dein Vater hat diese Reden auch gehört?" sagte der Andere. „Ihn kann ich nicht wie Dich von ihrer Inhaltlosigkeit überzeugen, und er wird sie schwerlich für sich behalten. Es ist mir aber auch ganz lieb so, ich muß jetzt thun, was ich ohnehin wollte: das Mädchen heiraten." —

Diese Erkenntnis, daß Traudchens Ruf gefährdet sei, war es, die Reiners Entschluß vollends zur Reife brachte. Noch am selben Abend eröffnete er seinem Vater sein Vorhaben.

Overmann war im letzten Jahre bedeutend gealtert. Seine hohe Gestalt war zusammengefallen. Der große, kahle Kopf beugte sich auf die eingesunkene Brust herab. Der Bauch war geschwollen, aber die Glieder schwanden mehr und mehr. Das Verständnis für die Zeit war ihm ganz abhanden gekommen. Stets erzählte er mit greisenhafter Geschwätzigkeit von den schönen Zuständen, die während seiner Jugend in der Stadt geherrscht hatten. Die

ungepflasterten Straßen, auf denen noch vor den einstöckigen Häusern die Jauchelöcher und die Düngerhaufen lagen, erschienen ihm schöner als die glatten Basaltfahrbahnen, und die asphaltierten Bürgersteige an den endlos hohen Bauten der modernen Stadt.

„Wer früher nicht sein Brod nahm von dem Bäcker, der mit ihm in derselben Straße wohnte, und sein Fleisch nicht beim benachbarten Schlächter holte, der wurde als ein unzufriedener Mann angesehen. Man kannte sich, einer konnte dem andern nachrechnen, was er verdiente. Wenn der Nachbar Schmitz sein Haus anstreichen lassen wollte, dann wußte ich ganz genau, ob er es bezahlen konnte; damals gab's nichts zu schwindeln. Heute ist das alles anders. Jeder verlangt mehr Kredit als er Geld hat. Nichts als Krämer und Spekulanten in der Stadt. Der Handwerkerstand geht ganz zurück. Das Brod wird in Wagen durch die Stadt gefahren; keiner, der es ißt, hat die Fabrik je gesehen, in der es gemacht wird, und weiß, wie es dort zugeht. Das Fleisch kommt von Amerika, ich weiß nicht, ob ich Pferdefleisch esse oder noch was Schlimmeres."

So hatte der Alte an allem etwas auszusetzen, und endlos waren seine Lobpreisungen der guten alten Zeit.

Auch als Reiner heute den Namen Schellberg kaum genannt hatte, fuhr der Vater los: „Ein leichtsinniger Mann ist der geworden mit seinem grauen Haar. Er hat mir selbst erzählt, daß er einen Wechsel unterschrieben hat; das war der Wechsel der Zeiten, ich unterschreib ihn nicht mehr. Draußen das Land verkauft er, wo sein Korn drauf gewachsen ist und seine Rüben, und dafür läßt er sich Hypotheken geben auf Häuser, die noch gebaut werden sollen, oder er giebt das Geld seinem Sohn und diesem jungen Pätz. Die werden es bald klein kriegen."

„Sie müssen aber doch auch Geld in ihrem Geschäfte haben," wagte Reiner einzuwerfen, „wie sollen sie sonst vorwärts kommen?"

„Geld?" rief der Alte. „Haben sie nichts gelernt,

haben sie nicht gesunde Glieder zur Arbeit? Damit kann man auch vorwärts kommen. Und wenn der alte Schellberg sein Land zusammenhielte und das später seinen Kindern hinterließe, so hätten sie was. So aber wird schon alles draufgebracht, solange er noch lebt, und ich seh' es kommen, daß er eines schönen Tages dasteht und hat selber nichts mehr."

„Es kann ja manches mißglücken," gab Reiner zu, um den Vater zu beruhigen. „Sie haben einen schlechten Anfang gehabt. Aber die Grundstücke, die Schellberg hier in der Stadt und in der Neustadt hat, die werden steigen, da kann er sich leicht wieder erholen. Und wenn er seinen Sohn Häuser darauf bauen läßt, statt selbst Gemüse darauf zu bauen, so kann er dadurch mehr gewinnen."

„Das wollen wir erst noch sehen," grollte der Alte. „Verachte nur den Kappesbauer. Er ist ein ehrlicher Mann und hat sein Auskommen. Der Schellberg hatte gerade genug; daß er ein Nimmersatt ist, das wird ihm den Hals brechen. Aber Dir gehts auch nicht um den Alten," fuhr er fort, aus seinen großen feuchten Augen einen mißtrauischen Blick auf seinen Sohn heftend, „Dir geht's um den Sohn, dem der Vater leichtsinniger Weise sein Vermögen in die Finger giebt. Du möchtest wohl, daß ich auch so ein Narr wär."

Reiner wurde unruhig. Er hatte alles vermeiden wollen, den alten Mann zu reizen, aber das war unmöglich; denn schon lange war der so und witterte hinter jedem Wort, das jemand sagte, um das Neue zu loben, einen Versuch, ihn selbst für die neue Zeit zu begeistern.

„Ich weiß, was Ihr mir seinerzeit gesagt habt, Vater," hob er an, „ich habe bei Euren Lebzeiten nichts von Euch zu erwarten. Ich bin auch mit meiner Stellung zufrieden, und mein Gehalt genügt mir vollständig. Ich will nicht versuchen, Euch von Eurem Vorsatz abzubringen. Aber," setzte er vorsichtig hinzu, „ein anderes Verbot von Euch ist mir hart, und das könntet Ihr wohl zurück

womit er seinen schweigsamen Begleiter auf das gewünschte Thema hätte bringen können. Schließlich schlug er den Weg ein, von dem ihm die alte Frau abgeraten, und er begann damit, dem jungen Mann von dem Besuche seiner Mutter zu erzählen.

Reiner schien in der That durch diese Eröffnung nicht sehr angenehm berührt zu sein, er schaute finster vor sich hin.

„Sie hat mir Dinge mitgeteilt," fuhr indes der Baumeister ruhig fort, „die mir um Ihretwillen sehr leid sind. Es wird nicht jedem Menschen in Ihrem Alter noch geboten, daß er ein Vaterhaus hat, in das er zurückkehren kann."

„Sie werden wissen, daß ich auch nicht dahin zurückkommen darf," sagte Reiner hart.

„Ah, Sie glauben doch nicht, daß der Zorn Ihres Vaters unüberwindlich bleiben wird?" fragte Gerhardt.

„Sie kennen meinen Vater und mich nicht recht, Herr Baumeister."

„Das muß ich, was Ihren Vater anbetrifft, unbedingt zugeben, mit Ihnen ist es doch etwas Anderes. Aber Sie haben mich unterbrochen. Ich verstehe vollkommen, daß Sie sich auch nach einem eigenen Heim sehnen. Verzeihen Sie mir nur die eine Frage: Glauben Sie mit der Frau, die Sie sich ersehen haben, auch jemals auf einen so vertrauten Fuß zu kommen, wie mit Ihren Eltern. Sonst ist es doch ein unvorteilhafter Tausch."

Reiner erwiderte nichts auf diese Frage, aber Gerhardt ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er wiederholte sie noch eindringlicher: „Ihre Mutter war mir gegenüber offener, als Sie vielleicht für angenehm finden. Sie hat mir auch gesagt, wer das Mädchen ist, um deretwillen Sie den natürlichen Schritt gethan haben, Vater und Mutter zu verlassen. Ich kenne die junge Dame etwas, aber jedenfalls nicht so gut wie Sie, und so möchte ich aus Ihrem Munde hören, ob Sie erwarten, an ihr jemals eine so treue Beraterin zu finden, wie Sie eine an Ihrer Mutter haben. Sie können,

nichts von ihm als seine Tochter. Ich nähme sie und wenn sie nichts hätte, als was sie auf dem Leibe trägt. Ihr müßt mir glauben, Vater."

„Ich thu' es aber nicht," rief der Andere, eigensinnig eine bessere Regung in sich unterdrückend. „Laß das Mädchen laufen. Ich habe nichts gegen sie, aber die Familie ist mir verhaßt. Ich gebe nicht zu, daß Du da hineinheirateſt."

„Ich muß es thun," erwiderte Reiner, nun auch laut und trotzig, „wenn nicht mit Eurer Erlaubnis, dann ohne sie. Ich muß."

Des Alten Brust atmete schwer. „Ist das Dein letztes Wort?" fragte er, noch mühsam an sich haltend.

„Ich kann nicht anders."

„Dann geh. Zu mir brauchst Du nicht wieder zurückzukommen. Magst Du das Mädchen kriegen oder auch mit Hohn und Spott davongejagt werden, wie ich seinerzeit, ich will nichts davon wissen. Wir sind geschiedene Leute. Geh aus meinen Augen. Ein Sohn, der nicht zu gehorchen weiß, ist kein Sohn mehr. Hinaus mit Dir!"

Immer stärker war seine Stimme angeschwollen, während er so sprach, bis sie bei den letzten Worten in ein Brüllen ausartete.

Reiner hatte sich der Thür zugekehrt, noch einmal wandte er sich um, als wolle er einen letzten Versuch machen, den Zorn des Vaters zu beschwichtigen, aber der Arm des Aufgebrachten wies drohend nach der Thür: „Hinaus, hinaus!"

Da öffnete sich die Thür, und Reiners Mutter stand auf der Schwelle, bleich und bebend.

„Vater," rief sie angstvoll die Hände ringend, „Vater, verstoß ihn nicht! Reiner, gieb nach!"

Es war zu spät.

„Laß ihn gehen, ehe ich ihn verfluche," rief der Alte ungestüm, und der Sohn sagte sanfter, aber nicht ohne wilde Entschlossenheit im Ton: „Ich muß das Mädchen heiraten, ich kann nicht zurück."

Und als er ihre Augen, von Thränen feucht, mit banger Bitte auf sich gerichtet sah, da ward ihm weh ums Herz, er fürchtete selbst, daß sein Entschluß an dem Flehen der Mutter scheitern könne, und das durfte er nicht, da stürzte er an der zitternden Frau vorbei, hinaus. —

Totenstill war's im Zimmer. Wortlos, regungslos standen die Eltern einander gegenüber, die ihren einzigen Sohn verloren hatten.

Schon wollte die Mutter mit sanftem Vorwurf anheben: „Du warst zu heftig, Vater!" da ersah sie, wie das zornige Gesicht ihres Mannes erbleichte. Aschfahl wurden die Wangen, die grauen Augen stierten ausdrucklos ins Leere, die große Gestalt erbebte und schwankte.

Mühsam stützte ihn die Frau. Sie mußte alle ihre Kraft anwenden, um ein Fallen zu verhindern und ihn in den Lehnstuhl niedersinken zu lassen.

Da saß der Greis, den Kopf machtlos auf die Brust herabgesenkt, die Arme schlaff am Körper herniederhängend, das Gesicht verzerrt. — — —

Reiner irrte in der Nacht umher. Es trieb ihn auf die gewohnten Straßen, er schritt durch den Vorort und hatte bald die Ziegelei erreicht. Einen Augenblick zögerte er, wohin er sich nun wenden sollte. Sein Weg führte ihn an Kierkejaards Hütte vorbei, sie lag in träumendem Dunkel. Matt drang das Schreien eines Kindes aus ihr hervor.

Der klagende Ton klang schauerlich durch die schweigende Nacht. Es war Reiner, als sei er selbst ein Kind und liege einsam, ganz einsam mitten im Felde, um ihn alles dunkel und in ihm alles dunkel, und seiner eigenen Brust entringe sich der klägliche Laut, der an sein Ohr schlug. Aber einsam blieb es um ihn und in ihm, und die Glieder waren ihm so matt und die Sinne so dumpf. Nichts als Einsamkeit und Schweigen und Dunkel und ein banges Stöhnen in der Brust wie die Stimme eines wimmernden Kindes.

Achtlos ging er weiter. Dort ragten die Oefen. Da fielen ihm die Nächte ein, die er in ihrem Schatten durchwacht hatte, was er in jenen Nächten gedacht und was er sich vorgenommen. Hätte er das alles erfüllt, gleich und ganz, er wäre jetzt nicht in so kläglicher Lage. Die Halbheit, die träge Halbheit war an allem Schuld.

Und drückender, immer drückender fiel das Nachtgefühl auf sein banges Herz, wie ein Verbrechen lag es auf seiner Seele. Der Mutter flehendes Auge sah ihn wieder an, und aus der Ferne kam ein Ton, wie das Säuseln des Nachtwindes in den Kräutern und Halmen, stärker und stärker anschwillend, bis er einherbrauste gleich dem Donner des Orkans, und es um ihn brüllte und heulte: Hinaus, hinaus!

Rascher schritt er aus.

In dunklen Umrissen wuchs vor ihm Gebüsch aus dem Boden, er hatte das Nüssenbergerwäldchen erreicht.

Wo die Straße in dasselbe einbog, stand eine alte Linde; im Schatten ihrer weitragenden Aeste hatte frommer Sinn ein Kreuz errichtet. Auf das Wurzelwerk des Baumes ließ sich der Wanderer nieder und versank in einen schlummerähnlichen Zustand.

Er mochte lange so gesessen haben, unerquickt schlug er endlich die Augen auf, als rings der Ruf der Hähne durch die Stille schallte. — Der Mond war aufgegangen, sein blasses Licht fiel auf das weißgetünchte Kreuz, das sich dicht vor Reiners Sitz erhob. Wie gebannt hingen die Blicke des Erwachten an dem Steinwerk. In der Dunkelheit hatte er es vorhin nicht bemerkt; sollte es ihm eine Mahnung sein?

Sein religiöses Gefühl hatte lange geschlummert. Er hatte die Kirche nicht gemieden und die Messe gehört, da es sein Vater verlangte; aber es war ihm äußeres totes Werk gewesen; kaum einmal ein Gedanke hatte ihn ergriffen an Höchstes, an Heiliges. Doch jetzt ergriff ihn ein Gefühl der Ehrfurcht, als er das Kreuz so lichtumflossen vor sich

sah. Die alten heiligen Geschichten fielen ihm wieder ein, längst vergessen wie Kindermärchen und doch unvergeßlich. Er sah an dem kahlen Kreuz die Christusgestalt hängen mit blutenden Wunden und dem milden Schein um das schmerzenvolle Heilandhaupt.

In fast abergläubischer Verehrung fiel er vor dem Bilde nieder und murmelte gewohnheitmäßig sein Gebet. Es war das Vaterunser, das seine Lippen hersagten, aber er sprach es wie eine Beschwörungsformel, nicht wie eine flehende Bitte, die aus zerknirschtem Herzen aufsteigt.

Und mitten in seiner Andachtübung überkamen ihn sündige Gedanken. Bisher hast Du Dich so durchgeschlagen ohne Hülfe des Himmels und der Heiligen, wie werden sie Dein Gebet jetzt ansehen, wenn Du erst zu ihnen kommst, nachdem Dir das Wasser bis an den Hals geht? Noch ein anderer Gedanke kam ihm. Du stehst vor Christus, er ist ein Erbarmer, er hilft gern denen, die ihn in der Not anrufen.

Er hatte sich erhoben und stand nachsinnend da. Es fiel ihm ein, daß Jesus gesagt hatte: Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Wird er nicht von mir ein gleiches verlangen?

Traurig wendete er dem Kreuze den Rücken und ging davon, in die Nacht hinein.

Allmählich gewann sein Eigenwille wieder die Oberhand über die leeren Schrecken und über die mahnenden Stimmen in ihm; er dachte nicht mehr an die Eltern, er dachte an sich und wie er sich die Zukunft gestalten wolle. Er wollte sich berauschen an der Hoffnung, daß er nun endlich Traudchen ganz besitzen werde, aber er fand wenig Beseligung in dem Gefühl. Wenn er daran dachte, wie sie zusammen leben würden, wie er sie zu seiner Frau erziehen wollte, so störte ihn das Bewußtsein, daß er sie nicht seiner Mutter zuführen dürfe.

Es war eine schwere Nacht für den verstoßenen Sohn, aber als der frühe Sommermorgen im Osten graute, war

er wieder hart. „Ich muß, ich will's," sagte er und kehrte nach dem Ziegelfelde zurück mit dem festen Entschluß, heute noch bei Schellberg sein Heil zu versuchen. — — —

Baumeister Gerhard hatte soeben mit dem alten Groß eine längere Besprechung gehabt über das schlechte Geschäft, das man bei den Kanalbauten mache, und im Anschluß daran redete sich der Schreiber einmal allen Kummer vom Herzen, den er über den Rückgang des gesamten Betriebes empfand.

„Zwei Zeichner sind entlassen," klagte er, „und der dritte soll auch fort, dann sitze ich allein in den großen Bureaur, und schließlich müssen der Herr Baumeister mich auch noch entlassen. Und das muß ich mit ansehen, jetzt wo alle Welt Geschäfte macht. Wo der junge Herr Schellberg ein Baubureau errichtet, und jeder Kappesbauer in unseren Artikel hineinpfuscht. Unser gutes, altes Geschäft, wollen Sie es denn wirklich ganz zu Grunde gehen lassen, Herr Baumeister?"

„Ich muß Geduld haben," sagte Gerhardt in mildem Ton, „mir geht es auch nah, Groß, das können Sie mir glauben."

„Ich glaub's auch, Herr Baumeister, aber nehmen Sie's einem alten Mann nicht übel, wenn er einmal ein Wort mehr sagt, als ihm in seiner Stellung zukommt. Sie lassen sich die Diebstahlgeschichte zu nahe gehen."

Gerhardt machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich sehe es jeden Tag mehr," fuhr der kleine Mann bekümmert fort. „Sie sind nicht mehr der feste Mann, der Sie waren. Ich wollte, Sie hätten sich nie mit der unglücklichen Militärverwaltung eingelassen. Läßt sich denn garnichts mehr retten, seit die Pläne verschwunden sind?"

„Ich darf mich über die Angelegenheit nicht so recht auslassen," entgegnete Gerhardt, „soviel kann ich Ihnen nur sagen, daß die Verwaltung sich sehr generös gezeigt hat. Das alte Projekt mußte fallen gelassen werden. Aber Sie wissen ja auch, daß ich unter der Hand dort zu dem beabsichtigten Zweck schon einen ganzen Grundstückkompler

zusammengekauft habe. An diesen stößt auf jeder Seite ein größeres Grundstück, und wenn ich eines dieser beiden dazubekommen könnte, so würde mir die Verwaltung das ganze Stück abnehmen und irgend eine Kaserne mit Exerzierplatz darauf bauen. Mein jetziger Besitz ist aber dafür zu klein, und die Nachbarstücke sind in Händen, die sie nicht fahren lassen. Was bleibt mir da anders übrig, als zu warten, bis ich die Grundstücke selbst verwerten kann. Wollte ich sie jetzt verkaufen, so erhielte ich nicht einmal den Preis dafür, den ich selbst bezahlt habe."

„Das kann aber noch lange dauern," meinte der Schreiber trübselig.

„Das wird es wohl, ein zehn, zwanzig Jahre können darüber hingehen.

„Und so lange muß das Kapital brach liegen, das in diese Erwerbungen gesteckt ist? Aber, Herr Baumeister, wenn wir doch unseren Kredit in Anspruch nehmen, so können wir weiterarbeiten ganz wie vorher, dann haben Sie doch Aussicht, den Schaden wieder gut zu machen."

„Ich arbeite nicht mit fremdem Gelde," entgegnete der Baumeister ablehnend. „Doch so weit sind wir auch noch nicht. Ich werde sehen müssen, daß ich die Ziegelei vergrößere, dafür läßt sich wohl noch Rat finden, und Geld ist damit auch zu verdienen. Wir werden uns schon so lange noch durchschlagen, bis auch da draußen gebaut werden kann."

„Sie werden es wohl noch erleben, Herr Baumeister, aber ich habe bis dahin jedenfalls mein Pult verlassen," schloß Groß elegisch. Dann ging er kopfschüttelnd hinaus.

Gerhardt blieb in Gedanken versunken am Schreibtisch sitzen. „Du hast Recht, Alter," murmelte er, „aber über mich ist das Schicksal gekommen; mit mir geht es bergab." —

Es klopfte zaghaft an die Thüre seines Zimmers, und auf seine Aufforderung trat eine fremde, alte Frau in einem einfachen Kattunkleide herein.

„Sind Sie der Herr Baumeister?" fragte die Be-

sucherin und sah den vor ihr Sitzenden aus dem schwarzen Seidenkopftuch hervor mit prüfenden Blicken an.

„Mein Name ist Gerhardt," nickte er, „bitte, nehmen Sie Platz."

Die Frau kam dieser Aufforderung nach, verlegen strich sie das Gewand über den Knieen glatt und scheu aufsehend begann sie: „Ich bin nämlich die Frau Obermann. Mein Sohn ist bei Ihnen angestellt, der Reiner."

„Sie sind die Mutter meines Verwalters?" sagte Gerhardt; „es freut mich, Sie kennen zu lernen," und er reichte ihr die Hand und sah sie freundlich an.

Auch das Gesicht der alten Frau klärte sich auf.

„Ich war bange, als ich hierherkam," sagte sie, mit dem Kopf nickend, „aber Sie haben ein gutes Gesicht, und ich glaube jetzt, daß ich nicht umsonst gekommen bin."

„Womit kann ich Ihnen denn dienen?" versetzte Gerhardt verbindlich.

„Es ist wegen meinem Jungen, daß ich herkomme, ich dachte, nach allem, was er so erzählte, daß Sie wohl zufrieden mit ihm sind."

Gerhardt nickte. „Ich kann ihm nur das beste Zeugnis ausstellen."

„Er ist auch ein braver Mensch," fuhr die Mutter fort, und ein glücklicher Stolz sprach aus ihren Mienen, „aber er ist ein Dickkopf. Er hat einen unbeugsamen Trotz, und was er sich einmal vorgenommen, davon läßt er sich durch nichts wieder abbringen."

„Das habe ich allerdings auch schon gemerkt. Aber ich glaube, daß er sich in der Regel auch nur das Rechte vornimmt."

„Es mag sein, und es ist ja am Ende auch nichts Unrechtes, was er sich jetzt vorgenommen hat, aber gegen den Willen seines Vaters sollte er es nicht durchsetzen wollen." Und nun erzählte sie Gerhardt Reiners Entschluß und den letzten Abend im Elternhause. „Mein Mann liegt jetzt schwer krank. Schlaganfall hat es der Doktor

genannt, was ihn gestern abend überkommen ist. Wenn er gestorben wäre, der Junge hätte sich doch ewig Vorwürfe machen müssen."

„Das ist eine traurige Geschichte, die Sie mir da erzählen," sagte der Baumeister nach einigem Schweigen. „Ich kenne Ihren Mann auch etwas, er hat, wie sein Sohn einen unbeugsamen Willen, wie soll das wieder gut werden?"

Die Alte nickte zu seinen Worten beistimmend, dann sagte sie mit einem Seufzer: „Er darf jetzt nicht wieder ins Haus kommen. Ich kann ihn nicht aufnehmen, so lange mein Mann es nicht will, und wenn er erst wieder auf den Beinen ist, so wird er ihn selbst auch nicht aufnehmen. Aber wissen Sie, er ist ein alter Mann, und sein Kopf ist nicht mehr so eisern, wie er früher war, er giebt doch zuweilen schon in kleinen Sachen nach. Ich will noch hoffen, daß alles wieder gut wird, solange der Reiner nur nicht das Mädchen heiratet, aber das muß verhindert werden; denn sonst ist eine Aussöhnung unmöglich. Und das ist es, worum ich den Herrn Baumeister bitten möchte, daß er dem Jungen einmal ins Gewissen redet."

Nachsinnend stützte Gerhardt den Kopf in die Hand. „Sie bringen mich in eine böse Lage, liebe Frau," sagte er, „ich kann nicht so ohne weiteres mit Ihrem Sohne über diese Sache reden. Sie nennen ihn Ihren Jungen, er ist aber kein Junge mehr, und ich stehe ihm gegenüber wie ein Mann dem andern. Ich habe nicht das Recht, mich in sein Vertrauen zu drängen. Und ich zweifle auch, ob es uns etwas helfen würde, wenn ich es wirklich thäte. Wenn er dem Rate seiner Eltern nicht einmal folgt, meinen wird er noch weniger beachten."

Aber Mutter Overmann ließ nicht nach. „Versuchen Sie's doch, Herr Baumeister. Gestern abend war er so erregt, er hätte sonst doch vielleicht nachgegeben. Und was das andere anbetrifft, so brauchen Sie ihm ja nicht gleich zu sagen, daß ich bei Ihnen gewesen bin und Ihnen alles

verraten hab' von ihm. Sie sprechen gewandt, Sie werden schon was aus ihm herauslocken, wobei Sie ihn fassen können, so daß sich alles ganz natürlich macht."

„Sie setzen ein so großes Vertrauen in mich, Frau Overmann, daß ich mich Ihnen nicht wohl versagen kann."

„Das kommt daher, daß auch mein Junge so sehr viel von Ihnen hält, und deshalb glaube ich sicher, Sie vermögen ihn, seinen Trotz aufzugeben. Wenn Sie es auch nicht können, dann muß ich schlecht von meinem eigenen Sohn denken. Fast hätte ich's gestern schon gethan als er sagte, daß er das Mädchen heiraten müsse. Wenn das wahr ist, Herr Baumeister, dann lassen Sie ihn in Gottesnamen, aber sagen Sie ihm dann auch, daß seine Mutter so wenig was von ihm wissen will wie sein Vater."

Des Baumeisters Gesicht wurde blaß. „Urteilen Sie nicht zu streng, Frau Overmann," sagte er weich, „überlassen Sie es der Gerechtigkeit des Himmels, die Sünden der Jugend zu strafen, Sie trifft den Schuldigen schwer genug."

Die einfache Frau wunderte sich, als der vornehme Mann so plötzlich wie ein Schuldbewußter vor ihr stand mit geneigtem Haupt, aber ein natürliches Gefühl sagte ihr, daß sie auf diese Worte nichts erwidern dürfe.

„Sie haben mir versprochen, mit ihm zu reden," sagte sie, „mehr wollte ich nicht, und ich danke Ihnen vielmals, daß Sie es thun werden."

Sie ging. Gerhardt reichte ihr zum Abschied die Hand. „Ich will hoffen, daß Ihr Kommen nicht vergeblich war." —

Er nahm, nachdem die Alte ihn verlassen, seinen Hut und ging nach dem Ziegelfeld hinaus. Sein Wunsch erfüllte sich, er traf den Gesuchten dort an, und nachdem er einen Gang mit ihm über die Bahnen gemacht, lud er Reiner ein, ihn auf dem Wege nach Köln zu begleiten. Indessen ungeachtet des Lobes, das Frau Overmann seiner Redegewandtheit gezollt hatte, wollte Gerhardt nichts einfallen,

womit er seinen schweigsamen Begleiter auf das gewünschte Thema hätte bringen können. Schließlich schlug er den Weg ein, von dem ihm die alte Frau abgeraten, und er begann damit, dem jungen Mann von dem Besuche seiner Mutter zu erzählen.

Reiner schien in der That durch diese Eröffnung nicht sehr angenehm berührt zu sein, er schaute finster vor sich hin.

„Sie hat mir Dinge mitgeteilt," fuhr indes der Baumeister ruhig fort, „die mir um Ihretwillen sehr leid sind. Es wird nicht jedem Menschen in Ihrem Alter noch geboten, daß er ein Vaterhaus hat, in das er zurückkehren kann."

„Sie werden wissen, daß ich auch nicht dahin zurückkommen darf," sagte Reiner hart.

„Ah, Sie glauben doch nicht, daß der Zorn Ihres Vaters unüberwindlich bleiben wird?" fragte Gerhardt.

„Sie kennen meinen Vater und mich nicht recht, Herr Baumeister."

„Das muß ich, was Ihren Vater anbetrifft, unbedingt zugeben, mit Ihnen ist es doch etwas Anderes. Aber Sie haben mich unterbrochen. Ich verstehe vollkommen, daß Sie sich auch nach einem eigenen Heim sehnen. Verzeihen Sie mir nur die eine Frage: Glauben Sie mit der Frau, die Sie sich ersehen haben, auch jemals auf einen so vertrauten Fuß zu kommen, wie mit Ihren Eltern. Sonst ist es doch ein unvorteilhafter Tausch."

Reiner erwiderte nichts auf diese Frage, aber Gerhardt ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er wiederholte sie noch eindringlicher: „Ihre Mutter war mir gegenüber offener, als Sie vielleicht für angenehm finden. Sie hat mir auch gesagt, wer das Mädchen ist, um deretwillen Sie den natürlichen Schritt gethan haben, Vater und Mutter zu verlassen. Ich kenne die junge Dame etwas, aber jedenfalls nicht so gut wie Sie, und so möchte ich aus Ihrem Munde hören, ob Sie erwarten, an ihr jemals eine so treue Beraterin zu finden, wie Sie eine an Ihrer Mutter haben. Sie können,

wie ich sehe, nicht mit einem bestimmten Ja darauf antworten. Ich warne Sie, Herr Overmann, dann übereilen Sie die Sache nicht, warten Sie, bis Sie das können."

„Ich danke Ihnen für das Interesse, das Sie an meinen Privatangelegenheiten nehmen, Herr Baumeister," sagte Reiner endlich, ich muß aber auf meinem Willen beharren. Ich kann Ihnen die Verhältnisse nicht auseinandersetzen, aber glauben Sie mir, daß ich triftige Gründe für meine Handlungsweise habe."

„Das heißt mit andern Worten: Kehren Sie vor Ihrer eigenen Thür," meinte Gerhardt, ohne sich im geringsten beleidigt zu zeigen. „Ich wußte, daß ich mit meiner Fürsorge schlecht bei Ihnen ankäme, ich habe das Ihrer Mutter auch unverhohlen gesagt, aber sie bat so eindringlich, daß ich ihr versprechen mußte, die Rolle des getreuen Ekkehard wenigstens einmal zu versuchen. Aber auch mein eigenes Gefühl für Sie treibt mich, Sie zu bitten: Bedenken Sie, was Sie thun. Es ist ein Schritt, den Sie nicht wieder zurückgehen können. Dies Mädchen paßt nicht für Sie. Sie ist nicht wie Ihre Mutter, die bei all' ihrer Einfachheit einen feinen Takt besitzt. Ich weiß durch meine Tochter etwas mehr über dies Fräulein Schellberg; ich darf Ihnen nicht offen sagen, was ich über sie denke, es würde Sie verletzen, aber ich bitte Sie nochmals, versuchen Sie selbst erst, diejenige recht kennen zu lernen, der Sie Ihr Lebensglück anvertrauen wollen."

Die eindringlichen Worte seines Chefs blieben nicht ohne Eindruck auf Reiner. „Herr Baumeister," sagte er, „ich fürchte wohl selbst, daß Sie in gewisser Beziehung Recht haben, aber diese Erkenntnis kann mir nichts helfen; ich muß mich dagegen wehren, sie aufkommen zu lassen. Ich darf nicht anders handeln, als ich es thue."

Gerhardt sah ihn ernst an, als er so sprach.

„Diese Antwort war es, die ich befürchtete. Und, Herr Overmann, auch Ihre Mutter hat sie gefürchtet."

Er schwieg eine Weile, als kämpfe er mit einem Ent-

ſchluſſe, endlich begann er wieder zu ſprechen, aber mit veränderter Stimme. Seine Worte kamen langſam hervor, als müſſe er ſich jedes einzelne abringen, ihr Ton war trüb und leiſe.

„Sie können es mir übelnehmen, daß ich mich unberechtigter Weiſe in Ihre Angelegenheiten miſche, da ich ſelbſt ein verſchloſſener Menſch bin, der niemand gern einen Einblick in ſein Inneres geſtattet. Ich will Ihnen eine Genugthuung gewähren, Sie ſollen auch von dem erfahren, was mich bewegt. Es wird mir ſchwer, davon zu ſprechen, aber vielleicht kann es Ihnen zur Warnung dienen."

Reiner horchte hoch auf, der tieftraurige Klang von Gerhardts Stimme ließ ihm das Herz erbeben; es war ihm, als ſolle er ſeine eigene Lebensgeſchichte jetzt hören, eine freudloſe Geſchichte.

„Ich war jung," begann Gerhardt, „als ich die Ziegelei gründete. Kaum hatte ich die Univerſität verlaſſen, und ein Ueberfluß von Wagemut und von Romantik ſteckte in mir. Damals war der Vater Kierkejaards einer meiner Plogbaaſe. Er kam wie die andern im Frühjahr aus Holland herüber und brachte, wie ſie alle thun, ſeine ganze Familie mit, die Frau, zwei Söhne, von denen einer jetzt tot iſt, und eine Tochter, Annche. Sie haben wohl ſchon geſehen, wie auch die Töchter als Steinabträger verwendet werden, wenn andere Kinder nicht gut zu bekommen ſind; ich dulde es jetzt nicht mehr gern in meinem Betriebe, damals dachte ich anders. Sie ſah verführeriſch aus, Anna, in dem anſchließenden Knabenkoſtüm, trotz des groben Zeugs, trotz der Lehmſpritzen, die ihr Geſicht bedeckten. Das ſchwarze Haar, deſſen Fülle ſich nicht unter dem Tuch verbergen laſſen wollte, die glänzenden Augen — erlaſſen Sie es mir, Ihnen zu ſchildern, wie ich dazu kam. Die Eltern fühlten ſich geehrt, daß der Herr ſelbſt ihrem Annchen gewogen war, und, weit davon entfernt, mir Hinderniſſe in den Weg zu legen, unterſtützten ſie meine leichtſinnige Neigung in jeder Weiſe. Kurz, ich ſah mich eines Tages

vor die Frage gestellt, als Schandbube zu handeln an einem Mädchen, das sich mir zu leichtgläubig hingegeben hatte, oder eine Heirat weit unter meinem Stande zu schließen. Ich dachte wie Sie und wählte das letztere."

„Und bereuen Sie es jetzt?" fragte Reiner rasch. „Würden Sie mir in einer ähnlichen Lage raten, ein solches Mädchen sitzen zu lassen?"

„Ob ich es bereue? Ich weiß es nicht. Ich würde sicher auch bereuen, wenn ich anders gehandelt hätte. Aber der Strafe für meinen Leichtsinn bin ich nicht entgangen. Ich habe in der ersten Zeit vergebens versucht, meine Frau zu mir emporzuziehen, ihren Geist zu bilden, ihr Herz zur Aufnahme hoher Eindrücke fähig zu machen. Es ist mir nicht gelungen; sie blieb ein Arbeiterweib. Ich habe in Gutem und in Bösem versucht, etwas Anderes aus ihr zu machen, ich bin daran verzweifelt. Sie sehen ja, was ich jetzt bin. Und was liegt an mir? Mein Leben neigt sich dem Ende zu, es könnte länger gewährt haben, aber ich habe Glück genossen früher. Was schrecklich ist, das ist das Bewußtsein, daß meine Tochter nie ein ruhiges Glück genießen kann. Die Jugend ist ihr vergällt, und was jede Frau mit Beseligung erwartet, den ersten Sonnenstrahl der Liebe, der ihr Herz erschließt, sie muß ihm mit heimlichen Grausen entgegen sehen. Er wird für sie das Licht werden, das den letzten mild verhüllenden Schleier von ihrem Unglück reißt. Und das alles dankt sie meiner Schuld."

Sie näherten sich den Häusern des Vororts. Gerhardt hielt den Schritt an, er wagte nicht zu Reiner aufzusehen. In sich zusammengesunken stand er da, dann raffte er sich plötzlich auf.

„Ich habe Ihnen mehr anvertraut, als ich sollte, und es wird Ihnen doch nichts helfen. Gehen Sie und erfüllen auch Sie Ihr Schicksal. Es trifft Sie doch, wenn Sie ihm auch entgehen möchten."

Er kehrte sich um, den Weg wieder zurückzuschreiten, den sie eben gekommen waren.

Reiner stand wie betäubt. Er wußte nicht, ob er dem Aufgeregten folgen oder seinen Weg fortsetzen solle. Endlich ging er nachdenklich auf der Straße nach der Stadt zu weiter. Aber es war mehr Gerhardts und seiner Tochter Unglück, das ihn beschäftigte, als sein eigener Entschluß; auf diesen hatte seiner Meinung nach die Erzählung keinen Bezug.

Nachdem Reiner sich zu Mittag etwas länger Ruhe gegönnt hatte, als er gewöhnlich that, trat er den entscheidenden Gang zu Schellberg an. Er traf die ganze Familie im Wirtszimmer versammelt. Außer den beiden Söhnen und Traudchen war auch noch Tonius Pätz anwesend. Mit Befremden sah Reiner, daß einige Flaschen Wein auf dem Tisch standen, er begrüßte indes die Gesellschaft flüchtig und bat sofort den alten Schellberg, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gewähren.

Der Wirt schaute verwundert auf, doch erhob er sich und winkte Reiner, ihm in das hintere Zimmer zu folgen. Die Thüre schloß sich hinter den beiden. Traudchen stand beunruhigt auf, sie ging in die Küche; aber sie fand diesmal keinen Vorwand, die Magd zu entfernen; auch blieben die Fenster des Hinterzimmers geschlossen.

Heinrich Schellberg war nicht weniger aufgeregt, als seine Schwester. „Er kommt von Gerhardt," raunte er Tonius zu, „wenn sie etwas gemerkt hätten, wegen der Pläne." —

„Das wäre der Teufel!" erwiderte dieser gleichfalls leise. „Er ist ein Heimtücker, das ist richtig."

„Aber ich lasse mir nichts von ihm gefallen," fuhr Heinrich fort, „mit den Fäusten schlag ich ihn nieder." Er goß sich das Weinglas voll und stürzte es mit einem Zuge hinunter.

„Er ist stärker als Du," warnte Tonius, „nimm Dich in Acht."

„Oho," rief der Andere prahlerisch, „das ist noch nicht ausgemacht," dennoch sah er sich scheu nach der geschlossenen

Thür des Hinterzimmers um. „Auf alle Fälle könntest Du einen Strick holen und ein Paar derbe Knüppel," wandte er sich dann an seinen Bruder. „Man weiß nicht, was vorfallen kann."

„Wollt Ihr ihm zu Leibe?" grinste dieser. In sein stumpfsinniges Gesicht kam ein Ausdruck brutaler Grausamkeit.

„Je nachdem," meinte Heinrich leise. „Sei vorsichtig, daß niemand etwas merkt."

Peter erhob sich und ging hinaus.

Das Hinterzimmer, in welches Schellberg seinen Gast geführt hatte, sah heute anders aus, als vor Jahresfrist, wie der alte Overmann mit der gleichen Bitte zu dem Wirt gekommen war, die der Sohn diesem jetzt wieder vortragen wollte.

Damals war nur bäurischer Hausrat in dem Raum zu erblicken gewesen, jetzt füllten ihn ein halbes Dutzend Wiener Stühle und ein breiter Eichentisch, auf dem einige Papiere ausgebreitet waren, zum Zeichen, daß die Ackerwirtschaft nicht mehr das Hauptgeschäft des Hausherrn bilde. Dieser selbst kam zwar mit der Schreiberei nicht gut zurecht, er geriet leicht in unverbesserliche Meinungsverschiedenheiten mit seiner Feder und war froh, wenn es ihm gelungen war, unter die wichtigeren Dokumente seinen Namen einigermaßen leserlich zu setzen, aber er hatte seine Tochter nicht umsonst in das teure belgische Institut geschickt, sie verrichtete jetzt die Dienste eines Schreibers für ihn und führte auch die Schlüssel zu dem mit einer Schreibplatte versehenen, polierten Mahagonischrank, dem Schmuckstück der Einrichtung, mit vielem Stolz als der Sekretär bezeichnet. Nur ein Fach darin hatte Schellberg selbst unter Verschluß, das geräumigste; es barg seine Schätze an Wertpapieren und an baarem Gelde.

Im Aeußeren des Hauswirtes war eine ähnliche Veränderung vorgegangen wie mit dem Zimmer.

Er hüllte seinen umfangreichen Leib nicht mehr

in die gestrickte Joppe, ein Lüsterrock war an deren Stelle getreten, und unter der Weste leuchtete das steife weiße Faltenhemd hervor.

Schellberg nahm auf einem Stuhle an der breiten Seite des Tisches Platz, zog einige Papiere zu sich heran, als sei er gewohnt, bei jedem Gespräch von einiger Wichtigkeit ein Protokoll aufzunehmen, und hörte dann Reiners Vortrag mit gelassener Miene an, nur daß er zuweilen das schwarze Mützchen auf dem Kopfe hin und herschob, oder die Pfeifenspitze aus dem Munde nahm und damit nachdenklich in der Luft umherfuhr.

Als der Andere geendet, zog er die Augenbrauen bis unter den Rand seiner Mütze empor und paffte einige mächtige Rauchwolken gerade vor sich hin, als habe er sich vorgesetzt, Reiner in eine Wolke zu hüllen, damit er seinen Blicken entschwinde, als aber der Rauch verzog, und Reiner noch immer ruhig abwartend dastand, begann er gemütlich:

„Sieh, Junge, das ist eine dumme Geschichte, der Alte hätte sich voriges Jahr bedenken sollen, das wäre viel besser gewesen. Jetzt hab ich dem Tonius Pätz schon erlaubt, um das Mädchen zu freien, wir waren eben dabei, das Nähere zu besprechen. Aber im Grunde bist Du mir doch lieber. Dein Vater ist ein tüchtiger, seßhafter Mann, er hat Eigentum und ist ein Bauer, das paßt mir Alles besser. Wieviel will er sich denn nun abzwingen?"

„Mein Vater," sagte Reiner langsam, „hat mit der ganzen Angelegenheit garnichts zu thun. Ich will Eure Tochter heiraten, ihn kümmert das nicht."

Schellberg sog wieder einige Erleuchtung aus seiner Pfeife. Dann blinzelte er Reiner listig zu.

„Ihr habt Euch also getrennt?" sagte er. „Na, mir kann's recht sein; denn mit dem Alten war doch kein Auskommen mehr. Was hat er Dir denn aber als Abfindungssumme gegeben?"

„Er hat mir nichts gegeben. Er hat mir auch gedroht, mich zu enterben. Aber ich stehe deshalb doch nicht

mittellos vor Euch, ich verdiene soviel, daß ich eine Frau ernähren kann."

„Halt," rief der Alte, „das geht mich garnichts an. Du hast nichts. Ich habe aber schon Deinem Vater gesagt: Einer, der nichts hat, kriegt auch meine Tochter nicht. Ich bleibe darauf bestehen."

Reiner stand verstummt. Er vermochte nicht zu fassen, was der Alte ihm da sagte, er wollte es nicht verstehen.

„Nein, Herr Schellberg," begann er endlich wieder, „ich stehe nicht vor Euch als Bettler. Ich sage Euch ja, ich kann heiraten, selbst wenn Ihr Eurer Tochter nichts mitgebt. Ich mache darauf gar keinen Anspruch."

„Mein Kind bekommt achttausend Thaler mit," rief der Alte erbost, „und deshalb bekommst Du sie nicht. Dem Pätz geb ich sie nicht gern; aber er hat doch etwas. Du, ein Hungerleider, nein, Du verthust Dich." —

„Bleibt nicht bei Eurer Weigerung," bat Reiner. „Ihr wißt nicht, was ich gethan habe. Weil ich Traudchen heiraten wollte, habe ich mich mit meinem Vater überworfen, aus Liebe zu ihr hab ich die Hoffnung auf ein gutes Erbteil fahren lassen. Ich habe mich von Mutter und Vater getrennt, versteht doch, was das heißen will."

„Du hast wie ein Narr gehandelt," schrie Schellberg empört, „deshalb brauch ich Dir's noch lange nicht nachzuthun. Es bleibt bei meinem Nein."

„So bedenkt doch auch Traudchen," hielt Reiner an, „sie wird ja keinen Andern nehmen als mich."

„Sie? Ich zweifle, daß sie Dich überhaupt will."

Reiner starrte den Alten fassungslos an.

„Du sollst es von ihr selbst hören, wenn Du mir nicht glauben willst."

Er rief seine Tochter aus dem Wirtszimmer herbei, und noch ehe sie Zeit gefunden, die Thür wieder zu schließen, begann er schon:

„Reiner Overmann behauptet, daß Du keinen Andern

zum Mann nehmen würdeſt als ihn, wie iſt es damit, Mädchen?"

Traudchen ſah den frühern Geliebten unſicher an, ohne etwas zu erwidern.

„Nun, ſprich," mahnte der Alte, der eine Zeit lang ungeduldig an ſeiner Pfeife geſogen, „Du wirſt doch nicht?"

„Ich nehme den Mann, den Ihr mir gebt, Vater," ſagte das Mädchen endlich mit nachahmungswürdiger Ergebenheit in den väterlichen Willen.

„Und, wenn ich Dir ſage, daß der da nichts hat, daß er ein armer Schlucker iſt, und daß ich ihm erklärt habe, ich hätte keine Luſt, Dich ihm an den Hals zu werfen, was ſagſt Du dann?"

„Ich thue, was Ihr wollt," erwiderte ſie, vor ſich auf den Boden ſehend.

Da trat Reiner an ſie heran. „Fürchte Dich nicht Traudchen," ſagte er weich, „verlaß mich nicht jetzt Du auch noch. Sage, daß Du mir gut biſt."

Sie wich von ihm zurück. „Ich habe nichts mit Dir," log ſie.

Da faßte ihn Grimm. „Du haſt nichts mit mir?" rief er. „Aber Du haſt genug mit mir gehabt. Du biſt ein verrufenes Geſchöpf, wenn Du mich nicht nimmſt. Du darfſt mich nicht zurückweiſen, wenn Dir etwas an Deinem guten Namen gelegen iſt."

Da fuhr der alte Schellberg dazwiſchen, er fuchtelte mit der Pfeife kampfluſtig in der Luft herum. „Das iſt eine Lüge!" ſchrie er Reiner zu, und ſeiner Tochter: „Wenn er die Wahrheit ſpricht, werfe ich Dich aus dem Hauſe, Hals über Kopf!"

„Ich weiß nicht, was er will," ächzte Traudchen zitternd, ob vor Angſt oder vor Entrüſtung war ſchwer zu entſcheiden.

„Sie weiß genug," ſchrie Reiner auf, „ſie weiß auch, daß ſie ſchuldiger iſt als ich."

„Halt Dein Schandmaul, Du Bube!" kreiſchte der

Alte. „Heinrich, Peter," rief er, „kommt her," — denn die Söhne hatten sich in die Thüre gedrängt, und hinter ihnen tauchte auch Tonius Gesicht auf, das ein boshaftes Schmunzeln zur Schau trug. — „Da steht ein Mensch, der Eure Schwester beschimpft hat, der ihr vorwirft, daß sie sich mit ihm vergangen habe. Wenn Ihr Kerls seid, so zeigt ihm, daß wir Schellbergs uns nicht beschimpfen lassen."

Im Nu hatten die beiden jungen Männer die Arme des verblüfften Reiner erfaßt. „Hund," schrie Heinrich ihm ins Gesicht. „Das sollst Du büßen," während auf der andern Seite Peter mit einer wahren Freude ihm den Arm verdrehte, daß die Gelenke knackten.

Aber so leicht wurden sie seiner nicht Herr.

„Ist es so gemeint?" rief Reiner und versuchte sich ihren Griffen zu entwinden. Er preßte Peter vorwärtstretend gegen den Tisch, daß er ächzte. Da fühlte er, daß sich eine Schlinge um sein Handgelenk legte. Er wandte den Kopf zurück und bemerkte Tonius, der sich bemühte, nun auch die andere Hand durch die Schlinge zu zwängen.

„So, Du?" sagte Reiner einfach. Er ward überwältigt. Daß der Mann, den er unter Gefährdung des eigenen Lebens aus Lebensgefahr gerettet hatte, daß dieser Mann sich feindselig gegen ihn hielt, das brach seine Widerstandskraft. Fest schnürten ihm die Gegner die Hände auf dem Rücken zusammen.

Traudchen war stillschweigend hinausgegangen, Schellberg aber stand dabei und sah mit grimmigem Behagen zu, wie sie ihn fesselten. „Du wirst uns nicht wieder beleidigen, es soll Dir bitter eingetränkt werden," drohte er dabei. Sein Angesicht war von Zorn gerötet.

„Was fangen wir denn mit ihm an?" fragte Heinrich, als der Ueberwundene völlig wehrlos gemacht war.

„Ich weiß es," lachte Peter, „wir binden ihn über ein Faß und prügeln ihn mit Gummischläuchen, bis er genug hat."

„Ja Prügel soll er haben," entschied Schellberg. „Das ist das beste Mittel gegen Verleumdung."

Reiner warf ihm einen flehenden Blick zu, aber als der Alte ihn nur anschrie „Prügel!" da biß er die Zähne in die Lippen, daß das Blut hervordrang.

„Marsch, ins Lager!" rief Peter und schob Reiner vor sich her über den Flur in einen neben der Küche gelegenen Raum, der als Aufbewahrungsort für alte Fässer und Kisten diente. Heinrich und Tonius folgten, dieser mit einem der schweren Prügel bewaffnet, die Peter ins Wirtszimmer geholt hatte. Schellberg allein betrat den halbfinsteren Raum nicht.

„Macht es nicht zu arg, daß er keinen Schaden nimmt," rief er den andern noch nach, dann schloß er die Thür, die Tonius von innen verriegelte. Peter überließ es nunmehr seinem Bruder, Reiner fest zu halten, er selbst machte sich mit der gelassenen Geschäftigkeit eines Henkerknechtes daran, alles für die Urteilvollstreckung vorzubereiten. Er rollte ein mäßig großes Faß in die Mitte des Raumes und holte aus einem Winkel noch mehrere Stricke herbei. „Das genügt, ihn zu knebeln, bis er keinen Finger mehr regen kann," sagte er mit ekelhaftem Behagen.

Reiners Entsetzen wuchs von Sekunde zu Sekunde, während er mit den Augen diesen furchtbaren Vorbereitungen folgte. Sie wollten ihn wirklich züchtigen, wie man einen Hund züchtigt, um ihm seine Unarten abzugewöhnen, und er war wehrlos, er mußte diese Schmach ertragen. Es war ihm, als müßte unter den Streichen seiner rohen Peiniger alles, was Mannesstolz und Mannesehre in ihm war, zerschmettert, vernichtet worden.

„Mach mich los!" stieß er gegen Heinrich hervor. „Ihr seid drei gegen einen, Ihr könnt Euch bewaffnen, ich habe nichts als meine Fäuste. Ihr werdet mich doch nicht prügeln wollen wie einen Schuljungen?"

„Das wollen wir doch," nickte dieser, ihm unverschämt in die Augen stierend.

Der Gefesselte wendete sich nach Tonius um, Heinrich versuchte vergebens, ihn daran zu hindern, und obgleich der hinkende Feigling auch bemüht war, sich hinter dem Rücken Reiners zu halten, gelang es diesem, mit einiger Anstrengung doch, einen Blick auf ihn zu gewinnen. „Ist das Dein Dank?“ hatte er sagen wollen, aber er brachte es nicht über die Lippen. Wie er den Erbärmlichen ansah, fühlte er seine ganze Ueberlegenheit trotz seiner Fesseln. Lieber gepeitscht werden von diesen Wilden, dachte er, als so vor sich dastehen müssen, wie dieser. Er kehrte dem Verächtlichen den Rücken.

Bei den Anstrengungen, die er machen mußte, um diese Bewegungen auszuführen, hatte er bemerkt, daß die Stricke um seine Hände in der Eile nicht ganz fest geschnürt worden waren. Langsam bog er die Arme auseinander, die Handgelenke knackten; aber er wußte nicht, ob sich die Schlinge mehr gelockert habe.

Jetzt hatte Peter auch die Gummischläuche gefunden, die er zur Züchtigung zu benutzen gedachte. Pfeifend ließ er einen durch die Luft sausen, mit hartem Klatschen schlug das Ende auf den Boden auf.

Reiners Haar sträubte sich. Er sah und hörte nicht nur diesen Schlag, er fühlte ihn so schmerzhaft, wie es nur irgend der Fall gewesen wäre, wenn er ihn wirklich getroffen hätte. Eine namenlose Wut ergriff ihn. Mit furchtbarer Gewalt zerrten er an den Stricken, die seine Arme umwanden, ein Ruck, ein Krachen, und er hatte die rechte Hand frei.

Rasend vor Wut stürzte er sich auf Heinrich. Wie Eisenklammern griffen seine Hände in die Schultern des Erschreckten, und als dieser das zornentstellte Antlitz und die schrecklich rollenden Augen so nahe vor sich sah, da faßte ihn Todesangst. Einen Schrei stieß er aus, einen einzigen nur, aber gellend heulte er hinaus, wie der Todesschrei eines Raubtieres.

Schon fuhr Reiners Faust nach der Kehle des Un-

ſeligen, da traf ihn ſelbſt ein ſchwerer Schlag auf den Kopf. Er erkannte, indem er herumfuhr noch Tonius, der den Prügel wieder zum Schlag erhob, dann umflorte ein blutiger Schleier Reiners Geſicht, ſeine Sinne ſchwanden.

Dritter Teil.

I.

Unaufhaltsam rollte das Rad der Zeit. Tag und Nacht kamen und gingen in gleichmäßigem Wechsel. Für Reiner aber, den eine ungewohnte Schwäche ans Krankenlager fesselte, stand die Zeit still. Die Minuten dehnten sich ihm zu Ewigkeiten, und die Wochen waren ihm doch vergangen wie Augenblicke, als er endlich vermochte, den Druck abzuschütteln, der auf seinem Geiste lag.

Seltsam traumhaft erschien dem Genesenden sein voriger Zustand. In einem fremden Zimmer war er erwacht. Gedämpftes Licht fiel durch die herabgelassenen Vorhänge in den sauber ausgestatteten Raum. Ein fremder Mann stand vor seinem Bett, und doch als Reiner ihm in das freundlich lächelnde Gesicht sah, erschien es ihm bekannt. Der Mann mußte ihm mancherlei Handreichung gethan haben, er erinnerte sich, daß er bittern Trank von ihm erhalten. — Richtig, da stand auf dem Nachttische die Medizinflasche, und der silberne Löffel im Glase daneben. Um nachzudenken fuhr der Geschwächte mit der Hand nach der Stirn, eine feuchte Kompresse bedeckte diese.

„Ich bin krank?“ fragte er.

Der Mann nickte mit dem Kopfe. „Eine Gehirnerschütterung,“ hat der Arzt gesagt, „aber es geht ja schon besser.“

Wo bin ich denn aber eigentlich? wollte Reiner weiter fragen, aber er schämte sich, er wollte nachdenken, um es selbst herauszufinden. Was hatte er getrieben, ehe er den Mann da kennen lernte? Er legte sich zurück und sann.

In einem dunklen Schacht war er gewesen, und hatte jemand retten wollen, der drunten unter den Trümmern wimmerte, das war Tonius Pätz, der Kanalschacht war eingestürzt. — Aber Tonius war nicht verschüttet gewesen, er stand ja noch vor ihm mit dem Knüppel in der Faust, wie er ihn niedergeschlagen. Doch so konnte es auch nicht gewesen sein. Nur, daß Tonius ihn zu Boden geschlagen hatte, das mußte wahr sein. Es stimmte auch mit der Gehirnerschütterung, von der der Arzt gesprochen.

„Denken Sie nicht zuviel nach," warnte der Wärter. „Es wird Ihnen bald alles von selbst einfallen."

Reiner beachtete die wohlgemeinte Mahnung nicht. Seine Gedanken flogen unablässig um den festen Punkt, den er gefunden, sie suchten dort das wirre Durcheinander ihrer Fäden anzuknüpfen, aber noch gelang es ihnen nicht. Sie wurden matter bei ihrer Arbeit, sie ließen nach, und Reiner war von neuem entschlummert.

Als ihn indes nach kurzer Weile ein Geräusch von Stimmen wieder weckte, da fühlte er, daß sein Geist freier sei. Er erkannte den Arzt, der an seinem Bette stand, und beantwortete klar und deutlich dessen Fragen nach seinem Befinden.

Der Doktor nickte zufrieden. „Die Gefahr ist vorüber," sagte er, „wir müssen jetzt nur sorgen, daß Sie wieder zu Kräften kommen."

Reiner lächelte. „Oho, so schlimm wird es wohl nicht sein," meinte er. „Ich fühle mich nicht viel weniger kräftig als früher."

„Das werden Sie in der ersten Viertelstunde merken, wenn Sie einmal aufgerichtet im Bett sitzen," gab der Arzt zurück. „Aber es braucht Sie nicht mutlos zu machen, Sie werden die Schwäche bald überwinden, sie ist hauptsächlich die ganz natürliche Folge des langen Liegens." Er entfernte sich mit dem Wärter, dem er noch einige Anweisungen gab, wie der Kranke von jetzt ab zu behandeln sei.

Reiner hatte Zeit nachzudenken, und diesmal fügten

sich ohne Zwang die Erinnerungen aneinander. Nur was mit ihm geschehen war, nachdem er den Schlag von Tonius erhalten, blieb ihm dunkel. Er konnte sich nicht besinnen, wo er war; daß er nicht im Hause seiner Eltern sei, dessen war er sicher, und so nahm er an, man habe ihn ins Hospital geschafft.

Sein Nachdenken wurde durch die Rückkehr des Wärters unterbrochen. Dieser trug auf einem Brett das Frühstück herein, neben dem Glas mit dunkelgoldigem Südwein lag ein Strauß, aus einigen prächtigen Rosen gebunden. Erstaunt betrachtete Reiner erst die Blumen, dann das seltsam lächelnde Gesicht des Wärters.

„Von wem kommt das?"

„Das schickt Ihnen das gnädige Fräulein, und sie lasse Ihnen auch gute Besserung wünschen. Sie hat stets nach Ihnen gefragt. O, es war eine Sorge, als wären Sie ihr Bruder," sagte der Mann, indem er Reiner behülflich war sich aufzurichten. Er drückte ihm die Kissen fest in den Rücken und setzte ihm das Brett auf den Schooß.

„Und Sie sind doch garnicht verwandt mit ihr?" fragte er dann neugierig.

„Wer ist denn das gnädige Fräulein?" erkundigte sich Reiner. Er hatte das ängstliche Gefühl, daß das alles am Ende doch nur eine Fortsetzung seiner Fieberträume sein könne.

„Ach Sie wissen es nicht?" meinte der Mann enttäuscht. „Es ist Fräulein Gerhardt."

Reiner begann den ihm vorgesetzten Speisen zuzusprechen, während des Essens überlegte er. „Ich bin doch nicht im Hause des Herrn Baumeisters?" konnte er sich endlich nicht enthalten zu fragen.

„Natürlich, wo wollen Sie denn sonst sein?" Und nun erzählte der Wärter, was er selbst von der Sache wußte. Wie ihn der Arzt eines Abends spät hergesandt habe, wie der Baumeister an Reiners Bett gesessen. „Er wußte sich aber keinen Rat," meinte er. „Ja, so was will

gelernt sein, mit Kranken umgehen, besonders wenn's d[illegible]n Kopf mitgenommen hat." Er strich seine Thätigkeit hera[illegible]s wie ein Mann, der nicht wünscht, daß seine Verdienste [illegible]n Vergessenheit geraten.

„Wie bin ich aber hierher gekommen?" erkundig[illegible]e sich Reiner, nachdem er seine Mahlzeit, und der Erzähle[illegible]r den Bericht über seine schweren, erfolgreichen Dienste be[illegible]: endet hatte.

Das wußte der Mann so eigentlich auch nicht. „De[illegible]r Herr Baumeister sprach von einem Unfall. Er ist jede[illegible]n Tag ein- oder zweimal heraufgekommen, um nach Ihne[illegible]n zu sehen."

Reiner griff nach dem Rosenstrauß, dann ließ er sic[illegible] wieder niedriger betten. Der Arzt behielt Recht, er fühlt[illegible]e sich sehr ermüdet. So lag er und sog den Rosenduft ein [illegible] und eine ungeahnt süße Mattigkeit überkam ihn. Seinem energischen Wesen war bisher jede Träumerei fern geblieben. Aber jetzt ließ er sich willig umarmen von der Phantasie, er fühlte, wie wohlig sich's an ihrem Busen ruht, und die Rosen dufteten ihm zärtliche Märchen zu. —

Glücklicher Weise behielt der Arzt auch mit seiner zweiten Behauptung Recht. Reiners Erholung machte überraschend schnelle Fortschritte. In wenigen Tagen konnte er für Stunden das Bett verlassen.

Gerhardt, der sich regelmäßig einfand, und seine Freude über die fortschreitende Genesung bekundete, brachte ihm allerlei Bücher und so hätte Reiner sich ganz behaglich gefühlt, wenn nicht in dem Benehmen des Baumeisters etwas gelegen hätte, das Reiner seltsam beunruhigte. Das Wesen Gerhardts war fremd und zurückhaltend. Er sprach mit dem Genesenden nur über sein Befinden, oder über die Bücher, die er gelesen; aber er erwähnte mit keinem Worte, wie Reiner in das Haus gekommen und sprach weder von seiner Familie, noch von dem Geschäft mit ihm.

Nach dem ersten Punkte fragte ihn Reiner endlich direkt.

„Die Sache war sehr einfach," sagte der Baumeister. „Ich saß jenen Nachmittag am offenen Fenster meiner Stube, da hörte ich plötzlich Ihren gellenden Schrei über den Hof schallen —"

„Ich habe nicht geschrieen," unterbrach ihn Reiner, dem die ekelhaften Vorgänge jener schrecklichen Minuten mit gräßlicher Deutlichkeit vor die Sinne traten. „Aber ein Schrei wurde ausgestoßen, ich erinnere mich dessen."

„Nun, ich eilte hinüber, um zu erfahren, was vorgefallen sei. Ich fand den alten Schellberg auf dem Flur in einer Aufregung, die er mir vergebens zu verbergen suchte. Er machte allerlei Ausflüchte, als ich ihn nach der Ursache des Lärmes fragte. Einer seiner Söhne habe Zahnschmerzen, behauptete er. Unterdessen vernahm ich Lärm in einem an die Flur stoßenden Raum. Schon wollte ich auf die Thür zugehen, als diese geöffnet wurde, und der junge Schellberg heraustrat. Er stutzte, als er meiner ansichtig wurde und sprach leise ein paar Worte zurück, worauf hinter ihm die Thür verschlossen wurde. Ich begann sofort ihn auszufragen, er spielte den Unverschämten, aber mit wenig Glück. Da ich mir dachte, daß Sie noch am Nachmittage zu Schellbergs hingegangen wären, so fragte ich direkt nach Ihnen. Da sah ich, wie der Bursche erblaßte und etwas von einem Unglück stotterte, das Sie betroffen habe. Der Alte fuhr zwar zornig auf mich ein, ich habe mich nicht um das zu kümmern, was in seinem Hause vorgehe, aber ich merkte wohl, daß hinter seiner wirklichen Empörung auch wirkliche Angst stecke, so drohte ich mit der Polizei. Das wirkte, er befahl jetzt selbst seinem zweiten Sohne, die Thüre zu öffnen. Außer diesem fand ich in dem halbdunkeln Raume noch Herrn Pätz, der sich scheu in den Ecken herumdrückte. Sie selbst lagen bewußtlos am Boden. Mit Hülfe des Herrn Heinrich brachte ich Sie in mein Haus herüber. Ich ließ den Arzt holen und auch Ihre Eltern benachrichtigen. Ihre Mutter kam, es war das zweite Mal an diesem Tage, daß sie mein Haus betrat.

Sie klagte, daß es ihr unmöglich sei, Sie aufzunehmen, wenn auch Ihr Vater sich dem jetzt nicht widersetzen könne, da er selbst krank sei, so dürfe sie es doch nicht wagen."

„Mein Vater krank?" fragte Reiner lebhaft.

„Ein Schlaganfall hat ihn betroffen."

Reiner hatte ein Gefühl, als wolle sein Herzschlag stocken. „Halten Sie einen Augenblick ein, Herr Baumeister," stieß er mit gepreßter Stimme hervor.

„Grübeln Sie nicht weiter darüber nach," meinte Gerhardt mitleidig. „Er ist ein alter Mann, stark und vollblütig, er hat sich zu wenig Bewegung gemacht in den letzten Jahren, fürchte ich."

„Es war am Abend vorher, als ich von ihm ging," sagte Reiner dumpf vor sich hin. „Und er ist krank, sagen Sie, nicht tot? Sagen Sie, daß er nicht tot ist."

„Es geht ihm jetzt, wie auch Ihnen, schon wieder besser. Bedenken Sie, daß das, was ich Ihnen erzähle, schon eine Zeit lang her ist."

Und um Reiner von weiterem, verzweifeltem Denken abzuhalten, fuhr er fort: „Sie konnten also im Elternhause nicht die notwendige Pflege finden, es blieb nichts anderes übrig, als Sie nach dem Hospital zu überführen, oder Sie hier zu behalten. Das letztere erschien mir bei Ihrem hülflosen Zustand das Ratsamste."

„Ich danke Ihnen, Herr Baumeister," sagte Reiner herzlich. „Ich konnte nicht erwarten, daß Sie sich meinetwegen eine solche Last aufbürdeten."

Vielleicht wäre sein Dank weniger warm gewesen, wenn er gewußt hätte, wie langes Bitten es Olga gekostet hatte, bis Gerhardt seine Einwilligung gegeben, den Kranken im Hause zu behalten. Aber der Baumeister hatte es nicht für nötig erachtet, seinem Gaste das zu erzählen, ebenso wenig, daß seine Tochter mit Reiners Mutter eine längere Unterredung gehabt habe.

So drängten sich allmälig wieder Sorgen und Empfindungen des Hasses ins Gemüt des Genesenden. Wenn

seine Stimmung auch eine weiche blieb, und er des Kummers, den er seinen Eltern verursacht hatte, mit Reue gedachte, so wallte es doch heiß in ihm auf, sobald er sich an Heinrichs und vor allem an Tonius undankbaren Frevelmut erinnerte. Aber er beherrschte sich klug. Erst wieder zu Kräften kommen, sagte er sich, und dann daran denken, wie mit ihnen abzurechnen ist.

Die Besserung von Reiners Zustand war eine dauernde. Der Wärter war entlassen. Der Patient vermochte soviel, daß er sich in dem neben der Krankenkammer gelegenen Wohnzimmer stundenlang im Stuhle aufhalten konnte.

Der Bücherschrank, der dort stand, war ihm ein lieber Gesellschafter. Gerhardts Fachbibliothek war in seinem Arbeitszimmer aufgestellt, hier verwahrte er eine erlesene Sammlung belletristischer und allgemein bildender Werke.

Schon im letzten Winter, ehe sein bäurischer Trotz so recht zum Durchbruch gekommen, hatte Reiner die Tage gezwungener Muße und die langen Abende dazu benutzt, allerlei nützliche Sachen zu lesen; aber er hatte sich doch darauf beschränkt, die Dichtungen der Klassiker oder seinen Beruf betreffende Werke zu studieren, jetzt öffnete sich ihm in diesem Schrank eine ganz neue Welt. Er betrat sie mit zagendem Fuß, nachdem er vorher sorgfältig Umschau gehalten.

Da waren zwei lange Reihen großer Octavbände, das waren die Weltgeschichtler, mächtige Herren in einfarbig dunklem Einband mit einfachem, starkem Lederrücken. Reiner fürchtete sich erst vor ihnen. Sie sahen so allwissend aus wie irgend ein Konversations-Lexikon. Nachher lernte er sie als gesinnungstüchtige, gesprächige Leute kennen, die nur gar zu gerne ihren interessanten Erzählungen ein moralisches Schwänzchen anklebten, das zuweilen traurig herniederhing, als fühle es, wie es nicht recht zu dem Uebrigen passe. Daneben stand eine an Zahl und Format der Bände weit geringere Gesellschaft, ebenfalls in einfachen Gewändern, das waren die Kulturhistoriker. Sie wußten von Sitten und

Gebräuchen aller Zeiten zu plaudern, und wenn einzelne auch nur scherzhafte Bemerkungen über den Wechsel der Sitten zu machen wußten, so war doch bei allen der Bienenfleiß zu bewundern, mit dem sie das Material zusammengetragen, und ein Teil von ihnen nötigte Reiner die höchste Achtung ab durch die Höhe ihrer Gesichtspunkte und durch den klaren Vortrag, womit sie die heutigen Zustände und Charaktere als etwas geschichtlich Gewordenes nachwiesen. An diese schlossen sich die Aesthetiker, im Format gaben sie vielfach den Herren von der Weltgeschichte wenig nach, doch waren sie dünnleibiger und liebten es, ein schönes buntes Gewand zu tragen. Sie sprachen über alles und jedes mit viel Gefühl und Geist und unterschieden sich von den ihnen verwandten Philosophen dadurch vorteilhaft, daß sie ihre Sprache mehr der anderer Bücher anpaßten, während diese etwas darin zu suchen schienen, auch die einfachsten Gedanken so verwickelt auszudrücken daß Reiner sich den Kopf zerbrechen mußte, bis er überhaupt nur verstand, was sie sagen wollten. Er lernte sich auch nicht sonderlich mit ihnen befreunden. Es war ihm ein unbehagliches Gefühl, nachdem er einigermaßen ihre Sprache verstehen gelernt hatte, seine Gefühle und Gedanken zergliedert zu sehen und jede Handlung bis in ihre äußersten Gründe zurückverfolgt. Nur die hohen Forderungen, die fast alle ohne Ausnahme an den Menschen stellten, und auch die Mannhaftigkeit und der Scharfsinn, mit denen jeder für seine Meinung eintrat, versöhnten ihn einigermaßen mit dieser kritischen Gesellschaft. Zum Schluß reihte sich noch an Reiners alte Bekannten, die bedeutenden Dichter, eine große Anzahl von bescheidenen Erscheinungen in Papierröckchen, Tagesbroschüren, moderne Dichtungen, von denen jede bestrebt war, sich, so gut es gehen wollte, zur Geltung zu bringen.

Mit Genuß kostete Reiner die Speisen dieser reichbesetzten Tafel durch, und je mehr er zu sich nahm, um so größer wurde sein Hunger. Aber es hieß sich bescheiden.

Er ließ sich von Gerhardts feinem Verständnis leiten und suchte durch zweckmäßige Auswahl zu verhindern, daß er sich den Magen verderbe.

Manche Stunde des Tages ging ihm so mit neuer, gernverrichteter Arbeit an seinem Geiste hin, aber der Bücherschrank war nicht seine einzige Unterhaltung; es gab für ihn noch andere Freude dort in dem gemütlichen Wohnzimmer mit den polierten Nußbaumgeräten und der dunkelgrünen mit Gold durchsetzten Tapete, eine Freude, die ihm fast den raschen Fortschritt seiner Genesung leid machte; denn mit seiner Krankheit mußte auch sein Aufenthalt in diesem Raume aufhören, und dadurch wurde dem Zusammensein mit Olga dann von selbst ein Ende bereitet.

Und dies war die große, stille Freude, die ihn ganz einnahm, die ihm aus den Augen leuchtete, wenn er ihr gegenübersaß und ihr edles Gesicht betrachtete, das auf eine Handarbeit niedergebeugt war, die ihn in glückliche Träume lullte, wenn Dämmerung das Gemach erfüllte, und draußen am Himmel die roten Wolken langsam erblaßten, und die ersten Sterne aufflimmerten in dem erdunkelnden Blau, die ihn mit einem seligen Lächeln auf den Lippen am Abend entschlummern ließ.

Der duftige Gruß, den ihm Olga am Tage seines Wiedererwachens geschickt, hatte das Mißtrauen verscheucht, das in seiner Seele auf sie lauerte. Rosenduft vertreibt jeden Mißmutdunst aus dem Haupte und dem Herzen und erfüllt beide mit unbestimmbarer wonniger Sehnsucht. Wie frei und fröhlich hatte er sie angeblickt, als sie sich zum ersten Male in das Zimmer wagte, wo er über den Büchern saß. Wie herzlich hatten seine Worte geklungen, mit denen er sich für den Strauß bedankte. Da merkte Olga mit Freude, daß er jetzt ein Anderer sei, als der so sich selbst genug neben ihr hergeschritten am Tage von Tonius Pätz Unfall.

Auch bei der Frau Baumeister hatte Reiner sich bedankt für die gütige Aufnahme in ihrem Hause und Ver-

zeihung erbeten dafür, daß er ihr so viele Ungelegenheiten mache. Sie hatte indes nichts Wesentliches erwidert, stumm saß sie auf ihrem Sopha und warf nur von Zeit zu Zeit Reiner einen zornigen Blick zu. Er merkte das wohl, aber es kümmerte ihn wenig; denn Olgas blaue Augen ruhten um so freundlicher auf ihm, und er begann mit ihr zu plaudern, vertraulich wie mit einer Schwester. Ihre Antworten klangen ermunternd, und wenn er selbst nicht recht mehr was zu sagen wußte, und in stilles Anschauen ihrer Schönheit versank, dann begann sie wohl selbst von dem Buche zu sprechen, das grade vor ihm lag und mit einer gewissen Scheu merkte er, daß sie sehr vieles gelesen, von dem, was der Schrank an Wissensschätzen barg. Oft kamen in der ersten Zeit ihre Worte seinem noch langsamem Verständnis zu Hülfe.

Frau Gerhardt duldete es nicht lange in der Gesellschaft des ihr langweiligen Paares. Sie machte sich draußen zu schaffen und ließ die beiden oft länger allein, als Olga für billig hielt. Reiner freilich war dies ungestörte Zusammensein doppelt lieb. Er sagte dann ohne Scheu heraus, was er dachte, und seine Stimme nahm einen wärmeren Klang an, auch wenn er von gleichgültigen Sachen sprach.

Bei einer solchen Gelegenheit nahm Olga einmal Ibsens Gespenster, die eben vor Reiner auf dem Tische lagen, zur Hand und begann, indem sie den Kopf so wandte, daß Reiner den Ausdruck ihres Gesichtes nicht zu erkennen vermochte:

„Dies ist mir stets ein unheimliches Buch gewesen. Die Lehre von der Vererbung, wie sie uns hier so kraß entgegentritt, scheint mir gefährlich. Was kann sie bessern? Ich denke, sie kann nur dem einen oder andern dazu dienen, seine eigenen Fehler den Eltern zur Last zu legen."

Reiner, jetzt schon gewohnt ihr gegenüber seine Meinung ohne Rückhalt auszusprechen, begann den Dichter zu verteidigen: „Ich glaube doch, daß in gewisser Beziehung

auch etwas Erzieherisches in dieser Lehre liegt, ruft sie doch den Eltern zu: „Hütet euch vor dem Laster, ihr verfallt ihm nicht allein, auch eure Kinder schädigt ihr dadurch. Und, abgesehen davon, ist es genug Entschuldigung für den Dichter, wenn die Lehre nur nicht aus der Luft gegriffen ist. Und das, dächte ich doch, ist sie gewiß nicht."

„Es ist schrecklich, daran glauben zu müssen," erwiderte Olga, sich noch weiter von dem Sprecher abwendend.

„Ich meine selbst schon derartige Erfahrungen gemacht zu haben," fuhr Reiner von dem Gegenstand erfüllt fort, ohne auf Olgas traurigen Ton zu achten. „Bei gewissen Lastern tritt die Erblichkeit nur zu sehr zu Tage. Es giebt ganze Familien, die durch die Trunksucht zu Grunde gehen. Ich glaube auch, daß eine ähnliche Einsicht dem Bibelwort zu Grunde liegt, wonach die Missethat der Eltern heimgesucht werden soll an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied."

„Ich komme!" rief Olga sich nach der Thür kehrend, als habe sie dort jemand verlangt. „Entschuldigen Sie, Herr Overmann," und sie eilte hinaus.

Im ersten Augenblicke hatte Reiner ein Gefühl wie einer, der mit dem Gesicht in ein Spinnengewebe geraten ist, ein ungewisses Erschrecken rieselte ihm durch den ganzen Körper. Er war sicher, daß Olga nicht gerufen worden war, seine Worte mußten sie also vertrieben haben, und plötzlich ging ihm ein Licht auf, bei dem er sich selbst in seiner kindlichen Einfalt erkannte. Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und gab sich selbst einen Titel, den er schwerlich von einem Andern ruhig hingenommen hätte. Aber seinen Aerger besiegte bald das weit schmerzlichere Gefühl des aufrichtigsten Mitleids für das arme Mädchen, das er unwissentlich so tief gekränkt hatte. Er quälte sich und marterte sein Gehirn, wie er seine Dummheit wieder gut machen könne, doch es fiel ihm nichts Besseres ein, als von dieser Sache völlig zu schweigen und in Zukunft mehr zu beachten, daß man nicht allen mensch-

lichen Verhältnissen als ein unparteiischer Beobachter gegenüberstehe, sondern in manche recht tief verstrickt sei.

Olga kam für heute nicht wieder, und Reiner legte sich am Abend traurig zu Bette. Seine Unvorsichtigkeit ihr gegenüber quälte ihn mehr, als es ein Unrecht gegen einen andern Menschen gethan haben würde. Er brauchte sich nicht lange zu fragen, woran das liege. Er hatte sich bisher ruhig dem Glücksgefühl überlassen, das er in ihrer Nähe empfand, ohne darüber nachzudenken, wodurch sie solchen Einfluß auf ihn ausübe, jetzt war es vielleicht in Frage gestellt, ob sie sich wieder in seine Nähe wage, und das machte ihn unglücklich. Er liebte sie.

Ja, das war die Liebe, das war sie. Nicht das, was er früher für Traudchen empfunden, woran sein Kopf mehr beteiligt war als sein Herz, eine Liebe, die er sich angewöhnt hatte, weil sie Erfolg versprach. Diese Liebe zu der schönen, ihm an Wissen überlegenen Olga, zu der Tochter seines Arbeitsherrn, sie war aussichtlos, sie war ein Wahnsinn, aber sie war auch ebenso stark und unbezwingbar wie dieser. Sie brach aus seinem Innern hervor mit solcher Gewalt, daß er sich ihr fügte ohne den Versuch eines Widerstandes, ja ohne den Gedanken an eine Klage über ihre Aussichtlosigkeit. Auch für ihn war es jetzt Wahrheit geworden, das Wort: Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß, ich liebe Dich, weil ich nicht anders kann. Dies Gefühl ließ ihn sogar sich selbst vergessen und mehr noch als die Ungewißheit, ob sie ihn von nun ab meiden werde, quälte ihn der Gedanke an ihr Unglück, an den Schmerz, den er selbst ihr durch die rauhe Berührung ihrer Herzenswunde verursacht. — Lange dauerte es, bis der Schlaf ihn von seinen quälenden Gedanken erlöst hatte.

Doch erwiesen sich seine Befürchtungen, ob Olga ihn seine Unbesonnenheit entgelten lassen werde, als überflüssig. Freundlich und sanft wie immer erschien sie andern Tages in dem Wohnzimmer.

In Reiner aber stieg der Gedanke auf, Olga in ähn-

licher Weise, wie sie es bei ihm gethan hatte, zu veranlassen, ein offenes Urteil über seine Angelegenheiten fallen zu lassen. Als einmal zwischen ihnen von Hamlet die Rede war, sprach er von dem natürlichen Rachebedürfnis des Menschen und fragte Olga, ob sie es verständlich finde, daß der schwergekränkte Dänenprinz so lange nicht den Entschluß zur Rachethat finden könne, bis ihm der Haß der Gegner fast zuvorkomme.

Olga aber ging nicht in die ihr gestellte Falle. Der Ton, worin Reiner gesprochen, mochte ihr seine Erregung verraten und sie gewarnt haben. Sie senkte ihre Stickerei in den Schooß und sah den Fragenden forschend an. Er hielt diesen Blick nicht lange aus, so ärgerlich er selbst darüber wurde, er konnte nicht verhindern, daß seine Wangen erröteten.

„Ich weiß, warum Sie mich danach fragen," sagte sie, „aber ich weiß nicht, ob ich ein Recht habe, in einer Sache mitzureden, die Ihr männlicher Wille allein zu entscheiden hat."

„Sie haben Recht, Fräulein Olga," sagte Reiner warm. „Meine Frage war nicht ganz harmlos. Aber ich hätte sie nicht gefragt, wenn ich nicht glaubte, daß Sie recht und unparteiisch auch über meine Sache urteilen könnten."

Olga schüttelte den Kopf. „Wer kann überhaupt unparteiisch sein?" meinte sie. „Und weshalb wollen Sie die Meinung eines Mädchens hören, ohne Erfahrung in solchen Dingen. Wenn Sie meinen Vater gefragt hätten, das würde ich verstehen können."

„Ich merke, Sie haben sich schon ein bestimmtes Urteil über diesen Fall gebildet. Ich bitte Sie inständig, vertrauen Sie mir an, wie Sie darüber denken."

Olga saß unschlüssig vor ihm. „Ich fürchte mich, darüber zu sprechen. Streit und Hader sind nicht meine Sache. Ich will das Feuer, das in Ihnen loht, nicht durch meine Worte noch anfachen."

Da trat Reiner herzu und ergriff ihre Hand. „Sie müssen mir sagen, was Sie denken. Ich bin zu leiden-

ſchaftlich, ich fühle das wohl, ich werde mich und Andere unglücklich machen, wenn ich nicht von einer ſanften Stimme gemahnt werde. An meine Mutter kann ich mich nicht wenden, das wiſſen Sie, Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie mir Ihre Gedanken offen bekennen."

„Gut, ich will," ſagte Olga entſchloſſen. „Setzen Sie ſich hin, und hören Sie mich ruhig an, und vergeſſen Sie nicht, daß ein erfahrungsloſes Mädchen zu Ihnen ſpricht."

Reiner ſetzte ſich gehorſam ihr gegenüber. Sie legte ihre Arbeit fort, beugte ſich etwas vornüber und ſah ihn ſcharf an, wie eine Lehrerin das Kind, das ſie prüfen will. Einem unbefangenen Beobachter möchte das Paar in dieſem Augenblicke etwas komiſch erſchienen ſein, Reiner hatte nicht dieſe Empfindung. Ihm war, als ſolle er aus dem reizenden, roten Munde dicht vor ihm eine Offenbarung vernehmen, und er gelobte ſich, dieſer Offenbarung zu folgen.

„Zunächſt muß ich wiſſen, wer es eigentlich iſt, der Sie am ſchwerſten kränkte, Herr Overmann," begann ſie.

„Das iſt Tonius Pätz," erwiderte er ohne Beſinnen.

„Wie, er, dem Sie ſelbſt das Leben gerettet haben?" ſchreckte die Fragerin auf.

Reiner nickte nur ſtumm.

„O, das iſt ſchändlich," rief Olga aus. „Er konnte ſich an Ihnen vergreifen? Er hat den Schlag geführt, der Sie faſt getötet hätte. Das iſt unmenſchlich."

„Er hat noch mehr gethan, als das," brach Reiner los. „Er hat zugeſehen, wie man mich mißhandeln wollte, er hat ſich daran beteiligen wollen. Den Schlag führte er, um ſeinen Freund zu retten, auch der ſei ihm nicht vergeſſen, aber glauben Sie mir, daß das mich nicht ſo empört haben würde. Aber, daß ſie mich feſſelten, daß ſie mich züchtigen wollten, wie man einen Schulbuben züchtigt, in aller Ruhe, als ob ich die Schmach verdient hätte, daß ſie mich prügeln, mich auspeitſchen wollten, das machte mich zum Tier, das macht mich heute noch wild." Er brach ab.

Seine Gestalt hatte sich ausgereckt, seine Wangen glühten, und die Hände ballten sich.

Auch Olgas Augen blitzten, als sie begann: „Jetzt erst sehe ich, weshalb Sie nach Rache dürsten. Jetzt verstehe ich, daß Sie das nicht ertragen wollen, wie ein Schurke. Binden und Auspeitschen! So etwas erträgt sich nicht, das fühle ich auch. Nein," rief sie heftig, „da muß alles aufstürmen, was an Haß in uns ist. Ich sehe jetzt, daß ich Ihnen nicht von anderem sprechen kann als von Rache, von blutiger Rache. Sie müssen Vergeltung fordern für diese Schmach."

Mit Bewunderung hingen Reiners Augen an ihrem feinen Gesicht, das jetzt vom Zorn gerötet ihm entgegensah.

Die gewölbten Brauen zusammengezogen, die kleinen Zähne zwischen den halbgeöffneten Lippen fest aufeinanderpreßt, die Augen groß und vernichtend. Das war es, was er hatte sehen wollen. Er hätte es küssen mögen, küssen das Meduſenantlitz.

Aber plötzlich kam eine neue Blutwelle in Olgas Gesicht, dunkler färbten sich die gerötеten Wangen, der Ausdruck des Zornes schwand daraus, und nun bedeckte sie es mit den schlanken Händen und lehnte sich zurück, ihr Körper erbebte und ein langer Seufzer stieg aus ihrer Brust herauf.

Reiner stand betreten auf. „Was ist Ihnen, Fräulein Olga?" fragte er.

Sie ließ die Hände sinken, ihre Augen starrten ihn groß und traurig an. „Sie hätten mich aus diesem Streite lassen sollen," sagte sie. „Es war nicht meine Sache, Ihren Zorn zu billigen."

„Ah," versetzte er bitter, „es hat Sie verletzt, daß ich das schöne Gleichgewicht Ihrer Seele störte. Verzeihen Sie. Es war eine eigenwillige Regung; ich hätte sie unterdrücken sollen."

Da vergaß sich das stolze Mädchen. „Reinhard, Sie wollen mich nie und nie verstehen," rief sie mit mächtig

hervorbrechendem Gefühl. „Haben Sie nicht selbst empfunden, daß er unweiblich war, dieser Ausbruch des empörten Gefühls?“

„Ich habe nur gesehen,“ erwiderte er noch immer finster, „daß man mir eine Schmach zugefügt, die selbst Ihr ruhiges Blut in Wallung bringen kann. Es war mir eine wilde Freude zu sehen, daß grade Sie meine Kränkung so tief mitempfanden. Sie bereuen es nur zu bald, daß sich Ihr sanftes Herz hinreißen ließ.

„Ich will es nicht bereuen,“ rief das Mädchen außer sich. „Gehen Sie, rächen Sie sich. Die Kraft dazu wird Ihnen nicht fehlen. Ihr eiserner Wille muß diese Buben vernichten, ich weiß es gewiß. Und wenn Sie erreicht haben, was Ihnen als Genugthuung gelten mag, wenn Sie den Undankbaren niedergeschossen haben, oder ins Wasser gejagt, ich will Ihre Hand fassen und sagen: Ich verstehe, daß Sie nicht anders konnten.“

Sie streckte ihm die Hand hin, die er mit hastiger Freude ergriff.

„Sie sind ein tapfres Mädchen,“ sagte er. „Mag es unweiblich sein, was Sie sprechen, das kümmert mich nicht, man darf nicht jedes Unrecht mit dem Mantel der Sanftmut zudecken wollen. Ich bewundere Sie, Olga.“

„Ich bewundere Sie auch, Reinhard. Ich thue es seit dem Tage, an dem Sie diesen Menschen retteten. Liegt Ihnen etwas an dieser ärmlichen Bewunderung, so sollen Sie auch das noch wissen: Sie wird vergehen, wenn Sie handeln, wie ich eben sagte. Jeder Mann, der nur Mut besitzt, wird so handeln. Ich weiß aber, daß Sie mutig sind, daß Sie nicht aus Feigheit der Rache entsagen werden, und ich traue Ihnen noch mehr zu als einem nur mutigen Manne. Ich traue Ihnen die Kraft zu, den Haß in Ihrem Innern zu überwinden. Ich bin ein tapferes Mädchen, sagen Sie, es ist mir ein geringes Lob. Milde ist die Zierde der Frau. Statt Ihren Haß zu schüren, würde es mir besser anstehen, Ihnen Vergebung zu predigen. Lassen

Sie mich Ihnen von dem höchsten Gebot unserer Religion sprechen, von dem Wort ‚liebet Eure Feinde'."

Langsam hatte, während sie so sprach, Reiner seine Hände aus den ihrigen gelöst, stumm wendete er sich ab, ein jäher Schmerz durchzuckte seine Brust. Wie süß und schmeichlerisch auch der Klang ihrer Stimme an sein Ohr drang, der Sinn ihrer Worte ließ ihn das nicht vernehmen. Da legte sie den Arm um seine Schulter, und an ihn geschmiegt raunte sie ihm leise ins Ohr: „Bis jetzt habe ich Dich bewundert, weil Du Deinem Willen folgtest und ihn durchzusetzen suchtest bis aufs Aeußerste, jetzt aber hast Du mich gierig gemacht, ich will Dich noch größer sehen, ich will sehen, wie Du den Willen in Dir überwindest. Ich verlange kein Versprechen von Dir, es handelt sich hier nicht um einen raschen Entschluß, sondern um eine lange, stets erneute Uebung in der Entsagung. Aber wenn Du meinen Worten folgst, so soll Dein Wert mir höher stehen, als der irgend eines andern Menschen."

In wonnigem Schauer erbebte Reiner, als die Geliebte an ihn lehnte, aber er wagte nicht, den Arm um sie zu legen. Er scheute vor ihr zurück, wie vor etwas Heiligem, Unantastbarem, und als sie geendet, sank er kraftlos in einen Stuhl und vergrub das Gesicht in den Händen.

Liebkosend fuhr sie ihm über das Haar. „Armer Junge," sprach sie, „ich weiß, daß ich Schweres von Dir verlange, aber Du wirst es vermögen, es entspricht Deiner edlen Art. Meine Liebe will nicht Deine Schwächen entschuldigen, sie will Deine Kraft anfeuern und bewundern."

Scheu beugte sie sich nieder und hauchte einen Kuß auf seine Locken. Er bemerkte es nicht. Aber wie vor ihrem eigenen Thun erschrocken wich sie zurück und verließ leise das Zimmer.

Reiner verharrte in seiner Stellung lange, lange.

„Vergeben predigte sie ihm, Vergeben. Die Möglichkeit, daß er dies könne, war noch nicht einmal in ihm aufgetaucht, und sie verlangte es so mit einfachen klaren

Worten. Doch was kümmerten ihn diese Worte? Sie hatte sich an ihn geschmiegt, sie hatte auch von ihrer Liebe zu ihm gesprochen, er versuchte sich das leidvolle Wonnegefühl wieder zu vergegenwärtigen, das ihm ihre Berührung aufgewühlt. Er bestrebte sich, ihr rührendes Antlitz vor seinen innern Blick zu zaubern und fest zu halten, aber immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihrer Forderung zurück, immer schwirrten sie um den Sinn ihrer letzten Worte, wie eine Motte um das Licht, und bald lag er wie diese mit verbrannten Flügeln nahe bei der Flamme und schaute starr hinein, als ob er sterben und vergehen sollte.

Vergeben, vergessen! — Wie sie kaltblütig wie Henkersknechte sich zu seiner Abstrafung vorbereitet hatten. Diese ganze entsetzliche Viertelstunde ausstreichen aus dem Buche seines Gedächtnisses. Vergeben, daß ihn die Wut beinahe zum Mörder gemacht. — Aber was wollte er werden, wenn er nicht vergeben konnte? —

Und endlich kam ihm der Gedanke: Weshalb kümmert dich überhaupt, was diese junge Dame sagte? Sie thut sich was mit nobler Gesinnung, aber du bist nicht nobel. Du bist ein Bauernsohn, du sollst bedenken, was dein Vater thäte, wenn er die Kränkung erführe.

Doch er ließ sich so leicht nicht abschütteln, der Eindruck, den ihre Worte auf ihn gemacht. Er stand ganz unter ihrem Zauber, und als er einsah, daß er versucht hatte, sich innerlich dagegen aufzulehnen, da rief er mit emporgehobenen Armen: „Olga, Olga, verzeih mir! Ich will ja Dein Sklave sein, es ist Dein Recht, wenn Du mir Sklavensinn aufzwingst.“

Und wieder beugte er den Kopf und saß lange da, das Gesicht auf die Arme gelegt.

II.

Es geht ein Sprichwort im Volk: Pack ſchlägt ſich und Pack verträgt ſich, und wer hätte nicht ſchon eine Beſtätigung dieſes Wortes erlebt. Wer wollte ſich alſo darüber wundern, daß Frau Gerhardt eines guten Tages in freundſchaftlicher Unterhaltung mit Traudchen auf dem Hofe ſtand.

„Ja, er hat mich beſchimpft, und da ſchlug ihn mein Bruder, und auch der Herr Pätz, der ſozuſagen mein Bräutigam iſt, hat ihm eins verſetzt. Ich ſage, recht iſt ihm geſchehen, und damit baſta," endete ſoeben Traudchen eine längere Rede.

„Das meine ich aber auch," beſtätigte die Baumeiſterin, Beifall nickend. „Und ich glaube, Sie können froh ſein, daß es ſo gekommen iſt, und daß Sie ihn nicht gekriegt haben. Er iſt ein widerwärtiger Menſch."

Das war nicht unwahr, ihr war Reiner wirklich widerwärtig; denn ſeit der erſten Begegnung im Thorweg mochte ſie ihn nicht ausſtehen, und ſie verzieh ihm nie, daß Gerhardt ſie damals hart angefahren in Gegenwart Olgas, wo er ſonſt ſorglich jede Scene vermied.

„Ich weiß es beſtimmt, daß es mein Glück iſt," erwiderte Traudchen. „Eine kluge Frau hat es mir geſagt, eine Kartenſchlägerin. O, Frau Baumeiſter, es iſt ganz erſtaunlich, was die alles weiß. Das mit dem Herrn Pätz hat ſie mir auch vorausgeſagt bis aufs Tipfelchen. Sie ſollten doch einmal den Verſuch machen, ob Sie nicht über den Spitzbuben, der Sie den Winter beſtohlen hat, auch etwas von ihr erfahren können."

„Ach nein, das glaube ich kaum. Es sind ja Militärgeheimnisse dabei im Spiel. Die Polizei hat auch nichts herausgebracht."

„Ich sage Ihnen, die weiß mehr als die Polizei. Militärgeheimnisse giebt's für die überhaupt nicht," überredete Traudchen. „Sie könnten's doch immer mal versuchen. Nutzt es nichts, so schadet's auch nichts. Wenn Sie der Frau drei Mark geben, ist sie ganz zufrieden, fordern darf sie nichts."

Frau Gerhardt stand noch unschlüssig. „Wenn mein Mann es erfährt — er glaubt an so was nicht, — er schimpft mich aus. Sie glauben nicht, Fräulein, wie einem so ein Mann das Leben sauer machen kann. Nicht den kleinsten Genuß gönnt er mir. Nicht ein unschuldiges Glas Wein."

„Er braucht's ja nicht zu wissen."

„Nein, das braucht er freilich nicht, da haben Sie recht. Wenn ich einmal ein Tröpfchen trinken will, das sag' ich ihm auch nicht, das geht ihn nichts an."

„Wissen Sie was," meinte die Verfucherin, „ich gehe morgen mit Ihnen zu der Frau. Sie wohnt nicht weit. Wir können uns am Friesenthor treffen, in einer halben Stunde sind wir wieder hier."

„Nun ja, liebes Fräulein," willigte die Baumeisterin endlich ein, „wir können's so machen. Und nun sind Sie aber auch so freundlich und geben mir ein Viertelliter Kornbranntwein, nicht wahr?"

Traudchen sah die Frau mißtrauisch an. „Wenn es gemerkt wird," sagte sie, „der Herr Baumeister hat gedroht, er wolle ausziehen."

„Ach was, es ist ja nur so wenig, da merkt's keiner," sagte die Frau mit ekelhaft anhaltender Bitte. „Ich brauch's hauptsächlich zum Fleckenausmachen. Das geht sehr gut mit Branntwein, wissen Sie das noch nicht, Fräulein?"

„Ja, ja, aber nehmen Sie sich nur in Acht, daß keiner merkt, wo sie es her haben."

„Nur keine Angst, so schlau sind wir schon." Sie

reichte dem Mädchen eine Flasche, flach und länglich, die man bequem in der Tasche bergen konnte. „Es geht grade ein Viertelliter hinein," sagte sie.

Traudchen ging ins Haus und kehrte bald zurück, das verlangte Getränk schimmerte blaugelb durch das Glas der Flasche. Die Augen der Trunksüchtigen funkelten, als sie's in Empfang nahm. Hastig zog sie das Geld hervor und nahm Abschied von dem Mädchen, es trieb sie unwiderstehlich, ihrem Laster zu fröhnen. Jeden Schamgefühles war sie schon bar. Hätte sie nicht gutwillig das Getränk erhalten, sie würde niedergekniet sein und gefleht und gebettelt haben um das unselige Gift, das ihr Leib und Seele zerrüttete. —

Eine Stunde später schlich das elende Weib die Treppe hinauf nach dem Zimmer, wo Reiner saß und den schwersten Kampf ausfocht, den er je mit sich selbst zu kämpfen gehabt hatte. Sie öffnete die Thüre und spähte hinein, da saß der junge Mensch; aufhorchend schaute er zu ihr hinüber, er mochte wohl eine Andere erwartet haben. Die Alte aber empörte sich über dieses Anglotzen, wie sie es nannte.

„Herr Overmann," sagte sie eintretend, „wie geht es Ihnen denn heute? Ich hoffe doch besser."

„Ich danke, es geht recht gut, Frau Baumeister," erwiderte Reiner, und die geheime Wut der Frau steigerte sich, da er sie noch erstaunter als zuvor ansah.

„Sie haben doch gewiß einen starken Körper, ich meine, es würde schon wieder gehen mit dem Arbeiten," sagte sie aufgebracht. „Es taugt nichts, daß Sie da so herumsitzen. Nein, es wäre wirklich besser, wenn Sie wieder etwas thäten, Ihr Brod zu verdienen, und nicht andern Leuten auf der Tasche zu liegen."

„Ich glaube, daß Sie ganz Recht haben," gab Reiner zu, der wohl merkte, wie es um die Unglückliche bestellt sei. „Ich werde auch ganz sicher dieser Tage versuchen, meine Beschäftigung wieder aufzunehmen."

„Dieſer Tage, dieſer Tage, Sie ſollten es heute thun — ich habe jetzt keine Luſt mehr, Sie im Hauſe zu behalten.“

„Beruhigen Sie ſich doch, Frau Baumeiſter,“ ſagte Reiner, „Sie ſollen Ihr Haus ja bald wieder frei haben.“

Seine Ruhe und Gelaſſenheit bewirkte, daß die Aufgeregte ſich noch einmal für einen Augenblick faßte.

„Es iſt wirklich kein Leben für Sie, ſo herumzuſitzen, ich glaube, daß Ihnen Bewegung in der friſchen Luft viel beſſer iſt. Dies Stieren in die Bücher kann Ihnen nichts helfen, Sie verſtehen ſo wenig davon, wie ich auch. Ich hab's früher auch thun müſſen, mein Mann verlangte es. Er hielt mir immer große Reden von der Vergrößerung der Genußfähigkeit durch die Bildung. So ein Narr, er weiß garnicht, was ein richtiger Genuß iſt. Aber ich weiß es. Sie ſind ein Tölpel, das will ich Ihnen nur ſagen. Ein Bauernlümmel, Sie verſtehen nichts, ſag' ich.“

So ſprudelte die trunkene Frau einen Schwall unzuſammenhängender Reden hervor und ſteigerte ſich ſelbſt immer mehr in eine häßliche Aufregung hinein. Alles Zureden und Beruhigen Reiners erwies ſich als vergeblich. Immer mehr erinnerte ihn ihr glaſiges Auge, ihre aufgedunſenen Wangen und der ſchlaffe Zug um den Mund an Kierkejaards ihm verhaßtes Geſicht, und faſt glaubte er wirklich, den angetrunkenen Aufſeher vor ſich zu haben, als die Frau nun mit der Verſicherung herauskam, die den meiſten Menſchen in ihrem Zuſtande geläufiger iſt als alles andere, mit der Verſicherung, ſie ſei nicht betrunken. Das wiederholte ſie zwei-, dreimal, immer mit lauterem Ton, und dazwiſchen regnete auf Reiner eine Flut von Schimpfworten hernieder und zum Beſchluß folgte jedesmal eine Aufforderung zu gehen, ſich zu packen, ſich zum Kuckuck zu ſcheren.

Laut gellte das Geſchrei der Lärmenden durch's Haus, es rief Olga herbei. Reiner entfernte ſich, ſowie die Tochter das Zimmer betrat, in ſeine Schlafkammer.

Bleich und regungslos ſtand das Mädchen in der

Thüre. Ihre tiefen blauen Augen ſtarrten anklagend die Trunkene an, der kleine Mund zuckte, als wolle ſich ihm ein Schmähwort entringen, zum erſten Mal, ſeit Olga die Mutter in einem ſolchen Zuſtand ſah, überwog Zorn und Ekel in ihr das Mitleid mit der Elenden. Aber noch ehe ihr empörtes Gefühl ſich in Worten Luft machen konnte, war die Stimmung der Betrunkenen umgeſchlagen. Sie brach in Thränen aus, ſie ſchluchzte herzbrechend, ſie winſelte zum Steinerbarmen. Der eigene Feind, den ſie in den Mund genommen, kehrte jetzt die Krallen heraus und zerriß ihr Inneres. Krämpfe durchbebten ihren Körper und der Paroxysmus ließ nicht eher nach, bis die Tochter ſie auf ihr Lager gebettet, und allmälig der Schlaf ihre aufgeregten Sinne beruhigt hatte. —

Olga ſtand noch immer an dem Bette, gleichmäßig drangen die ſchnarchenden Atemzüge der Schlummernden an ihr Ohr, ſie ſtand und ſchaute trockenen Auges ins Leere.

„Ich werde die Miſſethaten der Väter heimſuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“ Auf dem dunklen Grunde ihrer Gedanken brannte dies furchtbare Wort in Flammenſchrift, und als jetzt ihr Vater leiſe hereintrat, da warf ſie ſich ihm zu Füßen und wand ſich in unausſprechlichem Schmerz am Boden.

Auch Gerhardt fand keine Worte, um ſeine Tochter zu beruhigen, er hob ſie auf und führte ſie ins Nebenzimmer, dort nahm er auf einem Stuhle Platz und zog ſie auf ſeine Knice hernieder. Lange hielt er ſie umfangen, bis endlich ein Schluchzen den entſetzlichen Bann löſte, der ihre Bruſt beklemmte, und ihr Schmerz in Thränen aus den Augen brach.

„Vater, ſie hat ihn geſcholten, ſie hat ihn aus dem Hauſe verwieſen; wir dürfen ihn nicht länger halten,“ ſagte ſie endlich.

Ihr erſter Gedanke galt ihm, Reiner. Den Baumeiſter durchzuckte es heißer als bisher, das Schreckliche, das Unausbleibliche war geſchehen. Jetzt verſtand er ganz, welche

furchtbaren Augenblicke Olga durchlebt hatte. Er hatte Mühe, nicht im Tone seiner Antwort sein ganzes Entsetzen zu verraten.

„Er soll ja fort, mein Kind, und wenn wir erst wieder allein sind, dann wirst Du auch das Schreckliche wieder mit mehr Ergebenheit zu tragen wissen.“

Sie lehnte jetzt still das Haupt an seine Schulter. „Wir können ihn ja nicht zurückhalten,“ sagte sie. „Er selbst würde nicht bleiben wollen nach dem, was vorgefallen ist. Aber nicht zu bald darf er fort, nicht ehe er ganz wiederhergestellt ist. Nicht wahr, Vater?“

„Was sorgst Du Dich um den fremden Gast, Kind?“ sagte er, ihr über das Haar streichend. „Er ist wohl gesund genug, sich selbst wieder zu helfen. Er ist eine kräftige Natur.“

„Nein, Vater. Wenn er es nicht selbst begehrt, so laß ihn nur ruhig bleiben.“

„Aber er wird es selbst wünschen, und auch mir wird es leichter ums Herz sein, wenn er nicht mehr im Haus ist, meine Tochter hat zu zärtlich um ihn gesorgt.“

Es klang ein leiser Vorwurf aus diesen Worten. Olga barg das erglühende Gesicht an des Vaters Brust.

„Für ihn,“ fuhr dieser fort, „ist es nicht schlimm mehr hinauszugehen, hundert andere müßten in seinem Fall auch wieder erwerben, um leben zu können. Und für Dich fürchte ich, ist es gefährlich, wenn er länger hier bleibt.“

„Du hast Recht, mein Vater.“

Da sprang er auf. „So ist es also zu spät,“ rief er, „und ich kann Dir das Schwerste nicht mehr ersparen? Ich habe darum gebangt, ich hätte ihn nicht in mein Haus aufnehmen sollen, ich wußte ja, wie es kommen würde.“

Er ging erregt im Zimmer auf und ab. Olga kniete an der Erde und hielt den Kopf in den Händen geborgen.

„Ich konnte nicht anders,“ sagte sie leise wie eine Beichtende. „Als er damals hinabstieg in den Schacht, als

ich am Rande niederkniete, für ihn zu beten, da hat sich sein Bild unmerklich und unauslöschbar in mein Herz gegraben. Seit jener Stunde dachte ich stets an ihn. Und als Ihr ihn hier hereintrugt, bleich und blutig, da vermochte ich kaum mich auf den Füßen zu erhalten; sahst Du da nicht, wie ich schwankte, sahst Du nicht, wie ich mich über ihn werfen wollte, ihn mit meinen Thränen zu waschen? Ah, damals hielt mich die Scham ab vor dem fremden Manne, der dabei stand, aber heute, als er mich fragte, ob er sich rächen dürfe an denen, die ihn so schmachvoll mißhandelt, da vergaß ich, daß er mir fremd sein müsse, da bekannte mein Mund sich zu ihm!"

„Und das konntest Du thun?" rief Gerhardt erzürnt, „Dich wegwerfen an einen, der Dich nicht zu würdigen weiß, der dieser Bauerndirne wegen sein Leben aufs Spiel setzte. Wenn er Dich liebte, wenn er Dich überredet hätte — solch einem Menschen, der selbst seinen Wert so gering schätzt, daß er sich an solche Person vertrödeln wollte, ihm wirft sich meine Tochter an den Hals!"

„Vater," rief Olga aus, sich aus ihrer demütigen Stellung erhebend, „er hat sich nicht weggeworfen, noch ich. Lästere ihn jetzt nicht, weil ich ihn liebe, Du hast ihn doch vorher hochgeschätzt. Ich weiß nicht, was ihn getrieben haben kann, so das Aeußerste zu wagen um den Besitz dieses Mädchens, Liebe war es nicht, das weiß ich von seiner Mutter, das weiß ich von ihm selbst; denn nie hat er mir gegenüber ihrer erwähnt, wenn man liebt, vergißt man nicht so leicht."

„Wenn man liebt, vergißt man aber seiner selbst und dessen, was man seinen Eltern schuldig ist. Ich hatte bessere Ueberlegung von meiner Tochter erwartet."

Seine Anklage klang hart, und sein Gesicht war das eines strengen Richters. Aber unter der Anschuldigung sank die Gestalt vor ihm nicht zusammen, sie schien eher zu wachsen, groß und stolz stand ihm die Tochter gegenüber, als sie blitzenden Auges erwiderte: „Ich bereue nicht, was

ich gethan habe, ja ich hätte noch Kühneres unternommen. Vater," sagte sie dann sanfter, „hast Du nie um der Liebe willen andere Pflichten zurückgesetzt? Hätte sie Dich nie hinreißen können zu einer Handlung, die Du später bereut haben würdest?"

Da zuckte der strenge Mann zusammen, da wandte er sich schweigend ab, und ein milder versöhnlicher Ausdruck lag auf seinen Zügen, als er nach kurzem Kampf auf die Tochter zutrat und sie in seine Arme schloß.

„Laß uns nicht miteinander rechten," sagte er, „was Du thatest, wirst Du selbst nur zu schwer büßen müssen, aber uns soll es nicht entzweien. Ich habe nur Dich, Du hast nur mich, wir wollen treu zusammenhalten und ertragen, was uns das Schicksal auferlegt. Sei wieder meine mutige Tochter, wie Du es bisher warst. Ich gehe zu Grunde, wenn ich Dich verlieren soll."

Fest schmiegte sich Olga an den unglücklichen Mann.

„Das Leid soll uns nicht trennen. Trage mich mit Geduld, Vater. Wenn auch mein Mut jetzt gebrochen ist, ich hoffe doch, die Ergebung wiederzufinden."

Die Nacht sank herab, die verschleiernde und bedrückende. Eine Nacht des Grames für drei Menschenherzen im Gerhardtschen Hause. Keines fand die ersehnte Ruhe.

Gerhardt ging lange in seinem Arbeitzimmer auf und ab, dann warf er sich in einen Stuhl und versuchte zu arbeiten, aber es duldete ihn nicht; er sprang wieder auf, und wieder klang sein ungleicher Schritt im Hin- und Hergehen durch das stille Haus.

Und in nicht minderer Qual durchwachte Reiner die bangen Stunden der Nacht. So beseligt und zugleich so elend, wie es nur junge Liebe sein kann.

Olga saß auf ihrem Lager ausgekleidet; mit einem seligen Lächeln flüsterte sie: „Schlaf wohl, Du Lieber." Dann aber drückte sie den Kopf in die Kissen, um ihre Schmerzenslaute zu ersticken, und, wieder sich aufrichtend, sang sie ein leises Lied, bis es sie selbst zu Thränen rührte.

Immer wieder kam es ihr in den Sinn, auch als sie sich endlich niedergelegt hatte:

So leise kam es,
So sanft, so sacht;
Hat doch des Grames
Flamme entfacht.
So süß, so selig
Stahl sich's ins Herz,
Und doch wie quäl ich
Mich nun im Schmerz.
Die Arme ring ich
In frommem Knien,
Viel lieber schling ich
Sie doch um ihn.
Mit betenden Händen
Denk ich nur sein;
Wie das soll enden,
Weiß Gott allein.

* * *

Der schweren Nacht folgte ein trüber Tag.

Graue Wolken verhüllten den Himmel, und kein lachender Sonnenstrahl blinkte Reiners Auge Hoffnung zu, als er das Fenster öffnete und sich bereit machte, den schweren Gang zum Baumeister zu unternehmen.

Mit höflichem, aber kaltem Gruß empfing ihn Gerhardt. Ruhig hörte er Reiners sorgfältig überlegte Ausführungen an, daß er nun wieder gesund genug sei, sich selbst pflegen zu können. Auch ließ er den warmen Dank, den der junge Mann ihm für die freundliche Aufnahme in seinem Hause aussprach, ruhig über sich ergehen, ohne Unterbrechung, aber auch ohne irgend ein Zeichen der Rührung.

„Ich habe Sie heute erwartet," begann er, als Reiner geendet, in geschäftlichem Ton. „Ich habe Ihnen einiges Geld zurechtgelegt, das Gehalt für den vergangenen Monat. Und für die nächsten drei Monate habe ich mir erlaubt, es gleich beizufügen. Sie werden es brauchen," schnitt er den

Protest Reiners kurz ab, „Sie müssen sich jetzt selbst einrichten, das verursacht immer einige Kosten.“

„Ich werde mich bemühen, Ihnen dieses und was Sie sonst für mich gethan haben, durch äußerste Anspannung meiner Kräfte in Ihrem Dienste zu vergelten.“

„Es findet sich vielleicht einmal Gelegenheit dazu,“ erwiderte der Baumeister mit kurzem Nicken. „Ich denke ein paar Wochen widmen Sie noch Ihrer Erholung, bis dahin wird es mir wohl gelungen sein, eine passende Stelle für Sie ausfindig zu machen. Bekümmern Sie sich weiter nicht darum, ich halte es für meine Pflicht, dafür zu sorgen.“

Reiner erbleichte, ihm war, als wanke der Erdboden unter seinen Füßen. Ohne ein Wort der Erwiderung sah er den Andern nur fragend an. Dieser bückte sich und machte sich auf seinem Schreibtisch zu schaffen.

„In meinem Betriebe kann ich Sie leider nicht mehr beschäftigen,“ fuhr er in kühlem Ton fort. „Das Baugeschäft ist nicht mehr groß, und da die Sache mit der Fortifikation sich zerschlagen hat, so kann ich die Ziegelei wieder allein leiten. Es thut mir leid, aber es geht nicht anders. Als Zeichner möchte ich Sie nicht wieder anstellen, ich bedarf auch eines solchen nicht mehr, überdies haben Sie gegen sich selbst die Verpflichtung, nur eine solche Stelle anzunehmen, die Ihre ganzen Kräfte in Anspruch nimmt. Ich habe Verbindungen genug, um Ihnen einen solchen Posten in sichere Aussicht stellen zu können.“

Reiner hatte Zeit gehabt, während der Andere so sprach, seiner Ueberraschung Herr zu werden. „Wenn Sie mich entlassen wollen, Herr Baumeister,“ begann er, „so bitte ich mir nur das Zeugnis auszustellen, daß nicht meine Aufführung im Geschäft Ihnen die Gründe hierzu an die Hand gab.“

„Gewiß nicht,“ sagte Gerhardt mit freierer Stimme, als er bisher gesprochen. „Ich bezeuge Ihnen doch meine Zufriedenheit in dieser Hinsicht auch dadurch, daß ich Sie weiterempfehle.“

„Dann habe ich aber auch kein Recht, dieses Gehalt für die nächsten drei Monate anzunehmen.“

„Sie haben das Recht, kontraktlich, jawohl. Die Kündigungsfrist ist auf drei Monate festgesetzt. Ich würde Sie auch noch so lange halten, aber Ihre Kräfte sind noch nicht ganz die alten, für den nächsten Monat würde ich doch nicht viel von Ihnen verlangen dürfen, und darüber hinaus fehlt es mir thatsächlich an Beschäftigung für Sie.“

„Wenn Sie sich mir gegenüber auf den Boden des Arbeitkontraktes stellen, so habe ich kein Recht, davon abzugehen.“

Reiner nahm das Geld an sich. Es war eine große Bitterkeit in ihm. Früher hatte er nie erwartet, daß ihm der Abschied in anderer, als in dieser höflich kühlen Form erteilt würde, aber jetzt überraschte sie ihn. Ein Zeichen des herzlichen Bedauerns von diesem Manne, den er hochschätzen gelernt hatte, würde ihm mehr wert gewesen sein, als dies Geld, das ihm die geschäftliche Noblesse spendete. Abwartend stand er da.

„Wir wären also über alles im Reinen,“ sagte der Baumeister, „quittieren Sie noch über den empfangenen Betrag. Ich habe die Bescheinigung gleich ausstellen lassen, damit Sie sich nicht erst hinüber bemühen müssen.“

Nachdem auch diese Förmlichkeit vollzogen war, streckte der Baumeister seinem früheren Gehülfen die Hand hin. „Einstweilen also: Gute Besserung. Lassen Sie mich hören, wo Sie sich einmieten, damit ich Ihnen Nachricht zukommen lassen kann. Sie erkundigen sich vielleicht auch dann und wann selbst bei mir.“

„Leben Sie wohl, Herr Baumeister.“

Es war ein flüchtiger Händedruck, mit dem sie Abschied von einander nahmen, so wie ihn Leute austauschen, die sich vor wenigen Stunden kennen gelernt haben.

„Sie gestatten, daß ich mich noch von den Damen verabschiede,“ sagte Reiner, schon nach der Thürklinke greifend.

„Es ist unnötig, lieber Herr Overmann," erwiderte der Baumeister mit heiserer Stimme, „ich werde Ihren Gruß und Ihre Danksagung ausrichten."

„Ich habe zwar kontraktlich kein Recht, das zu beanspruchen," sagte Reiner ironisch, „aber Sie werden nicht verlangen, daß ich gegen die Forderungen der Höflichkeit verstoße. Wenn ich auch nicht aus feiner Familie stamme, so habe ich mich doch in Ihrem Hause so benommen, daß ich mich nicht ohne Abschied wegzustehlen brauchte."

„Ich bitte Sie, von Ihrem Verlangen abzustehen," rief Gerhardt, sein Ton hatte alles Geschäftsmäßige verloren. „Ersparen Sie, wenn Sie ein gebildeter Mann sein wollen, meiner Frau die Beschämung. Ich war zu weit gegangen in meinem Vertrauen Ihnen gegenüber, es giebt Sachen, die jeder für sich behalten muß, aber daß meine Frau selbst Ihnen offenbaren mußte, was ich noch notdürftig verhüllt hatte, das macht es mir unmöglich, Sie länger in meinem Hause zu behalten."

„So werden Sie mir wenigstens nicht versagen, daß ich mich von Ihrem Fräulein Tochter verabschiede?"

Gerhardt sah finster zu Boden. „Ich glaube, es ist besser, Sie unterlassen auch das," sagte er endlich mit Ueberwindung.

„Sie behandeln mich wie einen Buben. Vergessen Sie nicht, daß Sie mich selbst in Ihr Haus brachten, daß ich nicht im Stande war, meinen Willen zu äußern; ich würde schwerlich eingewilligt haben, hier zu bleiben. Ich weiß, daß ich Ihnen eine Last war. Durch diesen Abschied aber haben Sie mich von jeder Verpflichtung Ihnen gegenüber befreit. Sie bereuen, daß Sie mir Gutes erwiesen haben und nehmen dadurch Ihrer Handlungsweise alles, was meinen Dank verdient hätte. Ihrer Tochter stehe ich anders gegenüber, ich bitte Sie, ihr zu sagen, daß ich ihr für alles danke, was sie mir gegeben, nicht zum wenigsten für ihre letzten Worte, die mir, so hoffe ich, ein Leitstern sein sollen auf meinem ferneren Wege."

Der Baumeister winkte ihm abzubrechen. „Zu unglücklicher Stunde sind Sie in mein Haus gekommen. Der alte Fehl, der auf uns ruhte, ist durch Sie zu neuer Empfindung erwacht. Ich werde nichts von dem sagen, was Sie mir aufgetragen haben. Wollen Sie sich meiner Tochter dankbar beweisen, so vermeiden Sie jede Gelegenheit, sie wiederzusehen. Das ist der Dank, den sie selbst sich erwünscht."

Er hielt einen Augenblick inne, dann sagte er müde: „Sie haben diese Stunde mir und sich selbst schwerer gemacht, als nötig war. Eine Aussprache ohne gegenseitige Verständigung ist schlimmer als ein Verschweigen des Geschehenen. Gehen Sie, es sind zwischen uns schon zuviel bittere Worte gefallen."

Schweigend verließ Reiner das Zimmer. Die Thür fiel leise hinter ihm ins Schloß, und doch erschien es ihm, als habe sich die Pforte zum Paradiese donnernd hinter ihm geschlossen, und er sei hinausgestoßen in die gleichgültige, fremde Welt, auf dem Herzen sein ganzes Erbteil tragend: Arbeit und Leiden. —

III.

Es blieb trübe in Gerhardts Hause, auch nachdem der unfreiwillige Störenfried gegangen war. Frau Gerhardt äußerte Olga gegenüber ihre Verwunderung darüber, daß Reiner so auf und davon sei; aber es traf sie aus den Augen der Tochter ein so vorwurfsvoller Blick, daß sie schuldbewußt verstummte. Wenn sie auch nicht mehr genau wußte, was sie im Rausche getrieben, so ahnte sie doch, daß der schnelle Aufbruch des Patienten irgendwie mit einem Streit zusammenhängen müsse, den sie mit ihm gehabt. Aber ihr konnte das nur recht sein, sie haßte diesen jungen Menschen, er hatte sie von Anfang an seine Ueberlegenheit fühlen lassen, das wollte sie nicht dulden. Ah, sie wußte zu hassen und wußte auch ihren Haß zu befriedigen.

Sonst trug die Erbärmliche ihr gewöhnliches Betragen zur Schau. Der verdammenswerte Leichtsinn ließ ihr das Laster, das sie mit aller Gewalt gepackt hatte, nicht als so schlimm erscheinen, und sie spielte stets die Unbefangene, wenn ein Anfall einmal wieder glücklich überstanden war. Immer tiefer war sie hinabgeglitten auf der schlüpfrigen, abschüssigen Bahn. Erst war ihr das Trinken nur ein Mittel zum Zweck gewesen, sie hatte in lustiger Gesellschaft gern ein Glas Champagner getrunken, um selbst recht lustig zu werden. Aber der Stoff, nach dem sie verlangte und die Gesellschaft waren allmälig immer gemeiner geworden, und schließlich lag ihr nichts mehr an der Gesellschaft und selbst am Trinken nichts mehr, nur die Wirkung, der Rausch, lockte sie noch. Je schneller er diese

herbeiführte, um so lieber war ihr der Sud, mochte Geschmack und Geruch sein, wie sie wollten. Früher freilich hatte sie noch Angst gehabt vor ihrem Manne, wenn ihr der Kopf wieder klarer wurde. Er war damals noch zornig geworden, er hatte sich einmal an ihr vergriffen, aber das war lange her; es war zu der Zeit, als er sich noch aus ihr selbst etwas machte. Er hatte sie damals noch geküßt, nachdem er sie geschlagen. Dann kam eine Zeit, da hatte er ihr gedroht mit Einsperren in ein Trinkerasyl, auch da hatte sie Furcht vor ihm und seiner Drohung empfunden, aber sie merkte bald, daß er den Skandal scheue, daß er seine Drohung nie wahr machen werde, und jetzt schlug er sie nicht mehr und drohte ihr nicht mehr. Er beachtete sie überhaupt nicht und war froh, wenn er garnichts davon erfuhr, daß sie schon wieder einmal der Versuchung unterlegen war.

So trieb er's auch heute, mit keinem Wort ward des gestrigen Tages gedacht, und Olga saß gleichfalls ruhig und gefaßt bei der Mahlzeit.

Nachher allerdings schloß sich Olga auf ihrem Zimmer ein, und der Baumeister ging aus; das war Frau Gerhardt sehr angenehm, so brauchte sie nicht erst einen Vorwand zu erfinden, um auf die Straße zu kommen.

Sie traf Traudchen zur verabredeten Zeit am Friesenthor, und sie gingen zusammen nach dem Hause des Lumpenhändlers.

Frau Pätz empfing sie erfreut an der Thüre, aber Traudchen unterbrach ihr Geflunker von dem großen Vergnügen und der hohen Ehre, indem sie Mutter Trina fast bei Seite schob und eröffnete: „Wir wollen nur zur Riren, vielleicht komme ich nachher ein Viertelstündchen herunter."

Die Wahrsagerin fanden sie bei einer sehr prosaischen Beschäftigung. Sie saß auf einem Holzstuhl und schnippelte oder fitschte, wie der onomatopoetische Ausdruck in Köln lautet, grüne Bohnen in ihre Schürze. Als sie der Be-

sucherinnen ansichtig wurde, sprang sie auf und zwar so hastig, daß ein Teil der Bohnenschnippel zur Erde fiel. Sie nahm sich jedoch nicht die Zeit, sich danach zu bücken, sondern leerte ihre Schürze völlig auf den Tisch und begrüßte Traudchen mit den Worten: „Es ist nur gut, daß Sie kommen, liebes Kind. Ich habe immer gefürchtet, daß Sie etwas falsch verstehen könnten, von dem, was ich Ihnen neulich sagte."

„Ich komme eigentlich heute nicht meinetwegen," entgegnete die Angeredete, „hier Frau Baumeister Gerhardt möchte von Ihnen erfahren, wer es war, der Karneval in ihrem Hause gestohlen hat."

Die Nixen knickte bei der Vorstellung in den Knieen zusammen, daß man hätte meinen sollen, sie versinke in der Erde, dann richtete sie sich ächzend wieder auf, und bei dem ganzen Zusammenfallen und schmerzhaften Wiederaufersteben lächelte sie so verbindlich, wie der heilige Laurentius auf seinem Roste; denn die Gesamtheit dieser merkwürdigen Procedur sollte nichts mehr und nichts weniger vorstellen als einen Knix.

Frau Gerhardt nickte herablassend ihren Gegengruß, und der Stolz stand ihr so gut, wie einer Gans das In die Brust werfen.

Nach diesen Präliminarien begann Frau Nixen auf gewohnte Weise ihr Spiel, indem sie sich weigerte, irgend etwas zu sagen und zu thun, bis sie schließlich wieder das schmutzige Kartenspiel aus dem Tischkasten hervorholte und ihren Hokuspokus damit trieb. Schon wollte sie beginnen, den aufhorchenden Frauen auch für einen solchen Fall längst vorgesehene, allgemeingültige Orakelsprüche aufzutischen, als sie sich erinnerte, daß ihr Sohn, Karl Lenz, ja im Hause des Baumeisters wohne. Ihr Zorn auf den undankbaren Sprößling hatte in der letzten Zeit wieder Nahrung erhalten; denn als sie ihm vor Kurzem auf der Straße begegnet war und vor Begierde gebrannt hatte, ihm die große Neuigkeit von Johannas Anwesenheit in Köln mitzuteilen, da hatte er sie nicht begrüßt und verächtlich an ihr vorbei-

geſehen. Das Letzte war zwar nur eine leere Vermutung; denn Karlos hatte ſeine Mutter nur im Drange künſtleriſcher Extaſe überſehen. Er arbeitete an einer Serie neuer Gedichte — in letzter Zeit machte er ſeine Gedichte nur noch ſerienweiſe — und wenn er mit ſolchen Sachen beſchäftigt war, ſo hätte ihm auf ſeinem Wege alle fünfzig Schritt eine andere Mutter begegnen können, er würde keine davon erkannt haben. Für die Niren aber, die ſich beleidigt fühlte, war Grund genug vorhanden, ihm zu zürnen, und da ſie jetzt ein Mittel ſah, wie ſie ihm einige Unannehmlichkeiten bereiten könne, ſo zögerte ſie keinen Augenblick, ſich desſelben zu bedienen.

„Was iſt Ihnen doch noch geſtohlen worden?“ hob ſie an, einen ſchnellen Lauerblick auf die Gefragte heftend.

„Ja, wiſſen Sie denn das nicht?“ gegenfragte Frau Gerhardt. „Ich kann es Ihnen ſo genau auch nicht ſagen. Steht es denn nicht in den Karten?“

„Man muß die Karten nicht fragen um Sachen, die man auf andere Weiſe erfahren kann,“ meinte die Alte geheimnisvoll. „Die Karten haben ihren Stolz und antworten nicht auf alles.“

„Das iſt merkwürdig,“ ſagte Frau Gerhardt mit beneidenswerter Herzenseinfalt.

„Wie war es mit der Treppe?“ fuhr die Andere fort, „hörten Sie da nichts?“

„Ja es ging die Treppe hinauf, das war es ja eben. Mein Mann hinaus aus dem Zimmer. Wer iſt da? rief er, aber der Menſch mußte ihn wohl nicht verſtanden haben, er ſagte nichts. Mein Mann nun hinunter in ſein Zimmer; ich wußte nicht, was ich machen ſollte, ich bekam Angſt und ſchrie aus dem Fenſter nach Hülfe. Da kam mein Mann wieder herauf. Er iſt oben ins Haus, er will über die Dächer entweichen, ſagte er. Und dann rief er die Leute auf der Straße an, das iſt alles, was ich weiß.“

Die Wahrſagerin wiegte ihr Haupt bedächtig hin und her. „Es iſt nicht weit getragen worden, dazu war der zu

schwach, der es trug. Er ist ein kleiner Mann, und Sie kennen ihn. Wenn er lacht, zeigt er die Zähne, wenn er weint, gehen ihm die Augen über. Er hat straffes Haar, und es steht ihm zu Berge. Sagen Sie mal: Wohnt niemand außer Ihnen in dem Hause?"

„Herrje, der Lenz," rief Traudchen vorlaut aus.

„Wie er leibt und lebt, steht er in den Karten," ächzte die Baumeisterin. „Nein, so was."

„Ich habe nicht gesagt, daß der es war, aber, wenn er in Ihrem Hause wohnt, so sehen Sie ihn sich mal genau an."

„Das will ich thun," antwortete die Frau eifrig, „und er hat es auch sicher gethan, weshalb sollte er sonst in den Karten stehen?"

Sie legte einen Thaler auf den Tisch; die Alte schnappte das Geldstück so geschickt weg, als sei dies die einzige Kunst, auf die sie sich verlegt habe.

„Aber grade bei dieser Sache," warnte sie noch, „ist es sehr wichtig, daß Sie niemand sagen, von wem Sie es erfahren haben."

Frau Gerhardt versprach hierüber reinen Mund zu halten.

„Nun möchte ich gar zu gerne noch mit Ihnen ein Wort sprechen, aber es muß mit Ihnen allein sein," sagte die Sibylle zu dem jungen Mädchen.

„Ich gehe schon vor," meinte Frau Gerhardt. Traudchen nickte ihr stumm zu, und kaum hatte sich die Thüre hinter jener geschlossen, als sie schon mit Lobeserhebungen auf die Alte einstürmte, wie klug und wie fein sie alles vorhergesehen habe.

Aber in übergroßer Bescheidenheit lehnte die Hexen jeden Dank ab. „Es freut mich ja," sagte sie, „daß es Ihnen so wohl ergangen ist, liebes Fräulein, aber haben Sie auch über dem allem nicht versäumt, sich den Mann genau anzusehen, der Ihnen zuerst begegnet ist?"

„Ei gewiß," rief Traudchen eifrig, „und denken Sie

nur, er will mich heiraten; es ist ja der Tonius von hier unten."

„Wie, der?" sagte die Alte sichtlich enttäuscht. „Aber, der war doch hier, wie Sie fortgingen."

„Nun er ist mir doch hier begegnet, er war doch der erste," meinte das Mädchen gedehnt.

„Nein, das war hier in meiner Wohnung, das zählt garnicht. Und der erste, der Ihnen auf der Straße begegnete, wer war das?"

„Das weiß ich nicht, darauf hab' ich garnicht Acht gegeben."

Es entstand eine Pause.

„Meinen Sie nicht," begann Traudchen zaghaft wieder, „daß diesmal doch der Tonius es sein sollte?"

Aber die Alte schüttelte unwillig ihr Haupt.

„Ich sage Ihnen, er ist es nie und nimmer, der Ihnen Glück bringt. Das haben Sie nun versäumt, Fräulein, und da hilft es nichts, daß Sie ein betrübtes Gesicht machen. Wir wollen mal versuchen, was die Karten heute sagen, wenn Sie mir auch nichts dafür geben wollen, ich thu's umsonst."

„Das will ich nicht, nein," sagte Traudchen. „Ich weiß, daß es eine schwere Sache ist." Sie zog ihr Geldtäschchen und entnahm ihm einen Thaler, den sie, eben wie die Baumeisterin, auf den Tisch legte, und den die Nixen mit gleicher Fingergewandtheit verschwinden ließ.

Der alte Unsinn begann von neuem.

„Es ist nichts mit dem Tonius," sagte die Alte bedenklich, „eher wäre es noch etwas mit dem, der Ihnen früher die Briefe geschrieben hat."

Traudchens Gesicht wurde immer verdrießlicher. Jetzt will sie dir was vormachen, dachte sie, nein wir lassen uns nicht anführen.

Aber als die Alte jetzt mit gutgespieltem Erschrecken fragte: „Du lieber Himmel, nein, haben Sie denn mit dem noch was? Sollte der nicht gestohlen haben?" da

wurde Traudchen wieder irre. Sie wußte doch alles, diese Frau. Sie wußte von Lenz, daß er ihr geschrieben, und daß er Gerhardt bestohlen hatte. — Ihr wurde unheimlich.

Die Alte, gewohnt ihre Kunden genau zu beobachten, merkte sofort, daß ihr wohlangelegter Streich vollkommen gelungen war. Ein Lächeln des Triumphes glitt über ihr runzeliges Gesicht, wieder war eine Menschenseele ganz ihrer Gewalt verfallen. Wenn sie ihr jetzt vorredete, ins Wasser zu gehen, sei das Beste für sie, dann würde das Mädchen folgen; aber die Nixen war klug und milde, sie begnügte sich damit, ihren Sieg auf andere ihr mehr zusagende Weise auszubeuten.

„Wahrhaftig," rief sie aus, die Karten studierend, „zwischen dem Tonius und Ihnen ist etwas im Werk; aber es führt nicht zum Ziel, liebes Kind, und das ist ein Glück für Sie. Das Treffaß liegt dazwischen, das bedeutet eine frohe Trennung. Ihre Karte sieht diesmal ganz anders aus als das vorige Mal. Ich kann Ihnen nicht viel von Glück sagen, ich kann Sie nur warnen: Wer morgens kommt, meint es nicht gut, wer mittags kommt, sei auf der Hut, wer abends kommt, der meint Dein Geld, wer nachts kommt, laß ihn nicht ein um die Welt. Sie sollten sich vor einem hüten, der was Unrechtes von Ihnen weiß."

Traudchen stand verwirrt und zupfte an ihren Handschuhen. „Ist denn garnichts von einem Neuen zu sehen. Der mir die Briefe geschrieben hat, ist doch sicher nicht der Richtige."

„Wer weiß, mein liebes Fräulein," sagte die Alte vieldeutig. „Heute läßt sich nicht viel aus den Karten ersehen. Nur, was den Herrn Tonius angeht, merken Sie sich den Spruch: Wer's treulos meint, dem glaub' Du nicht, denn sicher ist's ein böser Wicht."

Mit dieser Musterleistung prophetischer Weisheit mußte sich Traudchen begnügen; denn die Alte ließ sich durch kein Bitten zu weiteren Enthüllungen bewegen.

Einigermaßen unbefriedigt ging Traudchen davon, aber sie zog es doch vor, Mutter Trina heute keinen Besuch zu machen; denn man weiß nicht, wie es noch wird, dachte sie, ohne daß ihr die Nixen diese Wahrheit offenbart hätte. —

Als sie nach Hause kam, schallte ihr bis auf den Flur hinaus ein Wortwechsel entgegen, der im Hinterzimmer geführt wurde. Neugierig lauschte sie einen Augenblick an der Thüre, dann trat sie ein, da sie die Stimmen Heinrichs und Tonius erkannte. Außer diesen beiden war noch der alte Schellberg im Zimmer anwesend. Er saß mitten an der breiten Seite des Tisches, vor dem rechts und links die beiden Streitenden standen. Jedesmal, wenn einer der beiden zu sprechen begann, schob der Alte seine Pfeife in den Mundwinkel nach der Seite, aus welcher die Worte ertönten, als fürchte er, die Pfeife könne sonst ein Wort der Unterhaltung verlieren.

„Ein paar tausend Thaler Schaden haben wir allein beim Kanalbau, Du mußt Dein Teil tragen, so gut wie ich," fuhr Heinrich in einer lauten Rede fort, ohne sich durch den Eintritt seiner Schwester stören zu lassen. „Meinst Du, wir wollten allein das Geld in die Bauerei stecken, und Du solltest nur den Gewinn schlucken."

„Daß wir den Verlust zu gleichen Teilen tragen, ist klar," gab der Angegriffene zu. „Aber jetzt noch wieder frisches Geld ins Geschäft stecken."

„Sonst können wir es nur aufgeben. Wie willst Du denn anders den Verlust wieder einbringen?" rief der Wirtssohn heftig. „Und ich habe auch schon wieder eine neue Summe hineingesteckt."

„Das heißt ich," ergänzte sein Vater.

„Ich kann aber beim besten Willen jetzt nichts mehr aufbringen," versicherte Tonius.

„Geh nur zu Deinem Alten, der hat noch genug."

„Er giebt nichts mehr her. Er will nicht aufnehmen."

„Das ist noch schöner, wir sollen also wirklich alles allein beschaffen. Mein Vater will sogar die Wirtschaft

verkaufen, nur um mehr Baargeld in die Finger zu bekommen, und Deiner will noch nicht einmal auf das neue Haus etwas aufnehmen. Auf die Weise thun wir nicht mehr lange zusammen weiter."

„Langsam, langsam, soweit sind wir noch nicht. Da habe ich auch noch ein Wort mitzusprechen," lächelte Tonius höhnisch. Während Heinrich gleichzeitig rief: „Ich werde ebenso gut ohne Dich fertig."

Der Alte stand ärgerlich vom Tische auf, da er nicht mehr wußte, in welchen Mundwinkel er seine Pfeife schieben sollte.

„Mein Sohn hat ganz recht," sagte er zu Tonius. „Geld und Geld und noch einmal Geld gehört zu so einem Geschäft. Und Sie müssen dafür sorgen, so gut wie wir. Können Sie das nicht, dann müssen Sie eben für sich kleiner anfangen," damit dampfte er hinaus.

„Das ist ja eine schöne Behandlung," meinte Tonius mißlaunig. „Wenn ich als Komtorist engagiert wäre mit einwöchentlicher Kündigung, könntet Ihr mir nicht schneller mit Entlassung drohen. Ich glaube, Dir ist der Verlust in die Krone gestiegen."

„Als wenn ich nicht wirklich ohne Dich fertig würde; ebenso gut wie jetzt," versetzte Heinrich patzig.

„Mein Junge, die Sache ist nur, ich werde mit Dir fertig. Du weißt ja, wegen der Geschichte mit Gerhardt."

„Was kannst Du damit wollen?"

„Der Hehler ist so gut wie der Stehler," meinte Tonius nachdrücklich. „Ein paar Jahre dürften Dir immerhin blühen, wenn ich Anzeige mache. Also überleg' Dir die Sache, ehe Du mich zum Aeußersten treibst. Aber," fügte er hinzu, als er sah, daß Heinrich bedeutend zusammenschrumpfte, „das ist ja alles nur Gerede, wir werden uns schon wieder vertragen."

Er ging hinaus, indem er Traudchen lächelnd zunickte.

Heinrich warf ihm einen drohenden Blick nach, dann entfernte er sich schweigend.

Traudchen grübelte darüber nach, was Tonius letzte Worte wohl bedeuten könnten, aber noch ehe sie zu einem bestimmten Schluß gelangt war, trat ihr Bruder wieder ein, in der Hand eine Papierrolle.

Er reichte diese seiner Schwester hin und bat: „Du könntest mir das Ding wohl verwahren, es darf's niemand zu Gesicht bekommen. Ich habe hier im Hause keinen verschließbaren Schrank, wie Du weißt, und im Bureau ist das Ding weder vor dem Zeichner noch vor Tonius sicher. Du kannst es hier in den Sekretär schließen, Du hast ja doch da Deinen Auszug, zu dem Du den Schlüssel nie aus den Händen giebst, da wird es sicher aufgehoben sein.

„Was ist es denn eigentlich, daß Du so geheimnisvoll damit thust?" fragte Traudchen betroffen.

„Das geht Dich nichts an," erwiderte er barsch.

Da warf sie die Rolle hin. „Dann verwahr Dir Deinen Kram selbst."

Das paßte Heinrich nicht. Er nahm die Papiere wieder auf, löste das Band, das sie zusammenhielt und rollte den ersten Bogen zur Hälfte auf. Gedankenvoll betrachtete er die nun sichtbargewordene Zeichnung. Es war eine Arbeit, wie er selbst oft genug ähnliche gemacht hatte, er wußte, wie mühsam ihm das manchmal geworden, und deshalb hielt ihn auch eine gewisse Scheu ab, diese Arbeit zu vernichten. Das war lächerlich, und er wollte sich auch in Zukunft nicht wieder durch diese Scheu beeinflussen lassen, er war fest entschlossen die Zeugen seines Vergehens zu verbrennen oder zu vergraben, nur heute noch nicht; die Gelegenheit war heute nicht günstig. Am Ende waren sie auch in Traudchens Geheimfach so sicher aufgehoben, wie irgendwo, wer sollte sie dort suchen?

„Sei doch vernünftig," versuchte er seine Schwester zu begütigen, „verwahr mir das Zeug nur ein paar Tage, ich sorge dann, daß ich es ganz los werde."

„Du lieber Himmel," rief Traudchen, „sage mir doch

nur, was es für gefährliche Dinger sind, ich will sie dann so sicher verschließen, daß kein Mensch daran kann."

„Es ist eine Geschichte," meinte er und stellte sich sehr gleichgültig, „das Zeug gehört nicht einmal mir, ich verwahre es nur für einen Andern. Aber ich selbst falle schwer hinein, wenn die Sachen hier gefunden werden, es sind die Pläne, die dem Baumeister Gerhardt gestohlen sind."

„Ah," machte Traudchen nur, sie wagte nichts weiter zu fragen, jetzt war ihr die Bedeutung von Tonius Worten sehr klar.

Behutsam nahm sie die Rolle und legte sie zutiefst in dasjenige Schubfach des Sekretärs, worin sie ihre eigenen Heimlichkeiten aufzubewahren pflegte. Kein Wort wurde weiter zwischen den Geschwistern über diesen Gegenstand gewechselt, begraben und vergessen lag die Rolle in Traudchens Auszug. Aber eine Zeit lang schwirrten doch noch die Gedanken des Mädches um diesen Punkt. Ihr Entsetzen darüber, daß ihr Bruder bei diesem Diebstahl irgendwie beteiligt sei, würde größer gewesen sein, wenn nicht eine andere Erkenntnis ihre Gedanken ganz in Anspruch genommen hätte.

Karlos Lenz war jedenfalls unschuldig; denn er hatte mit ihrem Bruder gar keinen Verkehr, die Riren hatte also einfach gelogen. Wo ist aber noch Treu und Glauben zu finden, wenn man selbst einer Kartenschlägerin nicht mehr trauen darf?

Traudchen war in diesem Augenblick sehr geneigt zu glauben, daß die Wahrheit überhaupt gänzlich aus der Welt verschwunden sei, oder nie eine Stätte auf ihr besessen habe. Daß man ihr harmlos vertrauendes Herz getäuscht hatte, das machte sie mißtrauisch gegen alles, nicht zuletzt gegen Tonius. Wenn sie auch auf die Worte der Wahrsagerin nichts mehr geben wollte, so nahm sie sich doch vor, die Gesinnung ihres Liebhabers aufs Genauste zu erforschen, ehe sie sich ihm auf Gnade oder Ungnade überliefere. „Er ist sicher auch schlecht," seufzte sie endlich.

Es war wirklich zu erwarten, daß das in seinen heiligsten Gefühlen so schmählich gekränkte Mädchen tiefsinnig geworden wäre, wenn es nur die geringste Anlage dazu gehabt hätte, was aber, Gott sei Dank, nicht der Fall war. — — —

Hoch horchte der Baumeister auf, als am Abend seine Frau ganz unvermittelt von dem Diebstahl zu sprechen begann und mit allerlei längstbekannten Thatsachen um sich warf, als: daß man zuweilen nicht sehe, was einem mitten im Wege liege, und daß man zuweilen die Brille suche, wenn man sie auf der Nase sitzen habe.

Er sah sich schließlich veranlaßt, die Rätselhafte zu fragen, was sie mit dieser Bildersprache andeuten wolle, und da begann sie denn mit erstaunlicher Sicherheit und Ueberzeugung von Lenz als dem Diebe zu sprechen. Gerhardt ließ sich auf den Gegenstand ein, mehr, weil ihm jedes Thema recht war, bei dem er nicht fürchten durfte, Reiners erwähnen zu müssen, als weil er an die Schuld des armen Flickschneiders glaubte. Er erwägte das Für und Wider. Lenz war ein ehrlicher, unbescholtener Mensch, wenn auch ein Sonderling. Er mußte sich ihm, dem Baumeister verpflichtet fühlen, da er ihn fast umsonst im Hause wohnen ließ. Und dem gegenüber stand nur der eine Verdachtgrund, daß der Dieb die Treppe hinaufgegangen und im oberen Teil des Hauses spurlos verschwunden war. Der Baumeister kam zu dem Schluß, daß es Unrecht sei, auf solche Gründe hin einen Verdacht gegen den armen Menschen auch nur auszusprechen, und er hielt damit die Sache für erledigt. —

Aber dem war nicht so.

Kurze Zeit nach diesem Gespräch erschien eines Morgens in des Baumeisters Arbeitszimmer ein junger Pionierleutnant in Begleitung eines Kriminalpolizisten.

„Wir kommen wieder einmal wegen des bei Ihnen verübten Diebstahls. Man hat jetzt Verdacht gegen eine bestimmte Person gefaßt, und da Ihnen diese Person genauer bekannt ist, so möchten wir von Ihnen Auskunft über dieselbe erlangen."

So begann der Offizier, nachdem er auf Gerhardts Aufforderung hin Platz genommen.

„Es handelt sich nämlich um einen gewissen Karl Lenz, der hier bei Ihnen im Hause wohnt," nahm der Kriminalschutzmann das Wort.

Gerhardt machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Was halten Sie von dem Mann?" fragte der Andere, ihn scharf anblickend.

„Ich glaube, daß er ein stiller, solider Mensch ist. Und so viel ich weiß, auch ein ehrlicher Mensch," lautete die Auskunft des Baumeisters. „Die besondern Schrullen, die er hat, daß er sich für einen großen Dichter hält zum Beispiel, die kommen ja hier nicht in Betracht."

„Die Auskunft lautet ja für uns nicht sehr ermutigend," sagte der Polizeibeamte. „Aber Sie wissen gewiß auch etwas über seine Vermögensverhältnisse?"

„Der Mensch ist arm wie eine Kirchenmaus, das möchte ich beschwören."

Der Beamte und der Offizier wechselten einen Blick des Einverständnisses. Jener fuhr fort:

„Haben Sie vielleicht bemerkt, daß er in der letzten Zeit mehr Arbeit hatte als sonst. Er ist Flickschneider, da läßt sich das ja entnehmen aus der Zahl der Personen, die ihn besuchen."

„Mir ist nichts derartiges aufgefallen."

„Nun noch eins: Haben Sie nie einen Verdacht auf den jungen Mann gehabt wegen dieses Diebstahls."

„Ich nicht," sagte Gerhardt gedehnt, „aber ich erinnere mich, daß meine Frau vor kurzem einen solchen Verdacht aussprach. Es stellte sich aber heraus, daß sie nur auf diese Idee verfallen war, weil wir jemand die Treppe hinaufgehen hörten und hernach keine Spur mehr von ihm fanden."

„War der junge Mann an jenem Abend zu Hause?"

„Wie ich auf den Speicher kam, war er auf seinem Zimmer. Einige Zeit vorher hatte ich ihn in der Stadt getroffen."

„Der Verdacht Ihrer Frau Gemahlin scheint doch nicht so unbegründet gewesen zu sein, Herr Baumeister," warf der Offizier ein.

„Sehen Sie," setzte der Beamte auseinander, „die Hausthüre ist geschlossen, Lenz hat einen Schlüssel dazu, wir wissen also, wo der Dieb hereingekommen ist, was bisher unklar war. Er nahm die Sachen hier aus Ihrem Zimmer, trug sie die Treppe hinauf und verschwand damit in seinem Zimmer, somit wissen wir auch, wo er geblieben ist. Es fällt jedoch ins Gewicht, daß wir einen Beweggrund zu der That noch nicht haben, wir geben darauf sehr viel. Erinnern Sie sich, irgend einmal einen Wortwechsel mit dem Verdächtigen gehabt zu haben?"

Gerhardt sann nach. „Nein," sagte er endlich, „nur an dem Karnevalabend einige Stunden vorher habe ich einige Worte zu ihm gesagt, die ihn allerdings hätten kränken können. Wenn ich mir seinen Charakter genauer überlege, bin ich sogar überzeugt, daß sie ihn gekränkt haben, sie gingen auf seine fixe Idee."

„Ah, das ist nicht unmöglich," rief der Schutzmann. „In diesem Punkte pflegen die Leute empfindlich zu sein."

„Es war ein bloßer Scherz," wandte Gerhardt ein.

„Er hat ihn aber vielleicht schlimmer aufgefaßt, als er gemeint war, jedenfalls bietet uns das einen Anhalt. Ich denke so: Der Mann war durch Ihren Scherz gekränkt, er verfiel auf die Idee, sich durch irgend einen Streich zu rächen. Er kommt nach Hause, vielleicht etwas angeheitert, es war ja Karneval. Er sieht, daß die Thüre Ihres Zimmers aufsteht, er sieht, daß hier Papiere auf dem Tisch liegen. Da könntest du jetzt dir auch einen kleinen Scherz erlauben, denkt er und rafft die Papiere zusammen. In diesem Augenblick kommen Sie nach Hause, er hat eben noch Zeit, die Thüre hier zu schließen und Sie gehen hinauf. Er wartet so lange, bis er annehmen kann, daß Sie sich zur Ruhe begeben haben, dann schleicht er hinauf mit den Plänen unterm Arm; denn jetzt, wo er einmal den

Schrecken darum ausgestanden, will er auch das Vergnügen seines Streichs genießen. Nun aber hören Sie ihn auf der Treppe und schlagen Lärm, die Nachbarschaft wird allarmiert, es giebt eine Untersuchung. Vielleicht hat er vorgehabt, Ihnen am andern Tage die Sachen wiederzugeben, in seinem angetrunkenen Kopf hatte er das ganze für einen Jux gehalten, jetzt war es gefährlich für ihn geworden, sich als Thäter anzugeben, deshalb unterblieb es."

Gerhardt schwieg erstaunt. Das klang alles so natürlich und folgerichtig, daß seine Ueberzeugung von der Unschuld des armen Karlos wankend wurde.

„Dann müßten sich also die Pläne noch oben bei ihm befinden, wenn eine Nachforschung stattfände."

„Wir werden sie nicht mehr finden wenigstens nicht alle. Ich kann Ihnen auch sagen, wo sie hingekommen sind. Der junge Mann ist in die Hände eines geriebenen Menschen geraten und die Pläne sind wahrscheinlich an die französische Regierung verkauft. Wir wurden durch einen anonymen Brief auf die Person des Lenz aufmerksam gemacht, und Nachforschungen haben ergeben, daß er in den letzten Tagen eine größere Summe Geldes in Händen gehabt hat."

— Man ersieht hieraus, welcher Aufwand von Scharfsinn und Kombinationsgabe erforderlich ist, um mit Hülfe einer geschlossenen Thür, eines verhallenden Schrittes auf der Treppe, eines Verdächtigungsbriefes und eines Hundertmarkscheines einen ehrlichen Menschen zum Verbrecher umzustempeln. —

Der Baumeister bemerkte mit Unbehagen, wie alles, was mit seinem Hause zusammenhing, von gewisser Seite scharf überwacht wurde. Er behielt indes seinen Verdruß hierüber für sich und fragte nur: „Was gedenken Sie nun zu thun?"

„Wir werden eine Haussuchung bei diesem Knaben vornehmen müssen," meinte der Leutnant. „Und je nach dem Befund wird man sich seiner Person versichern. Es

soll übrigens alles vermieden werden, was nur im geringsten Aufsehen erregen könnte."

„Sie sind wohl so freundlich, uns hinauf zu begleiten," nahm der Polizeibeamte wieder das Wort, „wenn wir von den Plänen selbst nichts finden, so könnte vielleicht irgend ein anderes Papier, das aus Ihrem Bureau stammt, den Menschen überführen."

So rückten sie denn drei Mann hoch aus, um den gefährlichen Karlos in seiner Höhle zu überfallen, den sieben Schwaben ähnlich, die mit ihrem Spieß einem Hasen zu Leibe rücken.

Wie erschrak der arme Lenz, der in aller Unschuld vor einem Bogen goldgeränderten Papieres saß und über einem Gedichte brütete, als er die bewaffnete Macht anrücken sah, sein stilles Tuskulum zu stürmen.

„Sie sind wohl Herr Lenz?" fragte der Kriminalist, den Dichterschneider mit einem leichten Kopfnicken begrüßend.

„Ja, freilich," hauchte Karlos, dem der Rede überschäumender Fluß vor Entsetzen stockte.

„Ich bin Kriminalschutzmann und habe den Auftrag, bei Ihnen Hausuchung vorzunehmen. Ich bitte Sie, mir Schränke und Kommoden gutwillig zu öffnen."

„Weshalb denn aber?" stotterte Lenz hervor.

„Das werden Sie zur rechten Zeit schon erfahren, wenn Sie es noch nicht wissen," schnauzte der Beamte. „Oeffnen Sie die Schubfächer des Kastens da."

Wankenden Schrittes kam Lenz dem Befehle nach, während der Andere den Tisch untersuchte, was darauf und was darunter in der sogenannten Hölle lag.

Händeringend schlich Lenz zum Baumeister. „Mein Gott, Herr Gerhardt, was soll das heißen?"

„Beruhigen Sie sich nur, wenn Sie ein gutes Gewissen haben," sagte der Gefragte, der Mitleid mit dem Schrecken des Aermsten empfand.

Die Augen des Offiziers fuhren neugierig durch den kleinen Raum. Die mit schlechten Bildern gezierten Wände,

das sonstige ärmliche Hausgerät und dazwischen das elegante Bücherbrett mit der Reihe zierlicher Bändchen erschien ihm seltsam. Zuweilen traf auch sein verächtlicher Blick den zitternden Bewohner dieses Zimmers, der mit dem Rücken an die Wand lehnte, als fürchte er umzufallen.

Jetzt wühlte der Beamte in der Schublade, in der Lenz seine Manuskripte aufzubewahren pflegte, nach allen Seiten flogen die Kinder seiner Muse lustig heraus aus dem Schrein, in den sie vergehende Hoffnung eingesargt hatte, aber mitleidlos zertrat der schwere Männerfuß der Polizei die allzu freiheitlustigen. Der Beamte brachte nur ein reiches Photographiealbum zum Vorschein, sonst fand er nichts, was seine Aufmerksamkeit hätte erregen können.

Neugierig trat nun auch der Leutnant weiter in den Raum, ergriff das Album und betrachtete es, nachdem er das Fenster aufgestoßen in aller Muße. „Vorzüglich," rief er aus. „Sehen Sie nur einmal, Herr Baumeister, was für eine Gallerie moderner Frauenschönheiten sich der Mensch angelegt hat."

Mittlerweile beendete der Beamte seine Untersuchung und erklärte, nichts gefunden zu haben. „Das einzige, was für einen Vaterlandsverrat sprechen könnte, ist dies Blatt hier." Er hielt dem Offizier den goldgeränderten Bogen hin, an dem Lenz geschrieben, als der unerwartete Besuch eingetreten war. Nur zwei Zeilen standen auf dem Blatt, der Anfang eines Gedichtes:

Ich bin kein Deutscher, bin kein Böhme,
Ich bin ein Schneider und ein Mensch —

Das Wort Schneider war indes durchstrichen und Dichter darübergesetzt.

Der Offizier lachte. „Daraus wird sich wohl nicht viel machen lassen," sagte er und ließ das Papier achtlos fallen.

Der Beamte begann Karlos zu verhören. Dieser war halbwegs wieder zu sich gekommen und beantwortete die an ihn gestellten Fragen mit seinem gewöhnlichen Schwulst.

„Er fühlt sich jetzt sicher, weil ich nichts gefunden

habe," flüsterte der Beamte dem Offizier zu. „Ich glaube, er will mich verspotten."

Aber er hatte sein schwerstes Geschütz noch nicht angefahren. Das kam erst jetzt. Er begann mit einem kleinen trocknen „Hm", ließ dann seine Blicke eine Weile auf dem armen Sünder umherirren, als wären sie eine Schaar Ameisen und hätten die Verpflichtung, diesen bis aufs Skelett abzunagen, und endlich nahm er eine Stellung an, als müsse er Modell stehen zu einem Herrn der himmlischen Heerscharen am Tage des jüngsten Gerichts.

„Sie haben vorgestern einen Hundertmarkschein wechseln lassen," tönte seine Stimme. „Sie haben dabei verraten, daß Sie sich noch im Besitze eines weiteren befanden. Wie kommen Sie zu dem Gelde?"

Die Wirkung dieser Worte war ganz die beabsichtigte. Lenz erbleichte, Angstschauer erschütterten seinen Körper, und er vermochte kaum, eine unverständliche Antwort hervorzustottern.

Der Herr Geheimpolizist schneuzte sich, das sollte wohl die Posaunen des jüngsten Gerichts ersetzen, zugleich aber die Andern darauf aufmerksam machen, daß er nun den Verbrecher habe, fest und sicher. Er hieß die Trompeten schweigen und fragte nochmals: „Wie kommen Sie zu dem Gelde?"

„Ich habe es von Herr Julius Berg."

„So, wofür hat er es Ihnen denn bezahlt?"

„Er hat es mir geliehen."

Da lachte der Beamte, als habe Karlos einen sehr guten Witz gemacht; aber der Offizier nahm mit strengem Tone das Wort: „Herr, erzählen Sie, wie Sie zu dem Gelde gekommen sind, aber etwas plötzlich."

„Verzeihen Sie, Herr Leutnant, aber ich habe ja bereits gesagt, daß Herr Julius Berg es mir großmütig geliehen hat. Ich habe dafür einen Wechsel unterschrieben."

„Was für eine Sicherheit haben Sie ihm denn geboten?"

„Nichts von einer Sicherheit, Herr Leutnant. Er hat mir auf mein ehrliches Gesicht hin geliehen."

Nun sah allerdings Karlos Gesicht in diesem Augenblick ganz entsetzlich ehrlich aus. „Zu ehrlich," meinte der Polizeibeamte, nur ganz abgefeimte Verbrecher verständen es, ihrem Gesicht einen solch einfältigen Ausdruck zu verleihen. Da aber bäumte sich in Karlos der lange getretene Wurm empor.

„Herr Kommissar," sagte er, sich in die Gegend werfend, wo er hätte eine Brust haben sollen, „Sie sind gekommen, über meine Thaten zu richten, nicht über mein Gesicht; denn nicht jeder kann hierüber urteilen, weil manchem stets das Innere entgeht, das in dem Aeußern sich verbirgt und wohnt."

„Nun stillen Sie doch einmal die Blutungen Ihrer poetischen Ader, und antworten Sie den Herren vernünftig," riet Gerhardt dem Verdächtigen. „Was wollten Sie denn mit dem Gelde machen? Es ist doch für Sie eine bedeutende Summe."

„Zweihundert Mark," warf der Beamte ein.

„Dreihundert," entgegnete Lenz stolz. „Ich kann es Ihnen zeigen." Er holte das Geld, das er noch fast vollständig beisammen hatte, aus seinen Taschen hervor. „Nötig hatte ich das Geld ja freilich nicht, doch auch das Dichterherz labt sich gerne an dem schnöden Mammon, und Herr Berg drängte mir das Geld so auf, er sprach so voll Feuer und in Glockentönen des Mitleids von meiner Armut fürchterlichen Qualen, daß ich selbst Rührung empfand über mich und seiner Großmut ungeahnte Fülle."

„Der Mensch ist wohl verrückt?" fragte der Offizier den Baumeister, während der Beamte lachte: „Eine frechere Lüge ist noch nie zu Protokoll gegeben worden. Der Julius Berg und einem Geld aufdrängen, der nichts hat, woran er sich halten könnte." —

„Sie mißtrauen den Menschen, Herr Kommissar," sagte Lenz, „das ist Ihres Berufes sich mitbringender Fluch,

aber es giebt doch noch uneigennützige Seelen, die von Sicherheiten nichts wissen wollen. Herr Berg ist eine solche. Ich habe es erfahren."

Die Herren traten zu einer Beratung zusammen.

„Er verhöhnt uns alle," meinte der Beamte grimmig, „ich werde ihn verhaften."

„Machen wir es so unauffällig, wie möglich," entschied der Offizier. „Ich weiß nicht recht, was ich von dem Menschen halten soll. Das Beste wird sein, Sie holen einen Wagen und fahren mit dem Unglücksmann zum Fortifikationsbureau. Ich komme nach. Unterdes können Sie bei diesem Berg sich erkundigen, was an dieser unglaublichen Geschichte von der Großmut eines Geldverleihers wahres ist. —"

Kurze Zeit darauf rasselte der Wagen mit Lenz und dem Kriminalbeamten durch die Straßen. Keines Gedankens fähig hockte der Verhaftete auf den Polstern. Er sah Häuser und Menschen vorübergleiten und sah doch eigentlich nichts. Erst als der Wagen durch das Thor an der Garnisonkirche fuhr, fielen ihm die ehernen Adler auf, die die Thorpfeiler krönten. Sie brachten ihn auf ein poetisches Gleichnis. Der Raub des Hirtenknaben durch den Lämmergeier, wobei er den Knaben und der Schutzmann den Geier machte. Aber ehe er das Ganze auch nur in faßliche Gedanken gebracht, hielt der Wagen schon an, und der Lämmergeier stieg aus und schnauzte: „Kommen Sie mit!"

Zuerst wurde Lenz in ein Zimmer geführt, wo ein alter Herr saß und verlegen seine lange Pfeife bei Seite setzte, als er mit seinem Wächter eintrat. Kaum hatte der Polizist den Bericht erstattet, als er auch schon auf Lenz einfuhr: „Mensch Sie? Wie sahen die Pläne aus, die Sie gestohlen haben? Waren es die vom neuen Artillerie-Depot oder von der —? Waren sie mit grauer Leinwand hinterklebt, oder mit so grünem Zeug, wie diese hier? Sahen sie überhaupt so aus wie das hier?" und er deutete auf eine bunte Zeichnung, von der Lenz nicht viel mehr

sah, als daß in der unteren Ecke ein großer Reichsadler angebracht war.

„Sprechen Sie doch," drängte der alte Herr ungeduldig.

„Ich weiß nichts von Plänen, ich weiß überhaupt nicht einmal, was für Pläne Sie meinen können," erwiderte Lenz, dem ganz wirr zu Sinne war.

„Er weiß nichts von den Plänen," wandte sich der alte Herr an Karlos Begleiter. „Da hat er sie am Ende garnicht gestohlen."

„Das wird er doch wohl so ohne weiteres nicht zugeben," meinte dieser lächelnd.

„Richtig, richtig, das wird er kaum. Nein, die Sache ist mir doch zu verwickelt, da warten Sie doch lieber, bis der Herr Major kommt."

Der Beamte verneigte sich zustimmend, und Lenz wurde in ein leeres Zimmer eingeschlossen, bis der Herr Major da sei.

Da stand er nun und hatte nicht einmal den Trost von Kerkermauern und vergitterten Fenstern sprechen zu können; denn es war ein ganz freundliches Zimmer, in das man ihn gesperrt hatte. Durch das große Fenster sah er in einen grünen Garten, und über den Kronen der Bäume ragte der Turmhelm der ehemaligen Abteikirche St. Pantaleon hell in die graue Luft. Karlos war kein Kenner der Stilarten, ihn ärgerte nicht der barocke Aufsatz, der das schöne romanische Bauwerk verunzierte, er fand das Bild nur zu verlockend. „Hier wollte ich wohl aushalten," dachte er, „wenn ich nur meine Bücher hier hätte und nicht zu wenig weißes Papier, das mich zum dichten begeisterte, das Zimmer und die Aussicht sind weit luftiger als mein Dachkämmerchen."

Erst als ein Schwarm der Garnisontauben in freier Höhe über den Kirchturm kreiste, versetzte sich Karlos künstlich in die Stimmung eines Gefangenen und sang ein Lied:

Um meines Kerkers Mauerwände rast
Des ungestümen Sturmes wildes Toben —

da ihm aber ein passender Reim nicht einfallen wollte, so wurde seine Stimmung wirklich eine gedrückte, und er fragte sich, wessen man ihn eigentlich anklage. Er riet auch richtig darauf, daß man ihm den Diebstahl bei Gerhardt zur Last lege, und je mehr er seiner Sache sicher wurde, um so düsterere Ahnungen stiegen in ihm auf. Es mußten wichtige Papiere sein, die da entwendet worden waren, er hatte etwas von Vaterlandsverrat gehört. Ihm grauste. Alle Schauergeschichten, die er je von Staatsgefangenen gehört, fielen ihm wieder ein. Der Mann mit der eisernen Maske trat in greifbarer Deutlichkeit vor seine entsetzte Seele, und er dachte an die Leiden, die der Graf von Monte-Christo, wie er ein Unschuldiger, im Kerker erduldet. Sollten sich unter diesem Holzfußboden vielleicht auch solche unterirdische Gewölbe befinden, in die Luft und Licht nicht hinein-, und aus denen der Klagelaut der Lebendigbegrabenen nicht hinausdringen konnte.

Unterdes hält ein Platzregen, der uns mit solcher Plötzlichkeit und Heftigkeit überfällt, selten an; ein wenig Unterstehen und Geduld, dann ist der Sonnenstrahl, wie er das Gewölk zerteilt, wonniger als vorher, und jede Lache schimmert, und jedes feuchte Blatt glänzt wie Gold.

Auch für Karlos sollte die goldene Ueberraschung auf das stürmische Ungewitter folgen.

Julius Berg war ein Konkurrent von Pätz, nur daß sein Geschäft vielseitiger war und seine Talente desgleichen. Er handelte mit Mobiliar, Kleidern, Gold und Silbersachen, alten Büchern, Freimarken und Papierwaren, durch letzteren Geschäftszweig war er mit Lenz bekannt geworden. Außerdem war aber Berg noch Privatsekretär vieler Leute, die nicht mit der Feder umzugehen wußten und erteilte, soweit er ihm bekannt war, und zuweilen noch etwas darüber hinaus, Rat in Rechtssachen; denn ehemals hatte er in der Schreibstube eines Rechtsanwalts gearbeitet. Des ferneren machte er sich noch um die menschliche Gesellschaft verdient, indem er in Verlegenheit geratenen Kavalieren unter die

Arme griff, und er nahm auch am Ende nicht mehr Prozente, als er kriegen konnte.

Dieser Ehrenmann war es, von dem Lenz behauptete, das Geld zu haben, und der auch auf die Frage des Geheimpolizisten ruhig zugab, daß er dem armen Flickschneider die Summe geliehen habe. Als sich der Beamte dann nach dem Grunde erkundigte, meinte der Vielseitige zwar, daß er eigentlich nicht nötig habe, ihm denselben mitzuteilen, da es ihm aber nicht zur Schande gereiche, so wolle er gestehen, er habe Lenz das Geld aus reiner Nächstenliebe vorgestreckt.

Der Beamte hatte hierfür nur ein Achselzucken zur Antwort und sagte spöttisch:

„Herr Berg, man kennt Sie ja auch etwas. Sie haben sich einen Wechsel geben lassen, woran gedenken Sie sich zu halten, wenn er verfällt."

„Sie wollen mir die Nächstenliebe nicht glauben, nun so will ich Ihnen sagen, was meine Sicherheit war." Er holte ein älteres Zeitungsblatt aus der Tasche. „Sehen Sie, ich habe mir gesagt, bei einem Geschäft, wobei Du so uneigennützig handelst, kannst Du nicht zu Schaden kommen, und da habe ich nun auch schon den Beweis, daß solche Handlungen nicht unbelohnt bleiben. Hier wird der Herr Karl Lenz vom Aachener Gericht in Erbschaftssachen gesucht. Sein Onkel ist da gestorben, ich kenne den Mann ganz gut, er hat soviel hinterlassen, daß der Herr Lenz mich bezahlen kann und noch Andere dazu."

Verblüfft sah der Beamte in das Zeitungsblatt, während Berg fortfuhr, den Reichtum des verstorbenen Onkels zu preisen. Es war nur zu klar, daß der Händler die Wahrheit sagte, er hatte den Aufruf in der Zeitung gelesen und den nichtsahnenden Lenz beschwatzt, ein Darlehn von ihm anzunehmen, für das er sich sicher genug Zinsen berechnet hatte. Einer der Hauptverdachtgründe gegen Lenz wurde somit hinfällig.

Unsicher, ob er seine Beschuldigung gegen den Verhafteten noch aufrecht erhalten solle, kam der Polizeibeamte

auf dem Bureau der Fortifikation an, und als er dort dem Major, der mittlerweile angelangt war und von dem Leutnant schon einiges über den Gefangenen erfahren hatte, den Erfolg seiner Erkundigungen mitteilte, lachte dieser, ein starker, gemütlicher Mann, laut auf. Dann beorderte er den Leutnant: „Führen Sie mir den unglücklichen, glücklichen Erben einmal vor."

Lenz traute seinen Ohren nicht, als ihm nicht nur die Freiheit sondern noch obendrein die lange erwartete Erbschaft angekündigt wurde. Wie jeder Träumer erschrak auch er förmlich davor, daß nun plötzlich Wirklichkeit werden sollte, was er gewünscht, daß er ein reicher Mann werden sollte, wie er sich's hundertmal ausgemalt hatte.

Wie im Taumel verließ er das Haus, darin er die bangste Stunde seines Lebens zugebracht und schritt durch das Thor hinaus ins Freie. Wieder sahen die eisernen Adler von ihren Pfeilern auf ihn herab, aber diesmal schlugen sie triumphierend mit den Flügeln.

Erst allmälig kam das sichere Bewußtsein seines Glücks in das Herz des Befreiten. So mag es jenem Isak Angelus zu Mute gewesen sein, da er wieder aus dem Kerker hervorgezogen und auf den Kaiserthron Byzantiums gesetzt wurde, nur daß dieser mit glühenden Eisen geblendet worden war, während Lenz nur der rote Schimmer des Goldes blendete.

IV.

Der Sommer verging, die Schwalben zogen davon. Der rauhe Geſell aus Norden kam und brachte den großen und kleinen Kindern Schnee und Eisbahn und zu Weihnachten einen Tannenbaum. Und er brachte blaue Naſen und kribbelige Finger und Froſtbeulen an den Füßen, und als ſich Köln zum Karneval rüſtete, und er merkte, daß er bald wieder weichen müſſe, da warf er ingrimmig noch einige Hände voll Schnee und eiſigem Geriesel auf die tolle Stadt und machte ſich dann als vorſichtiger Mann auf den Abzug gefaßt. Schon im März konnte er nicht mehr, wie er wollte, die Sonne pfuſchte ihm zuviel in die Regierung, es war ihr bereits gelungen, ein paar ſeiner Gefangenen zu befreien, und als ſie erſt früher aufſtand, um ihm deſto länger im Wege zu ſein, da ging er mit einigem Schelten und Wehen von dannen.

Nun kamen die Schalben wieder, aber ſie wunderten ſich nicht ſo ſehr über den Wechſel der Dinge, der während ihrer Abweſenheit ſtattgefunden, wie man im allgemeinen annimmt. Die Schwalben ſind kluge Tiere und haben ſich mittlerweile auch an unliebſame Ueberraſchungen gewöhnt.

Der Türme von den alten Feſtungswerken, in denen ſie ihre Neſter aufſchlugen, waren wenige mehr. Im Süden und Norden der Stadt ſtand noch ein Stück des alten Mauergürtels, doch begann auch im Süden ſchon das Abbrechen und Sprengen. Wo vor Jahrhunderten der Schuhmacher Habenichts an der Ulrepforte mühſam einen Gang unter der Stadtmauer hergegraben hatte, eben weit genug,

daß ein abgesessener Reiter sein Roß am Zaum hindurchziehen konnte, wo heißer Kampf getobt hatte zwischen den Kölner Bürgern und den fremden Mannen des Erzbischofs Engelbert, und wo des tödlich getroffenen Mathias Overstolz letzte Worte die Bürger aufgefordert hatten, die Stadt zu sichern, da waren jetzt auf Befehl des Magistrates hunderte fleißiger Hände beschäftigt, zu vernichten, was die Väter als Schutzwehr aufgerichtet. Aber man verschonte nicht nur das Denkmal, das von jenem Kampf an der Ulrepforte erzählt, wenn man hinausſah ins Feld, wo sonst inmitten von Baumgruppen die alten Forts sich erhoben hatten, so konnte man gewahr werden, daß die Stadt nicht schutzlos gemacht werden sollte gegen einen feindlichen Angriff; in langer Linie zog sich dort ein neuer Wall durchs Gebiet, hell glänzte der frische Sand im Lichte der Frühlingssonne. —

Und noch andere Veränderungen wurden von den klugen Schwalben bemerkt. Unter dem Dach von Schellbergs altem Hause saß die eine und rief der andern zu, die über Olgas Kammerfenster hockte: „Hast Du sie gesehen? Wie blaß sie ist.“

„Ja,“ rief die Andere zurück, blaß ist sie. „Es ist ein Elend mit diesen Menschen, wie sie gleich aussehen, wenn ihnen das Geringste fehlt. Die Bleichsucht nennen sie das und nehmen Stahl dagegen.“

„Unsinn,“ rief die erste wieder. „Bleichsucht, ich weiß besser, was es ist, Stahl hilft garnichts dagegen, sie kann nicht fliegen, wie ich, wohin sie will, das ist ihre Krankheit.“ Und mit Zwitschern hob sie sich in die Luft. „Ich grüße Deinen Schatz von Dir.“

Sie schoß dahin über die spitzgiebligen Dächer, durch die Straßen nach den Fenstern von Reiners Zimmer, das lag hoch auf dem zweiten Stock, und ein Fenster stand auf, es war aber niemand zu Hause. Das hätte ich wissen können, dachte die Schwalbe, er ist im Geschäft. Ja, wenn es der Faulpelz, der Lenz wäre, der wird wohl noch im

Bette ſein. Sie blinzelte nach dem erſten Stockwerk hinunter. Richtig, der hat noch die Vorhänge zu. Geholfen hätte es am Ende dem Reiner doch nichts, überlegte ſie, indem ſie weiterflog, er hätte mich nicht einmal verſtanden, und vielleicht will er auch wirklich nichts mehr von ihr wiſſen, wie das Pack, die Spatzen behaupten; denn er ſieht ſie nie mehr und meidet das Haus, wo ſie wohnt. Wer hätte das damals gedacht, als ſie ihn umarmte?

Das hatte die Schwalbe durchs Fenſter mitangeſehen, und nun ſorgte ſie ſich um die Liebe der Beiden. Da ſteuerte gerade vor ihr ein dicker Brummer gegen den Wind. Schwapp, hatte ſie ihn weg, und wie ſie ihn verſchluckte, linderte ſich ihr Kummer beträchtlich.

Nun will ich gleich auch einmal bei Pätz nachſehen, wie es da geht. Sie flog nach dem Frieſenwall. Dort ſah es nun auch ganz anders aus als früher. Breite gepflaſterte Straßen zogen ſich über den aufgeſchütteten Grund, an beiden Seiten waren junge Bäume angepflanzt, die bemühten ſich, ihrer Pflicht nachzukommen und grüne Blättlein zu treiben. Auch einzelne Häuſer ragten ſchon über dem freien Platz empor, an andern Orten waren Gruben für die Fundamente ausgeſchachtet, oder ein neuer Bau ſchon begonnen.

Die Schwalbe flog direkt zu Pätz kleinem Hauſe, das jetzt neben dem hohen Neubau faſt verſchwand. Sie fand ihre Freundin, die dort neben dem Schornſtein wohnte, in großer Aufregung.

„Das alte Neſt muß wieder geflickt werden," erzählte dieſe, „und dabei werden wir doch bald umziehen müſſen. Ich hörte, wie Mutter Trina erklärte, das Haus müſſe abgebrochen werden und ein neues großes dahin. Pätz verſchwor ſich zwar, es ſolle nicht geſchehen, aber das kennt man ja, was ſie iſt, ſie behält doch immer recht."

„Man hat nichts wie Sorgen und Scherereien auf der Welt," gab die erſte Schwalbe zu.

„Das iſt nur zu wahr," klagte die Andere. „Und

dabei ſoll es einem nicht leid thun, eine Schwalbe zu ſein.“

„Na, vielleicht hat es mit dem Umzug noch Zeit bis in den Herbſt, wenn wir die große Reiſe antreten, da iſt doch einmal die Ungemütlichkeit groß. Aber ade, ich muß weiter.“ Sie ſtrich dicht an den Fenſtern des neuen Hauſes vorbei, die drei Stockwerke waren ſchon bewohnt, nur das Unterhaus noch nicht. Das Fräulein, das im erſten Stock am Fenſter ſtand, kam der Schwalbe bekannt vor, ſie kehrte, um ſich zu vergewiſſern, noch einmal um. Richtig, das war Johanna Lenz, wie blühend und geſund die ausſah, und des Baumeiſters Olga, „unſere Olga,“ wie die Schwalbe ſagte, ſo leidend. —

Im Zimmer bei Johanna ſtand Joſeph Pätz, er hatte ihr ſoeben die Quittung über die Miete für das neue Quartal gebracht.

„Wer hätte das vor anderthalb Jahren gedacht, als ich Sie drunten auf der Straße anſprach, daß ich Ihnen noch einmal ſo viel Geld allein für meine Wohnung zahlen könnte,“ ſagte Johanna, indem ſie zuſah, wie er die blanken Goldſtücke einſtrich.

Sie ſah verführeriſch ſchön aus in dem eleganten Morgenkleide aus buntem Wollſtoff, mit gelber Spitze garniert. Die weiten Aermel ließen den weißen, vollen Arm ſehen, es war nichts Knochiges und Mageres mehr in ihrer ganzen Erſcheinung. Ihre Haltung ſogar war eine vornehme geworden.

„Es iſt eine große Veränderung mit Ihnen vorgegangen,“ beſtätigte Joſeph, ſie mit unverholener Bewunderung anſchauend, aber es lag, während er ſo ſprach, etwas Trübes in ſeiner Stimme.

Johanna hörte das wohl heraus.

„Und Sie freuen ſich garnicht, daß es mir ſo gut geht?“ warf ſie ihm vor. „Das finde ich garnicht freundlich von Ihnen. Sie haben ſo für mich geſorgt, als ich bedürftig war.“ —

„Vielleicht war grade das mir eine Freude," unterbrach sie Joseph. „Und wenn ich auch über Ihr Glück von Herzen froh bin, so thut es mir doch leid, daß ich jetzt nicht mehr für Sie sorgen darf."

„Ach nein," rief das Mädchen aus, „jetzt ist an mir die Reihe, Ihnen Dienste zu leisten, jetzt sollen Sie etwas von mir verlangen, wenn es in meinen Kräften steht, will ich's Ihnen gewiß gerne gewähren."

Joseph sah die Sprecherin mit verlangenden Blicken an, aber sein Mund wagte nicht nachzusprechen, was seine Augen sagten.

„Ich danke Ihnen für Ihr großmütiges Anerbieten, aber ich bedarf keiner Hülfe. Vielleicht findet sich einmal eine Gelegenheit" — er brach ab. In bescheidener Haltung stand er vor ihr.

„Wie ein verschämter Bettler," dachte Johanna, auch seine Ausdrucksweise hat etwas davon. Aber sie fühlte, daß sie ihm großen Dank schuldig sei, und so sagte sie noch einmal: „Besinnen Sie sich, Herr Pätz, wenn es nichts Großes ist, was Sie wünschen, dann irgend eine Kleinigkeit, lassen Sie mich Ihnen wenigstens den guten Willen zur Dankbarkeit beweisen."

„Sie beschämen mich, wenn Sie immer von Dank sprechen, ich konnte nur so wenig thun, ihn zu verdienen."

Das gefiel Johanna nicht. Wollte er noch einmal von ihr hören, vor welch' Schrecklichstem er sie bewahrt hatte? Jetzt, da sie im Reichtum lebte und in geordneten Verhältnissen, mied sie auch die Erinnerung an jene fürchterlichste Zeit ihres Lebens. Ungeduldig sagte sie: „Wenn Sie es mir nicht gönnen, auch nur im Geringsten Vergeltung zu üben, so legen Sie mir wenigstens nicht Vergeßlichkeit zur Last."

„Das werde ich nie thun, ich weiß, daß Sie ein edles Herz haben." Er sah sie treuherzig an, und sie reichte ihm wie früher die Hand.

„Und nichts, garnichts haben Sie mir sonst zu sagen?"

Josephs Blut geriet in Wallung. „Wirf Dich vor ihr nieder und bitte sie, daß sie Dir sich selbst schenke," mahnte eine Stimme in seinem Innern, aber eine andere warnte: „Wird man nicht denken, Du habest nur das Geld im Auge gehabt, und muß sie sich nicht selbst sagen: Früher war ich ihm nicht gut genug, da hat er geschwiegen, aber jetzt, natürlich jetzt kann er mich nehmen, das Gold macht alles gut." Es war nur ein kurzer Augenblick, den er so überlegend ihr gegenüberstand, sein treuer Blick war erloschen. Und dann diese langsamen Worte: „Ich danke Ihnen, Fräulein Lenz, aber jetzt habe ich nichts zu wünschen, jetzt nicht." —

Da ließ sie seine Hand los und trat vor ihm zurück. Er will sich besinnen, ob er es wagen darf bei Deiner Vergangenheit. Die Schamröte stieg ihr ins Gesicht bei diesem Gedanken, sie wandte sich dem Fenster zu. Eine Schwalbe schnellte vor den Scheiben zurück und schoß schnellen Fluges davon. Sie schauten ihr beide schweigend nach, aber keines von ihnen ahnte, daß es ihrer beider Glück sei, das da mit gewaltigem Flügelschlag enteilte.

Joseph blieb bei seinem „Jetzt nicht", er glaubte, daß es sehr klug von ihm gewesen sei. —

— Wenige Tage vorher würde er nicht so gesprochen haben. Sein Geschäft war ja im Wachsen, und der Wert ihres Grundstückes war durch die Stadterweiterung bedeutend höher gestiegen, als er je zu hoffen gewagt hatte; so hatte er sich selbst sagen dürfen: Du darfst um sie werben, wenn sie auch reich ist, Du bist selbst kein armer Schlucker. Aber eine einzige Stunde hatte seine ganzen Hoffnungen vernichtet. Eine böse Stunde für das Pätzsche Haus.

Tonius hatte während des Abendessens davon angefangen, daß es nun wohl Zeit sei für sie, in das Erdgeschoß des neuen Gebäudes zu ziehen und das alte Haus abzubrechen, um auch dort ein neues, größeres zu bauen. Mutter Trina hatte seine Meinung unterstützt, aber der Vater war plötzlich aufgefahren, hastiger, als es sonst selbst

im Zorne seine Art war, und hatte geschrieen: „Sind wir noch nicht arm genug durch Dich, willst Du uns auch noch das Dach über dem Kopf abreißen?“ und dann hatte er ein abgegriffenes Notizbuch aus der Tasche hervorgeholt und hatte seinem Aeltesten die Summen vorgelesen, die er ihm im Laufe der letzten Jahre für das Baugeschäft erstattet. Immer höher wurden die Beträge, immer heiserer des Alten Stimme, immer stummer der Protest Mutter Trinas, und immer stummer auch die hoffnungsvolle Stimme in Josephs Brust. Das neue Haus war überlastet mit Hypotheken, die aufgenommen waren, ohne daß er darum wußte, auch auf dem alten ruhten Schulden, und doch war noch nicht alles gedeckt. Es galt noch in der nächsten Zeit einige Wechsel einzulösen. Und das ganze Geld steckte in dem gemeinschaftlichen Geschäft von Heinrich und Tonius, dieser forderte sogar noch neue Unterstützungen, damit das Alte nicht verloren gehe.

„Sie betrügen mich,“ sagte Tonius empört, „sie wollen mich jetzt hinaus haben, aber es ist noch so vieles erst im Entstehen, sollen die beiden Halunken“ — damit meinte er seinen zukünftigen Schwager und Schwiegervater — „den ganzen Profit hernach alleine schlucken.“

Er hatte Recht, Heinrich war ihm über, und er war diesmal mehr betrogen als Betrüger, aber der alte Pätz wollte das nicht einsehen und fluchte und wetterte, so daß Frau Trina ihren ganzen Einfluß aufbieten mußte, um nur zu verhindern, daß der Erzürnte ihren noch immer geliebten Sohn nicht aus dem Hause werfe. Tonius sah ein, daß er von seinen Eltern nichts mehr erwarten dürfe, er mußte sich nach andern Hülfsquellen umsehen; aber mehr als er litt Joseph unter der Katastrophe. Er mußte seine liebste Hoffnung für lange Zeit aufgeben. Er durfte nicht mit Johannas Geld sein Geschäft retten, seine eigenen Kräfte, sein Fleiß mußten ihm aus dieser schwierigen Lage hinaushelfen, wenn er erst wieder sicher stand, dann durfte er um das Mädchen werben, vorher nicht.

Und so wollte er auch heute triumphieren, daß er es über die Lippen gebracht, dies thörichte „Jetzt nicht.“ Armer Joseph! Du handelst, als wäre das Glück eine bequeme Droschke, die man sich auf eine passende Zeit bestellt, und es gleicht doch eher einem Eilzuge, der mit rasender Geschwindigkeit über die Schienen dahersaust, da heißt es auf der Station warten und im richtigen Augenblick einsteigen; denn wer hier den Anschluß versäumt, der wird um keinen Preis mehr befördert. — — —

Mit Karlos Lenz war eine ebenso große Veränderung vor sich gegangen wie mit seiner Schwester. Er hätte jetzt der glücklichste der Menschen sein können, wenn nicht leider die Erfüllung eines Wunsches uns um den Wunsch ärmer machte.

Karlos Wünsche waren alle erfüllt. Er konnte stets fein gekleidet gehen, er konnte sich, wann es ihm beliebte, einen edlen Tropfen gönnen, und sogar: er war gedruckt. Seine gesamten Werke waren — im Selbstverlag allerdings — erschienen. In seiner eleganten Wohnung an der Komödienstraße hing zwischen all' den neuen schmucken Möbeln noch sein altes zierliches Bücherbrett, jetzt aber ganz besetzt mit seinen eigenen Werken. Drei Bändchen Gedichte hatte er herausgegeben, in einer großen Anzahl von Exemplaren war jedes auf dem Brett vertreten, alle sauber gebunden und mit Goldschnitt versehen.

Wie oft hatte Karlos in der ersten Zeit bald diesen bald jenen Band aufgeschlagen, jetzt allerdings gewährte es ihm keinen Genuß mehr. Selbst ein Schmerzenskind „die verschmähten Klänge,“ in denen er alles zusamengefaßt hatte, was ihm von den verschiedenen Redaktionen als unbrauchbar zurückgeschickt war, wurde ihm täglich gleichgültiger.

Die Lust neue Verse zu machen war ihm auch vergangen, seit er genau wußte, daß sie auf seine Kosten gedruckt und von niemand als von ihm selbst gelesen würden. Er war der alte Karlos Lenz nicht mehr. Selbst seine Rede hatte etwas von ihrem übernatürlichen Schwung ver-

loren, und er konnte sich mitunter langweilen. Die Wände seines Zimmers hörten manch herzhaftes Gähnen. Zuweilen waren seine Gedanken recht flickschneiderlich.

Wenn er früher so über seiner Arbeit gesessen und hurtig den Faden durchs Zeug gezogen hatte, um nachzuholen, was er über dem Aufzeichnen seiner Einfälle versäumt, dann war ihm die Zeit nie lang geworden. —

Ganz heimlich machte er sich eines Tages daran und riß ein kleines Loch in seiner Hose mit Gewalt weiter auf. Dann schlich er zur Thüre, schloß diese sorgfältig ab, setzte sich mit unterschlagenen Beinen oben auf seinen polierten Sophatisch und flickte das Loch in der Hose, indem er ein lustiges Liedchen vor sich hinsummte. Aber wie er sein Werk vollendet und einen Augenblick die feine Stopferei mit Genugthuung betrachtet, überkam ihn plötzlich ein Gefühl der Scham ob seines thörichten Beginnens, er schleuderte das Machwerk in eine Ecke und schwur sich selbst, daß das jetzt anders werden müsse.

Er mußte einen Lebenszweck haben, unbedingt. Essen und trinken konnten ihn nicht befriedigen, sein Geist verlangte nach etwas Höherem. Er grübelte, was von nun an sein Dasein ausfüllen könne, und wie bei manchem Andern stellten sich auch bei ihm statt vernünftiger Ideen Grillen ein. Zwei Ereignisse aus seinem früheren Leben hatten ihn so tief gekränkt, daß er sie auch jetzt noch nicht verwinden konnte. Das eine war, daß man ihn mit seiner letzten brieflichen Liebschaft aufs Glatteis geführt, und das andere, seine Verdächtigung wegen des bei Gerhardt verübten Diebstahls. Allmälig wurde es ihm zur Ueberzeugung, daß er nicht eher ruhig leben könne, bis er diese beiden Punkte aufgeklärt, und wenn es angehe, sich an den Schuldigen gerächt habe.

Wegen des Diebstahls schwebte er ganz im Unklaren, er fand keinen Punkt, von dem er hätte ausgehen können. Anders verhielt es sich mit den Briefen. Mehr und mehr hatte sich ein Verdacht gegen Schellbergs rundes Töchterlein

in seinem Gemüte festgesetzt. Sie war leichtsinnig und lachte gern. Sie konnte wohl die Thäterin gewesen sein. Was ihn am meisten schmerzte, wenn er hierüber nachsann, war der Gedanke, daß sie gleichzeitig die Rolle der Angebeteten und die der Vertrauten gespielt und ihn so doppelt geäfft habe.

Fester stets zog sich das Gewebe seiner Gedanken um diesen einen Gegenstand zusammen, und schließlich wurden die Gedanken zum Entschluß, er wollte sich Gewißheit verschaffen, ob Traudchen die Briefschreiberin gewesen, und wenn er diese Gewißheit erlangt hatte, wollte er sich rächen. Wie, das mußte sich noch zeigen, aber selbstredend fürchterlich.

Der Zufall war seinem Unternehmen günstig. Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten, sich mit dem leichtsinnigen Mädchen auf einen guten Fuß zu setzen. Traudchen hatte sich entschlossen, nachdem sie eingesehen, daß auch auf Kartenlegerinnen kein Verlaß ist, mehr ihrer eigenen Wahrnehmung zu folgen und da entdeckte sie bald, wie Tonius Pätz doch im Grunde ein sehr eigennütziger Liebhaber sei. Er drängte sie zur Hochzeit, nur weil er hoffte, dann mit ihrem Bruder und Vater wieder besser ins Einvernehmen zu kommen, aber sie hielt ihn hin, was ihr um so leichter wurde, da dem Alten auch nichts mehr an dem Zustandekommen dieses Heiratprojektes lag.

Das erste Gefallen an dem Halbbräutigam war bei dem flatterhaften Dämchen auch schon wieder geschwunden, und als Karl Lenz sich wieder einstellte, begann sie mit ihm das alte Spiel, nur daß sie diesmal ernsthaftere Hintergedanken dabei hatte; denn Lenz war ja jetzt reich und konnte wohl eine Frau ernähren.

Karlos aber wußte ihre gute Meinung für seine Zwecke auszubeuten. Am ersten Tage, als er kam, hatte er ihr schon einen Blumenstrauß mitgebracht in einer feinen Papiermanschette mit großen Spitzen ringsherum. Er wollte zeigen, daß er verstehe, den Kavalier zu spielen. Das sagte

er freilich nicht, als er ihn überreichte, ſondern nur, er gelte als Zeichen, daß er nicht vom Teufel des Hochmutes beſeſſen ſei und ſeine alten Freunde nach wie vor zu ſchätzen wiſſe.

Dankend nahm Traudchen das Geſchenk in Empfang. Es war das erſte Mal, daß ihr ein Herr Blumen mitbrachte, mit Ausnahme der kleinen Veilchenbouquets, die ihr Tonius zuweilen kaufte, wobei er allerdings auch mehr darauf ausging, den Blumenmädchen eine Freude zu machen, als ſeiner Zukünftigen.

Zwei Tage ſtand der Strauß auf dem kleinen Thekentiſch, dann verbannte ihn ein Machtwort des alten Schellberg von da. „Es iſt ja'ne Schande wie das Zeug ausſieht, ſo Blumen kannſt Du Dir aus dem Heu ſuchen, wenn Du willſt," ſagte er, geringſchätzig den welken Strauß ſchüttelnd, daß die Blätter nach allen Seiten davonflogen. Traudchen aber war er zu ſchade zum Wegwerfen, beſonders die Manſchette dauerte ſie, die konnte man noch einmal wieder verwerten, wenn eine Freundin Namenstag hatte. So bewahrte ſie alles miteinander auf, nur die welken Blumen waren abgefallen und wurden von der Magd mit dem Kehrricht weggeworfen.

Langſam und vorſichtig verfolgte Karlos ſein Ziel, jede Ueberſtürzung konnte das Gelingen ſeines Planes in Frage ſtellen, da hieß es Geduld haben. Aber er konnte nicht den ganzen Tag bei Schellbergs zubringen, und die Rachegedanken allein gewährten auch nicht immer Unterhaltung. Da verfiel er auf die ſogenannte Geſelligkeit; er beſuchte Theater und Konzerte und trat in die verſchiedenſten Geſellſchaften ein, in Leſe-, Kegel-, Wander-, literariſche, dramatiſche-, karnevaliſtiſche- und geſellige Geſellſchaften. Da er es aber immer nur zum genießenden, nicht zum mitwirkenden Mitglied brachte, ſo wurde ihm die Freude hieran auch bald verleidet. Die Langeweile wollte nicht von ihm weichen.

Es fiel ihm zuguterletzt ein, daß es vielleicht der Um-

gang mit dem schönen Geschlecht sei, der ihm fehle. Aber er konnte im persönlichen Verkehr mit Damen nie seine Schüchternheit überwinden, und wieder den Don Juan poste restante zu machen, schien ihm nach seinen letzten bösen Erfahrungen nicht angebracht. Da erstand ihm in seinen Bedrängnissen eine Hülfe in seiner Schwester.

Als er aus der Zeitungsanzeige bei Berg ersehen hatte, daß auch diese aufgefordert sei, sich wegen der Erbschaft zu melden, war Karl zu seiner Mutter gegangen und hatte sich nach Johannas Aufenthalt erkundigt. Die Geschwister waren dann zur Testamenteröffnung zusammen nach Aachen gefahren, aber es hatte sich eine Verstimmung zwischen ihnen bemerkbar gemacht. Johanna konnte noch nicht verwinden, daß der Bruder sie in ihrem Unglück verkannt hatte. Sie hatte von Aachen aus allein eine Reise nach dem Süden angetreten und war erst später nach Köln zurückgekehrt. —

Jetzt begegneten sich die Geschwister zuweilen im Konzert oder im Theater, sie begrüßten sich dann und wechselten einige Worte, bis Johanna, die jetzt milder über Karlos früheres Betragen urteilte, eines abends davon anfing, wie lächerlich es sei, daß sie als Geschwister sich nur zufällig wie Fremde träfen. Karl erklärte sich bereit, es gleichfalls lächerlich zu finden und machte dadurch seiner Schwester Mut fortzufahren:

„Es ist mir schon lange unangenehm, daß ich stets ohne Begleitung ausgehen muß, und langweilig ist es am Ende auch, mutterseelenallein im Konzert oder in der Loge zu sitzen. Du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn Du mich zuweilen abholen wolltest."

Er versprach das mit Freuden und hielt auch gleich am andern Tage Wort. Die Sache machte ihm Spaß. Es war doch etwas anderes, mit dieser jungen Dame am Arme durch die Straßen zu spazieren, als ewig allein herum zu laufen. Mit Vergnügen gewahrte Karlos, wie Johannas pikantes Gesicht und die, durch geschmackvolle Kleidung ins beste Licht gesetzte elegante Figur überall

Aufsehen erregten. Er fühlte sich mit Stolz als der Kavalier einer gefeierten Schönheit. Seine Vereinsbekannten, die ihn sonst hatten links liegen lassen, drängten sich zu ihm, seine ganze Stellung schien mit einem Schlage verändert. Er wurde stolz auf seine Schwester, und Johanna war bemüht, seine ritterliche Anhänglichkeit mit gleicher Liebenswürdigkeit zu vergelten.

Durch einen guten Einfall gelang es ihr auch, ihn noch mehr für sich zu begeistern.

Eines Tages wartete Karl in ihrem Wohnzimmer auf sie, während sie zum Ausgang Toilette machte. Er ließ, nachdem ihm die Aussicht aus dem Fenster nichts Neues mehr bot, seine Blicke durch das gemütlich eingerichtete Zimmer gleiten, sie blieben an dem Sophatische haften, auf dem neben einigen Prachtwerken, die er bereits kannte, drei neue kleinere Bändchen lagen. Schon von weitem verriet sich ihr lyrischer Inhalt durch den duftigen Einband, den sie trugen. Verse zogen den verunglückten Dichter noch immer mächtig an, auch diesmal konnte er der Versuchung nicht widerstehen und trat näher zu dem Tisch heran.

Je näher er aber kam, um so bekannter erschienen ihm die Einbände, mit freudigem Erschrecken griff er zu, und er hatte sich nicht getäuscht, es waren in der That seine eigenen Gedichte, die die Schwester als Prunkstücke auf diesen Tisch niedergelegt hatte.

Wie er das Buch anstarrte, da flimmerte die Schrift vor seinen Augen, die Buchstaben tanzten, und die weißen Blätter schimmerten in zartem Rot, als freuten sie sich mit dem Autor, der solche Anerkennung gefunden.

Und wie Johanna jetzt in Umhang und Hut aus dem Schlafzimmer trat, da ließ der Ueberglückliche das Buch fallen, eilte auf sie zu und schloß sie herzhaft in die Arme. Er zerknitterte die Spitzen des hellen Umhangs, aber Johanna mußte sich sagen, daß sie damit die brüderliche Galanterie, die er ihr fortan bewies, nicht zu teuer erkauft habe.

„Du närrischer Karl," sagte sie, „laß mich los, sonst kann ich in diesem Kostüm nicht mehr mit Dir ausgehen."

„Du bist das liebste Mädchen, das mir je vorgekommen ist," rief er begeistert aus. Aber wie er fragen wollte, ob sie denn auch alles gelesen habe, da schämte er sich, und wieder kam ihm der Gedanke, daß diese Versuche wertlos seien, da er sie mit unzureichender Kenntnis unternommen. Diesmal war er klarer und deutlicher als damals, wo er ihn auf seiner einsamen Dachkammer nahe gefühlt hatte, und er erschien ihm auch weniger bitter.

Er unterdrückte seine Frage, Johanna selbst aber ergriff bald hier bald da das Wort, um über seine Verse zu sprechen. Sie verkannte die Schwächen derselben nicht ganz, manches aber milderte ihr der Gedanke, der sie nie bei der Lektüre verließ, daß es ihr Bruder sei, der dies geschrieben hatte, und so redete sie sich und ihm ein, daß er nicht ohne Talent wäre, nur daß in der üppigen Wildnis seiner Phantasie eines das andere nicht aufkommen lasse, und das viele Unkraut drohe, die Blümchen ganz zu überwuchern. Im Allgemeinen hatte sie nicht Unrecht mit ihren Bemerkungen, und Karl gestand das auch seufzend zu, indes ließ er fürs erste die Verse Verse sein und plätscherte mit Behagen in dem Strome der Vergnügungen, der ihn aufgenommen hatte. — — —

Unter denen, die sich seit seiner Verständigung mit der Schwester mehr um den reichgewordenen Flickschneider kümmerten, war auch Tonius Pätz.

Durch den Verkehr mit Frau Rixen war man in der Familie Pätz ziemlich genau über die Vermögensverhältnisse der Geschwister unterrichtet. Die Alte hatte genug davon geschwatzt. Sie lebte jetzt reichlicher als früher, ihre Tochter sorgte für sie und hatte ihr sogar angeboten, zusammen eine Wohnung zu beziehen. Dagegen hatte sich die Alte indes gesträubt. Sie hätte ihren besondern Gewohnheiten nicht nachleben können, und die wollte sie jetzt, in ihrem Alter nicht daran geben.

Tonius aber zog das Geld an wie eine Hyäne das Aas, und er hing sich an Karlos, auch schwatzend und lachend wie dieses vom Teufel besessene Raubtier. Dieser ließ sich das um so eher gefallen, weil er nun wieder einen Vorwand mehr hatte, bei Schellbergs vorzusprechen, wo Tonius oft zu finden war. Aber er wunderte sich im Stillen, daß Johanna so wenig Gefallen an seinem neuen Freunde fand. Stets wurde sie wortkarg, wenn Tonius sich zu ihnen gesellte, oder sie beantwortete dessen harmloseste Bemerkungen in einem gereizten Ton und mit einer Schärfe, für die Karlos vergeblich eine Erklärung suchte.

Tonius hingegen spielte den Dickhäuter, er schien von Johannas Abneigung nichts zu bemerken und trampelte vergnügt mit den tapsigen Füßen in der jungen Pflanzung geschwisterlicher Zuneigung herum. — —

Einst im Stadtgarten während des Konzerts, als Karl sich für einen Augenblick entfernt hatte, begann Tonius mit der ihm eigenen Zudringlichkeit: „Sie zürnen mir noch immer, Johanna? Sie wissen nicht wie mich das kränkt. Geben Sie mir einen Wink, was ich thun kann, Sie zu versöhnen.“

Johanna wandte langsam ihren Blick von den Vorübergehenden ab und richtete ihn voll auf den Frager. Sie antwortete nichts, aber in ihren Augen glühte ein solcher Haß, daß selbst der Dickhäuter sich unangenehm berührt fühlte und einigermaßen Mühe hatte, seine Fassung zu bewahren.

Es dauerte einige Zeit, bis er mit nicht ganz sicherer Stimme wieder begann: „Ich bemerke, daß Sie sich sonst bemühen, alles zu vergessen, was früher war, soll ich für alle Ewigkeit die einzige, unrühmliche Ausnahme davon bilden?“

„Es giebt Sachen, die sich nie vergessen und vergeben,“ erwiderte Johana, ihre Stimme verriet deutlich ihre Erregung, während ihr Körper unbeweglich in seiner bequemen Haltung verharrte. „Ich glaubte, daß nach Ihrem Betragen

in Utrecht seiner Zeit Sie das Höchste geleistet hätten, dessen Unverschämtheit überhaupt fähig ist, aber ich habe eingesehen, wie wenig ich in dieser Beziehung unterrichtet bin. Sie haben mir seitdem schon zweimal bewiesen, daß Sie das Aeußerste noch überbieten können. Ich bin aber jetzt dies Studium leid und verzichte gern auf weitere Proben Ihres Talentes."

„Sie drücken sich so gewählt aus," meinte er gemütlich werdend, „daß ich mir nicht denken kann, dies sei ein unmittelbarer Gefühlserguß. Es war eine sorgfältig überlegte Antwort. Sie würden sich aber diese Mühe erspart haben, wenn Sie wüßten, wie ich selbst meine vormalige Handlungsweise betrachte."

„Und wenn Sie wüßten, wie ich sie ansehe, so würden Sie sich die Mühe sparen, mir etwas vorzuheucheln," rief Johanna, deren Zorn nun in ihrem ganzen Wesen zum Ausdruck kam.

„Noch immer die wilde Johanna," lachte Tonius. „Aber bleiben Sie bitte ruhig, die Leute schauen herüber."

Das Mädchen erblaßte und biß die Lippe, sie hatte vergessen, was sie jetzt vorstellte und an welchem Orte sie sich befand. Die Zeit, die sie brauchte, um sich zu fassen, benutzte Tonius ihr seine Zerknirschung und Reue darzulegen.

„Sie wollen das alles nicht glauben," sagte er, und seine Stimme bebte vor Furcht, daß dem wirklich so sein könne, „ich selbst würde einem so hartgesottenem Sünder, wie ich Ihnen einer erscheinen muß, solche Umkehr nicht zutrauen; das Wunder ist aber durch ein anderes Wunder hervorgerufen worden, durch Ihre Umwandlung in eine Königin. Ja in der That, so erscheinen Sie mir. Lassen Sie sich doch die Dienste gefallen, die ich Ihnen zu leisten bereit bin. Verschmähen Sie doch meine Huldigung nicht, mein Lohn soll nur der sein, zuweilen in der Nähe Ihre Reize bewundern zu dürfen, diesen Lohn können Sie mir um so weniger versagen, da er zugleich eine Strafe für

mich ist. Denn stets werde ich mir sagen müssen, das Recht, dies alles zu besitzen, hast Du durch Deinen Leichtsinn verscherzt."

Johannas Gedanken waren unterdes ihren eigenen Weg gegangen. Auch sie war nicht ganz frei von der Ueberspanntheit, die bei ihrem Bruder so sonderbare Blüten getrieben hatte. In ihrem Kopfe stieg wie in dem Karls der Gedanke auf, sich jetzt für die unvergessene Beleidigung, die ihr früher widerfahren war, zu rächen. Sie hatte wohl schon ehedem geträumt von einer Rache, aber nie hatte der Gedanke eine faßbare Form angenommen. Jetzt bot der Verhaßte ihr selbst ein greifbares Mittel dar. Wenn sie ihn jetzt zu sich heranzog, dann mußte sich eine Gelegenheit bieten, ihn ganz zu verderben, so oder so.

Ihre Kränkung war schwerer als die ihrem Bruder widerfahrene, auch ihr Rachegedanke war ernster. Er schimmerte blutrot und war spitz wie ein Dolch.

Sie griff Tonius letzte Worte auf. „Dies alles zu besitzen, damit meinen Sie natürlich vor allem mein Vermögen?"

Er war nicht dreist genug, das ganz zu leugnen, er sah wohl ein, daß es ihm nichts nutzen würde. „Auch daß Sie reich sind, setzt Ihren Wert in meinen Augen nicht herab, aber es ist mir nicht die Hauptsache. Als ich seinerzeit die Thorheit beging, Sie zu verlassen, da hatte ich nichts. Heute liegen die Verhältnisse anders. Heute sollte ich nur Ihrer Zuneigung sicher sein wie damals, um keinen Preis würde ich Sie heute lassen."

„Heute nicht, aber morgen!" scherzte sie mit grausamer Ironie.

Er erwiderte nichts, er schmachtete sie nur an wie eine Ziege den Birnbaum, dessen Blätter sie nicht erreichen kann. Vor der Gewalt dieses Anstarrens schien ihr Zorn zu vergehen. Sie wandte das Gesicht der Kapelle zu, die soeben einen Walzer intonierte. Ihr Kopf wiegte sich leise im Takt der schwebenden Melodie. „Man muß das Leben

icht zu ſchwer nehmen," ſagte ſie, ohne ihn wieder anzu-
hen. „Wenn Sie meine Nichtachtung ertragen mögen,
› will ich mich weiter nicht gegen Ihre Geſellſchaft auf-
:hnen."

Es blieb aber nicht bei der angekündigten Nicht-
chtung, bald ging Johanna lebhafter auf die Unterhaltung
n, wenn Tonius das Wort führte, und es hatte den An-
ein, als wolle ſie mit dem andern nun auch das Leid
rgeſſen, das er ihr zugefügt hatte.

Ihrem Bruder entging dieſe Munterkeit ebenſowenig
e früher ihre Zurückhaltung, aber er zerbrach ſich den
pf nicht weiter darüber, nachdem Johanna ſich geweigert
te, ihm die Gründe ihres ſonderbaren Verhaltens aus-
anderzuſetzen.

V.

Was die Sperlinge der Frau Schwalbe erzählt hatten von Reiners Gesinnung gegenüber Olga, schien fast eine Berechtigung zu haben. Weder Menschen noch Sperlinge konnten auf die Idee kommen, daß diese beiden noch Verkehr mit einander pflogen, und doch war dem so. Beide thaten den Tag über ruhig ihre Pflicht, aber beide gedachten aneinander, wenn die stille Nacht und die Einsamkeit sie umgab. Es war nicht nur ein schwärmerisches, sehnendes Einandergedenken, besonders bei Reiner nicht. Mit den letzten Spuren der Krankheit war auch die träumerische Weichheit von ihm gewichen, aber er gedachte doch gerne der Worte Olgas, sie waren ihm eine Richtschnur für seine Handlungen, und wo sie nicht ausreichten, da ergänzte er sie in ihrem Sinne.

Indem er sich so bei allem, was er vornahm, fragte, ob es ihren Beifall finden würde, gewöhnte er sich daran, sich selbst Rechenschaft über seine Handlungsweise abzulegen. Sein Wesen nahm etwas Bedächtiges an, und seine frühere Schroffheit schwand mehr und mehr.

Nicht jeder Tag brachte wichtige Entschlüsse. Gleichmäßig rollte sein Tagewerk ab. Gerhardt hatte Wort gehalten und ihm einen Posten als Ingenieur in einem großen Geschäfte verschafft. Gewissenhaft erfüllte er die Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte, aber nun er sich gewöhnte, seine Handlungsweise nicht mehr als etwas selbstverständliches anzusehen, sondern sie zu kritisieren, griff er auch zurück und unterwarf sein früheres Leben einer

Unterſuchung. Da war manches, was er ungeſchehen wünſchte, vor allem aber war er jetzt geneigt, die Trennung von ſeinen Eltern ſich ſelbſt zur Laſt zu legen.

Es war wieder der Gedanke an Olga und ihre Milde, der ihn vermochte, bald nach ſeinem Austritt aus Gerhardts Geſchäft einen Bußgang bei ſeinem Vater anzutreten.

Der große, dicke Mann war noch älter und ſchwächer geworden in den wenigen Monaten, die Reiner ihn nicht geſehen hatte. Unbeholfen ſaß er in ſeinem Lehnſtuhl aus Rohrgeflecht, ſein Kopf zitterte in beſtändiger Schwäche hin und her, die linke Geſichtshälfte trug die Spuren des überſtandenen Schlaganfalls, ſie war verzerrt und faſt bewegungslos. Reiner erſchrak vor dieſem Anblick, und der letzte Reſt von Stolz und Trotz verſchwand in Ehrfurcht und Bedauern.

Der Alte ſah blöde vor ſich hin, er hatte den Eintretenden nicht bemerkt, erſt als die Mutter ſich zu ſeinem Ohr neigte und ihm zuflüſterte: „Reiner iſt da, Vater,“ wandte er ihr das Geſicht zu und fragte unwillig: „Was ſoll das?“

„Frag ihn doch ſelbſt,“ ſagte die Frau, „er ſteht ja vor Dir.“

Jetzt heftete ſich das Auge des Greiſes auf den Sohn, und ein Schimmer des alten Lebens blitzte darin auf.

„Vater, ich bin gekommen, Abbitte zu thun, Abbitte für alles, womit ich Euch gekränkt habe.“

Der Greis wandte ſich wieder zu ſeiner Frau. „Er iſt nicht verheiratet?“ fragte er, und auf ihr Kopfſchütteln fuhr er ſich beſinnend fort: „Er hat das Traudchen nicht gekriegt, aber er war da, ich weiß es alles. Sie haben ihn hinausgeworfen, die Hunde.“ Er ballte die Fauſt. „Der Bankrotteur, der junge Pätz war auch dabei. Ah, aber ihm iſt recht geſchehen. Geh, ich will nichts von Dir wiſſen,“ ſagte er wieder Reiner anblickend. „Du haſt gekriegt, was Du verdient haſt.“

Dieser ließ sich indes so nicht abweisen. „Ich weiß, daß mich kein unverdientes Schicksal betroffen hat. Um die andern, um die Schellbergs hatt ich's nicht verdient, vor allem nur um Euch. Aber Vater, die Strafe war hart und hat mich zur Besinnung gebracht, seid Ihr nicht nun auch noch hart. Vergebt mir, ich bitte Euch darum, damit nicht Euer Zorn wie eine Wetterwolke über meinem Gemüt und über meiner Zukunft hängt."

Wieder antwortete ihm der Alte nicht direkt, sondern sprach zu der Mutter: „Hörst Du's, er spricht von seiner Zukunft. Jetzt, wo er von Schellbergs das Mädchen nicht gekriegt hat, und hat auch das Geld nicht gekriegt, jetzt besinnt er sich darauf, daß sein Vater noch etwas hat, womit er sich in Zukunft weiterhelfen könnte."

„Kommst Du wieder mit Deinem Geld," sagte die Mutter offenbar empört, „ist er denn je so versessen aufs Geld gewesen, daß Du glaubst, er käme dessentwegen jetzt mit der Bitte? Sie muß ihm doch schwer genug geworden sein."

„Hört, was die Mutter sagt," flehte Reiner, froh eine Unterstützung gefunden zu haben. „Weiß der Himmel, daß ich nicht zu Euch gekommen wäre um ein Stück Brot, und wenn ich hätte verhungern sollen. Ich will nur Eure Verzeihung. Behaltet Euer Geld, aber sagt zu mir wieder: Mein Sohn."

„Es ist doch das Geld," beharrte der Alte eigensinnig, ohne den Flehenden anzusehen, „er käme sonst nicht her. Ich weiß wohl, daß ihm das schwer geworden ist, ich kenne seinen harten Kopf. Aber er weiß ganz gut, daß er mich auch beerbt, wenn er erst mein Sohn wieder ist." Er kicherte vor sich hin. „Nein," rief er dann in plötzlich wieder aufflammendem Zorn, „so gut wie er setze auch ich meinen Willen durch."

„Reg Dich nicht auf, Alter," beschwichtigte die Mutter, „überleg' es nur still und sorgfältig."

„Ja, ja," murmelte der Alte, „sonst geht es wieder

alles in den dummen Kopf, und dann ist es aus mit mir, ich weiß das ja. Aber siehst Du, er hat jetzt nichts mehr. Auch der Baumeister hat ihn hinausgejagt — ist auch ein Hund. — Weshalb hat er aber mit dem feinen Herrn sich einlassen müssen? Das wollte sein Trotz so. Jetzt mußt Du's fühlen, daß ich recht hatte, glauben wolltest Du's ja nicht. Wärst Du mir gefolgt, Du ständest jetzt hier als Bauer auf Deinem Eigenen, und ich säß im Altenteil. Aber Du hast es alles gewollt, nun trag es auch."

„Ich will alles tragen, nur nicht, daß Ihr mir zürnt, Vater. Sagt mir, daß Ihr mir vergeben wollt, daß ich manchmal kommen darf, um Euch zu sehen." —

Mit einem häßlichen Schrei unterbrach ihn der Kranke. „Er will wissen, wann ich sterbe," rief er, „damit er sich darauf richten kann. Du sollst nicht mehr in mein Haus. Hinaus mit Dir!"

Reiner stand in furchtbarer Empörung, eine drohende Falte zog sich auf seiner Stirn zusammen, auf der Zunge schwebte ihm eine zürnende Antwort, aber er sah, wie die Mutter ihm winkte, zu schweigen, wie sie den Alten in den Sessel niederdrückte und mit sanften Worten zu beruhigen suchte, da verließ er leise den Raum.

Draußen harrte er noch eine Weile. Er konnte so nicht gehen, das durfte nicht der ganze Erfolg sein, den dieser Schritt hatte. Darum sollte er nächtelang mit sich gerungen haben, darum sollte er seinen Stolz gebeugt haben, das war nicht möglich. Er stand und lauschte.

Es war stille in dem Zimmer, kein Laut wurde draußen vernehmbar. Minute auf Minute verrann, noch immer nichts.

Wie eine Eiseshand legte sich's um sein Herz und preßte es fester und immer fester, daß es in gräßlicher Angst pochte. Und noch immer kein Ton, kein Geräusch. — Wie, wenn er jetzt stürbe, der Vater, mit dem Zorn auf ihn in der Seele? Daß er es hatte soweit kommen lassen, daß er den unbeugsamen Sinn des Greises soweit gereizt hatte,

bis das Urteil gefallen war, das dieser nun nicht zurücknehmen wollte!

Alles still wie vorher. Er war vielleicht schon tot, und die Mutter saß drinnen in lautlosem Schmerz über die Leiche gebeugt.

Schon zuckten ihm die Finger nach dem Thürgriff, da trat sie heraus, deren tiefen Schmerz er sich eben ausgemalt. Sie sah ihn mit wunderbar strahlenden Augen an, sie legte ihm die Hand auf die Schulter und barg ihren Kopf an seiner Brust.

„Du bist mein Sohn doch noch," sagte sie, „wenn er Dich auch verstößt. Es ist nichts Falsches in Dir, und ich will auch nichts, garnichts Schlechtes mehr von Dir glauben."

„Was macht der Vater?" fragte Reiner ungeduldig.

„Er ist ruhig und schläft fast schon. Er ist nicht mehr wie früher." Sie schüttelte betrübt den Kopf.

„Er sollte mich nicht von sich stoßen, jetzt, wo er einer kräftigen Stütze bedürftig ist."

„Du weißt ja, daß jetzt nichts zu hoffen ist, aber das verspreche ich Dir hoch und heilig, was ich thun kann, daß er Dir vergiebt, das soll geschehen, und wenn er auf mich hört, sollst Du bald zurückkommen."

„Er ist aber härter noch als früher." —

„Das ist er nicht, er ist nur krank. Doch geh' jetzt, er darf nicht wissen, daß ich mit Dir noch gesprochen habe, geh Lieber, geh. Deine Mutter segnet Dich." Sie hielt seine Hand, in ihren Augen lag ein Schimmer von Thränen.

„Du wirst mir Nachricht schicken, Mutter, wie es ihm geht?"

Da aber schüttelte die Frau verneinend den Kopf.

„Ich soll doch nicht in Ungewißheit bleiben?" sagte er bittend. „Wenn er nun plötzlich stürbe." —

Er fühlte, wie die Mutter zusammenzuckte.

„Ich sage nicht, daß es wahrscheinlich ist," fuhr er fort,

„aber wenn es so käme, — Du mußt mich rufen lassen, Mutter, damit ich wenigstens an seinem Sterbebette seine Verzeihung erlange."

„Das kann ich nicht, Reiner," sagte die arme Frau, „das kann ich Dir nicht versprechen. Du bist mein Sohn, Du bist wieder mein Liebling; aber er ist mein Mann, ihm muß ich gehorchen. Wenn er es verbietet, darf ich Dich nicht rufen lassen."

Es klang etwas Unerschütterliches aus diesen Worten; Reiner versuchte nicht länger eine andere Antwort zu erhalten. Er nahm mit einem innigen Händedruck Abschied von der Mutter. — —

Zwar vermied Reiner es, mit seinen Beleidigern, Tonius und Heinrich, zusammenzutreffen, aber stets konnte er ihnen nicht aus dem Wege gehen, und, während sie erst ein scheues Wesen gezeigt hatten, wenn sie ihm begegneten, wurden sie allmählich dreister. Es war offenbar, daß sie ihn für feige hielten. Ganz deutlich zeigte sich das dem Hartgeprüften, als er eines Winterabends mit den beiden Kompagnons in einer Wirtschaft zusammentraf.

Diese nahmen ohne weiteres an einem Tische in seiner Nähe Platz, und es war kaum als unbeabsichtigt zu betrachten, daß sie sogleich mit lauter Stimme von Baumeister Gerhardt zu sprechen begannen.

In den dadurch berührten Kreisen war der Niedergang des Gerhardtschen Geschäftes kein Geheimnis. Auch Reiner wußte längst darum, aber wenn er nur die Hälfte dessen glauben wollte, was Tonius und sein Begleiter sich erzählten, so stand die Sache doch weit schlimmer, als er, Reiner angenommen hatte.

„Im großen Bureau spukt es, so hat mir der Zeichner erzählt," meinte Tonius, „deshalb geht der jeden Abend schon um fünf Uhr nach Hause. Zu versäumen hat er ja doch nichts."

„Ja, wenn er die Ziegelei nicht hätte, wäre er schon längst heidi," nickte Heinrich Schellberg. „Aber da ist ja

jetzt der Kierkejaard, der versteht was von der Sache. Und es war für den Gerhardt wirklich ein Glück, daß der wieder freie Hand bekam."

„Er ist ein zäher Kerl, mein Ohm, an dem hat sich schon manch einer die Zähne ausgebissen."

„Aber ist es denn wahr, daß der Baumeister den Feldbrand drangeben will?" erkundigte sich der Wirtssohn. „Er soll ja einen Ringofen bauen."

Tonius bestätigte diese Nachricht. „Er vergrößert. Der Feldbrand ist ihm nicht genug. Kostet übrigens schweres Geld so ein Ringofen."

„Das glaub ich wohl," lachte der Andere, „und das ist besonders knickend, wenn man nichts hat."

Heinrich sah bei diesen Worten nach seinem Gegner hinüber. Reiners Blut war in Wallung geraten, seine Stirnadern schwollen, der Blick seiner Augen war so stechend, daß der Herausforderer den seinen abwendete. Fast wäre Reiner aufgesprungen, ihm war, als hätte er ersticken müssen an seinem Zorn; aber es gelang ihm noch, sich zu beherrschen. Der stets wiederholte Vorsatz wirkte. Dennoch fühlte er, daß er seine Erregung nicht lange mehr bekämpfen könne. Er stand auf und ging.

„Er ist wahrhaftig ein Feigling," sagte Heinrich, dessen Ueberraschung sich deutlich in diesem Ausruf verriet, zu Tonius. Dieser erwiderte nichts, er fühlte sich zu sehr erleichtert, als der Gefürchtete das Feld geräumt hatte.

Auch Reiner machte sich während des Heimweges den Vorwurf der Feigheit. Er unterschied nicht mehr, ob er aus Furcht vor den Andern oder aus Furcht vor seiner eigenen Heftigkeit davongegangen sei, er fühlte nur, daß er vor der Gefahr schnöde entwichen. Seine Wangen glühten vor Scham. Er war mehr als einmal versucht umzukehren, und als er sein Zimmer erreicht hatte, warf er sich in einem Anfall von Raserei auf das Bett. Rache, nur Rache konnte eine Befriedigung gewähren. Dieser unaufhörliche Kampf mit sich selbst konnte nicht zum Siege führen,

immer würde er nur vor der Gefahr sich flüchten müssen, wie heute.

„Olga, Olga, was machst Du aus mir?“ ächzte der Erregte.

Es dauerte lange, bis er sich notdürftig beruhigte, und noch nach Tagen ballten sich seine Hände krampfhaft, wenn er an dies Zusammentreffen dachte und an die schimpfliche Rolle, die er dabei gespielt.

Und wieder kam das Einerlei der täglichen Arbeit und trug ihn fort durch die Zeit lange Monate.

Einst abends, als schon der Frühling fast gesiegt hatte über seinen grimmigen Feind, den Winter, und dieser durch die Straßen der Stadt zum Rückzug blies, und heftig rappelte und rementete an den Fenstern, die oft seine Kälte aus den Stuben fern gehalten, und wütend heulte auf den Schornsteinen, aus denen die ihm verhaßte Wärme aufstieg, einst an einem solchen Abend saß Reiner auf seinem gemütlichen Zimmer und hörte dem Rumoren draußen zu, und es kam ihm vor, als sei auch sein Herz jetzt mehr eine solche stille Kammer, und als könne da nicht recht mehr was hinaus, wenn auch um ihn die Stürme wehten, und Frühling und Winter, Licht und Finsternis ihren uralten Kampf kämpften.

Da pochte ein schüchterner Finger an seine Thür, und auf sein erstauntes „Herein“ trat Groß ins Zimmer, der kleine, alte Groß, wie er leibte und lebte, in seinem grauen Gehrock und seinem hohen Hut, den Regenschirm schräg unterm Arm, und nestelte hastig die grauen wollenen Handschuhe von den Fingern, als Reiner ihm erfreut die Hand entgegenstreckte.

„Das ist einmal ein ganz besonders vernünftiger Gedanke von Ihnen,“ begrüßte Reiner den Alten, „und Sie haben doch oft vernünftige Gedanken. Legen Sie ab, nur da auf den Tisch, und setzen Sie sich hier in die Sofaecke, so, und nun, was befehlen Sie? Tabak oder Zigarre?“

„Ah ich danke wirklich,“ war das erste Wort, das

der Besucher vor dem Ungestüm des Wirtes hervorbringen konnte.

„Nein, das wird nicht angenommen," wehrte dieser ab. „Ich weiß recht gut, daß Sie in Ihrer freien Zeit stets rauchen, da Sie sich im Bureau immer in heldenmütiger Entsagung üben. Also hier steht beides. Ihre Pfeife führen Sie ja bei sich, und nun bedienen Sie sich."

„Wenn Sie es denn erlauben, Herr Obermann," sagte der Schreiber, dessen Gesicht vor Vergnügen über den freundlichen Empfang förmlich strahlte, „dann bin ich so frei und beraube Sie Ihres Tabaks."

„Alles recht," sagte Reiner, „und nun entschuldigen Sie mich nur einen Moment, dann setze ich mich zu Ihnen, und dann wollen wir uns einmal aussprechen. Ich muß einen Sack voll Neuigkeiten von Ihnen erfahren." Er ging hinaus und beorderte die Wirtin, eine Flasche Wein zu holen, und bald darauf saß er rechts neben Groß auf dem Sofa, — denn auf dem rechten Ohr konnte dieser besser hören, wie er sagte, — und Reiner fragte, wie es denn bei Gerhardt gehe.

Der alte Schreiber fing denn auch an von allerlei zu reden, nur nicht von dem, was Reiner gern hören wollte. Jener erzählte eben von dem, was ihm am meisten das Herz bedrückte, das war der Niedergang des Gerhardtschen Geschäftes.

„Im Bureau ist es so still wie in einer Kirche," sagte er, „ich fürchte mich manchmal selbst in dem leeren weiten Raum und spreche laut mit mir, um mal eine Menschenstimme zu hören. Nur Sonnabends und Sonntagsmorgens, wenn die Arbeiter kommen und die Fuhrleute, dann ist es ein bischen lebhaft. Gebaut wird augenblicklich nichts als ein Ringofen auf der Ziegelei, der Herr Baumeister meint, es sei mit dem Feldbrand nichts mehr los. Es liegt aber nicht am Feldbrand, es liegt an der ganzen traurigen Art, wie es jetzt da draußen zugeht, auf der Ziegelei. Es sind so einige alte Leute draußen, die

kennen mich lange und sprechen sich dann wohl mal gegen mich aus, grade wie ich es jetzt zu Ihnen thue. Da höre ich denn, daß der Kierkejaard jetzt allmächtig draußen ist. Der Herr Baumeister kümmert sich hauptsächlich um den Ringofenbau, geht auch einmal über die Bahnen, und sieht darauf, daß die Arbeit gut ausfällt, aber sonst läßt er den Kierkejaard schalten und walten, und was dabei herauskommt, das können Sie sich denken. Er sucht sich überall was zusammen zu gaunern, und ich bin überzeugt, er treibt selbst mit den Lieferscheinen Schwindel. Da wird wohl der Heinrich Schellberg und der junge Pätz mit dazwischenstecken."

Mehr als einmal schon hatte Reiner versucht, den Berichterstatter zu unterbrechen, der ihm die oben in gedrungener Kürze mitgeteilten Neuigkeiten weitläufig auseinandersetzte, jetzt aber sagte er allen Ernstes: „Lieber Herr Groß, Sie vergessen, daß ich nicht mehr bei Herrn Gerhardt im Geschäfte bin."

„O nein," erwiderte der Andere, „das vergeß ich nie."

„Dann dürfen Sie mir auch nicht solche Geschichten erzählen. Das geht Sie etwas an, aber mich nicht, mich darf es nichts mehr kümmern." Er wollte das in scherzhaftem Ton gesagt haben, aber es klang eine solche Bitterkeit durch, daß der Schreiber betroffen schwieg.

„Trinken Sie mal aus, Herr Groß, und dann lassen Sie uns von was Anderem sprechen," forderte Reiner den Verstummten auf. „Wie es dem Herrn Baumeister geht, weiß ich wohl, ich habe ihn noch unlängst getroffen, aber was macht denn Fräulein Gerhardt?"

Groß sah erstaunt auf. Es dauerte eine Weile, bis er antwortete: „Ich denke wohl, es geht ihr gut. Aber das ist doch seltsam, Sie wissen doch, daß ich das Fräulein selten zu sehen bekomme."

„Nun," meinte Reiner, „lange nicht so selten wie ich. So seltsam ist es doch wohl nicht, daß ich mich nach ihrem Ergehen erkundige."

„Ich meinte auch eigentlich — neulich morgens fragte mich nämlich das Fräulein auch nach Ihnen. Es kam gradeso heraus, ich meine, der Ton war fast so wie der Ihrige, und sie sah gradeso vor sich nieder, wie Sie es jetzt thun."

„Ach was, das ist Ihnen wohl nur so vorgekommen. Sieht sie denn gut aus?"

„Das kann ich nicht eben sagen, aber ich glaube, ich bin zwar ein schlechter Beurteiler hierin, ich glaube, sie ist etwas blaß. Sonst ist sie ruhig und freundlich wie immer, und — ich hätte das beinahe vergessen, — sie hat mir sogar einen Gruß an Sie aufgetragen. Lieber Himmel, sie machte eine große Geschichte darum. Sie redete von der freundlichen Zeit, die es auch für sie selbst gewesen sei, als Sie, Herr Overmann, besser geworden wären. Es thue ihr noch heute leid, daß Sie so schnell fort gemußt hätten."

Reiner mußte das Gesicht nur abwenden, damit der Alte die Freude nicht bemerke, die daraus lache. „Es ist wohl nur Höflichkeit gewesen," meinte er, und, damit Groß nicht länger nachsinne, fügte er hinzu: „Fräulein Gerhardt ist so sehr viel allein, da war es vielleicht auch wirklich eine angenehme Abwechselung für sie, als ich da war."

„So so," machte der Alte. „Aber warum sind Sie denn überhaupt so plötzlich fortgegangen?"

Das war eine Frage, die Reiner nicht beantworten wollte, er machte sich deshalb mit seiner Zigarre zu schaffen und trank dem Schreiber dann freundlich zu. Dieser glaubte jetzt durch seine Mitteilungen über die Tochter den Zorn des Andern gegen den Vater soweit beschwichtigt zu haben, daß er wieder dessen Angelegenheiten berühren dürfe.

„Sie haben mir zwar verboten, von dem Geschäft zu sprechen," sagte er, „aber ich kann mir garnicht denken, daß Sie so schnell alles Interesse daran verloren haben. Und da es in Ihrer Macht liegt, dem Herrn Baumeister einen großen Dienst zu leisten —"

„Hat er Sie beauftragt?" fragte Reiner rasch.

„Das nicht, ich komme nur zu Ihnen, weil ich keinen Andern wüßte, dem ich das anvertrauen dürfte, und auch keinen, dem es leichter würde, Abhülfe zu schaffen."

„Ich darf Sie aber nicht anhören," bestand Reiner auf seiner Weigerung. „Also erzählen Sie mir nichts von dem Niedergange des Geschäftes, es frommt uns beiden nicht. Ich darf meine Hülfe dem Baumeister nicht aufdrängen, nachdem er sie selbst sich verbeten hat."

Der Schreiber blieb aber diesmal auch hartnäckig. „Sie brauchen dabei garnicht weiter hervorzutreten. Hören Sie mich ruhig an, wenn Sie dann noch erklären, nicht helfen zu können, so will ich mich zufrieden geben. Ich weiß nicht, was Sie mit dem Herrn Baumeister gehabt haben, etwas Geschäftliches war es nicht; denn Sie haben sich darin so zuverlässig erwiesen, daß ich Ihnen noch jetzt ohne Sorge das anvertraue, was niemand sonst von mir erfahren würde."

Reiner, der den alten Mann nicht kränken wollte, mußte sich fügen, und Groß erzählte ihm nun, was er seiner Zeit über die Grundstücke im Süden der Stadt erfahren.

„Jetzt ist nun das Geld bei uns knapp geworden. Der Bau des Ringofens macht Kosten, und der Herr Baumeister hat auch Zubußen zahlen müssen zu einem Bergwerkunternehmen, an dem er beteiligt ist. Da ist er denn, zum wievielsten Male weiß ich nicht, zu Schellberg gegangen, daß dieser ihm das angrenzende Terrain verkaufen solle. Aber diesmal hat er garnicht mehr allein mit dem Alten verhandeln dürfen, den plagt ja jetzt der Größenwahn, seit er auch seine Wirtschaft verkauft hat. Er hat seinen Sohn Heinrich dazu gerufen, ‚ich verhandle in solchen Angelegenheiten nur noch vor Zeugen,' hat er gesagt. Wie der Herr Heinrich hereingekommen ist, aus dem doch nur unser lieber Herr einen Techniker gemacht hat, da hat er gelacht und hat gesagt: „Herr Gerhardt und wenn Sie daran kaput gehen, das Stück kriegen Sie nicht, für viel Geld nicht.

Damals, wie Sie mich wegschickten, da glaubten Sie mir weh thun zu können, das ist Ihnen nicht gelungen. Aber jetzt kann ich Ihnen weh thun, da will ich's doch nicht versäumen." Und als der Herr Baumeister weiß vor Wut dagestanden hat und wußte nicht, was er auf eine solche Unverschämtheit sagen sollte — und darauf läßt sich ja auch garnichts sagen — da hat der Alte immer genickt und gegrielacht, und der Herr Heinrich, der Grünschnabel, hat noch hinzugefügt: „Wenn Sie später mal' ne Stelle brauchen, Herr Gerhardt, ich werde Sie jederzeit nehmen, und meinen Kompagnon werde ich auch zu bewegen wissen." Wie er das gestern abend erzählte, der junge Herr Bauunternehmer, da wäre ich ihm am liebsten an die Gurgel gefahren, ja wirklich. Und das müssen Sie doch auch sagen, Herr Obermann, es ist ein niederträchtiger Schuft, der Herr Heinrich."

Giftig sah der kleine Schreiber über seine Brillengläser weg sein Gegenüber an, und jedesmal spuckte er das „Herr" vor dem Wort Heinrich so verächtlich hervor, wie ehedem Robespierre sein „monsieur". Wie bei diesem so sollte es auch bei Groß ein Todesurteil bedeuten, nur fehlte leider dem kleinen Schreckensmann in der Sophaecke die Gewalt, seine Sentenz zur Vollstreckung zu bringen.

Reiner war eigentlich bei der Geschichte ruhiger geblieben, als der Andere beabsichtigt hatte.

„Es ist mir peinlich, das hören zu müssen," sagte er, „ich bedaure Herrn Gerhardt von Herzen und verstehe auch Ihre Empörung recht gut, Herr Groß. Bei alledem weiß ich jedoch nicht recht, weshalb Sie grade mir das erzählt haben. Ich kann doch daran nichts ändern. Sie wissen doch auch, daß ich Schellbergs Haus unter keinen Umständen wieder betrete."

„Ja, ja, das ist mir sehr erklärlich," sagte Groß, den Charakter des blutgierigen Tyrannen ablegend. „Ich wollte Sie auch um etwas Anderes gebeten haben. Der Herr Baumeister sagte mir nämlich einmal, daß auch Ihr Herr Vater ein angrenzendes Grundstück, ungefähr in der gleichen

Größe wie das Schellbergiſche, habe. Könnten Sie nun mit dem nicht einmal ſprechen. Der Herr Baumeiſter wird ja einen ſchönen Preis zahlen; es könnte wirklich für Ihren Herrn Vater ein ganz ſchönes Geſchäft werden. Ich ſehe gar nicht ein, weshalb er es ſeinerzeit dem Herrn Baumeiſter abgeſchlagen hat. Aber, wenn Sie ihm zureden, wenn Sie ihm vorſtellen, wie günſtig die Sache für ihn, und wie vorteilhaft ſie für den Herrn Baumeiſter wäre, dann wird er ſchon nachgeben."

Reiners abwehrende Bewegung machte die Bitten des Alten nur eindringlicher.

„Ich denke mir, daß der Herr Baumeiſter Sie durch die plötzliche Entlaſſung gewiſſermaßen beleidigt hat, jawohl. Aber ſehen Sie, bei einem Andern fände ich es ſelbſtverſtändlich, daß er nichts weiter von Herrn Gerhardt wiſſen wollte, bei Ihnen iſt es etwas Anders. Ich glaube, wenn Sie einſehen, daß hier geholfen werden muß, ſo werden Sie ſich nicht zurückziehen."

„Ich kann aber nicht helfen," erwiderte Reiner dumpf, „ich kann nicht vermitteln zwiſchen zwei Häuſern, die ich beide nicht betreten darf. Ich bin auch mit meinem Vater zerfallen, Herr Groß, und meine Vorſtellungen könnten der Sache nur ſchaden."

„Wie?" rief der kleine Mann in hellem Entſetzen, „Sie dürfen nicht zum Herrn Baumeiſter, Sie dürfen auch nicht zu Ihrem Herrn Vater?" Er machte eine Pauſe, zog ein großes buntes Taſchentuch hervor, putzte ſich damit den Schweiß von der Stirn und meinte: „Erlauben Sie mal, dann ſind Sie ja ſozuſagen ein — Ausgeſtoßener."

Er ſagte das, als bringe dieſer Ausdruck urplötzlich Klarheit in die Situation.

„Allerdings bin ich das," ſagte Reiner mit einem wehmütigen Lächeln; „aber ich hoffe nicht, daß Sie nun auch vor mir davon laufen wollen?"

Groß war in der That aufgeſprungen, aber nicht in

der Absicht, die ihm Reiner unterschob. Er mußte nur ein wenig auf- und abgehen, um sich den ganz unerwarteten Fall zu überlegen. Er prustete dabei einige „Dummheit" und „Narrheit" aufs Geratewohl vor sich hin, ohne näher anzugeben, wem er diese lobenswerten Eigenschaften beilege, endlich aber nahm er einigermaßen beruhigt wieder in seiner Sophaecke Platz und sagte:

„Man sollte nicht so außer sich geraten, wenn einem wieder einmal deutlich zum Bewußtsein kommt, daß die Welt eben so ist, wie man sie kennen gelernt hat in den sechzig Jahren, die man darin eingesperrt ist. Sehen Sie mal, ich habe so zuweilen gelesen oder gehört, die Welt sei dies oder sei das. Es trifft ja manchmal zu. Das mit dem Käse und den Maden ist so übel nicht, wenn man durch gewisse Gassen von Köln geht, sollte man wirklich dem Geruch nach glauben, daß die Welt ein einziger Käse sei, und noch dazu ein recht alter. Die Welt als Gefängnis, das geht auch wohl, nur weiß ich nicht, was ich gethan habe, daß ich da nun lebenslänglich drin sitzen soll. Ich habe so meinen eigenen Vergleich, den ich selbst herausgefunden habe, und der ist: Die Welt ist unser Zoologischer Garten. Sie lachen mich aus, aber es ist doch nicht so ganz unrichtig."

„Ich habe durchaus keine Ursache zum Lachen; denn ich weiß garnicht, wie Sie das meinen."

„Das will ich Ihnen erklären," sagte Groß, mit Behagen seine Pfeife stopfend. „Sehen Sie, in den Zoologischen Garten da kommen auch die Untiere hinein: Bären, Löwen, Büffel und Adler, lauter Tierzeug, das im Grunde nichts wert ist, während das nützliche Vieh, Pferde, Rinder, Hunde und so fort, daraus verbannt ist, grade wie Sie."

„Nun, nun," begütigte Reiner, „ich bin doch noch in der Welt."

„Nicht so recht. Sie sind eben eins von den unangesehenen zahmen und nützlichen Tieren."

„Danke für das Kompliment," lachte Reiner nun wirklich; aber der Kleine, ganz in seine Materie vertieft, fuhr ruhig fort: „Gehen Sie nur mal hinein in die Menagerie, da werden Sie noch manchen Vergleichspunkt finden. Die Löwen und Tiger, die die Leute zerreißen und fressen, das sind die angesehensten. Sie kriegen auch das meiste und beste Futter, grade wie in der Welt. Das Rhinozeros, das weiter nichts thut, als den Hals aufsperren, dem fliegt nur alles so zu, ein Stück Zucker und Brot über das andere, und gleich steht es wieder da und klappt den Rachen auf, es ist wie ein Tropfen auf den heißen Stein gewesen. Giebt es nicht im Leben auch solche Dickhäuter, die auch stets den Rachen offenstehen haben, und die alles verschlingen, was ihnen hineinfliegt, ohne daß Sie auch nur soviel sehen, wo es hinkommt. Und wenn Sie's noch nicht glauben wollen, daß es dieselbe Geschichte ist in der Welt und da, dann gehen Sie ins Affenhaus, wenn noch soviel Platz da ist, daß Sie hineinkommen. Da steht alles und staunt und freut sich und hätschelt und füttert. Ja, die Affen haben es gut, im zoologischen Garten und draußen. Nichts in der Welt geht über einen Affen."

Reiner nickte belustigt. „Sie sind ein Philosoph, Herr Groß," sagte er, „nur verstehe ich nicht ganz, welche Nutzanwendung Sie aus dem Vergleich in diesem Falle ziehen."

„In diesem Falle?" sagte der Andere überlegend. „Ja, das ist eine heikle Sache. Ich darf Ihren Herrn Vater und meinen Chef nicht mit tierischen Charakteren belegen, das wäre ein Verstoß gegen die Schicklichkeit. Aber zum Beispiel der Heinrich Schellberg ist ein — ist ein — ist eine Riesenschlange," rief er plötzlich erfreut, „eine giftige Riesenschlange."

„Das giebt es ja garnicht," warf Reiner ein.

„Dann ist er eben eine Ausnahme, ein Naturwunder. Aber eine Schlange bleibt er doch in meinen Augen. Eine Schlange, die den mordet, der sie am eigenen Busen groß

gesäugt hat; denn das hat der Herr Baumeister gethan. Mit dem ist sie jetzt fertig, nun kommt der eigene Vater dran. Er füttert sie erst recht dick und fett, und zum Danke wird sie ihn dann umringeln und wird ihm den letzten Tropfen Blut aus dem Leibe pressen. Geben Sie Acht, er ist ein ekelhaftes Reptil."

VI.

Wenn man an den Auszug denkt, so pflegt zunächst große Ungemütlichkeit den Einzug zu halten. So war es auch bei Schellbergs der Fall, nachdem der Alte seinen Plan verwirklicht und die Wirtschaft verkauft hatte.

Das große Wirtszimmer war geschlossen. Dort hausten Anstreicher und Tapezierer, auch der Fußboden mußte erneuert werden; denn der neue Besitzer wollte das Lokal gemäß den Erfordernissen der Neuzeit einrichten. Selbst auf die kölnischen Bierkneipen wirkte diese, und in eine verkehrreiche Gegend, wie es die am Friesenthore, nach dem Fall des zugemauerten Thores selbst, geworden war, wollte der niedere, halbdunkle Raum, mit seinem Hängeboden, seinen kleinen Fensterscheiben und seiner einfachen Ausstattung, nicht mehr passen.

Schellberg selbst lief viel herum, eine neue passende Wohnung zu finden. Es war schwer, denn er machte viel Ansprüche und wollte wenig bezahlen. Da er kontraktlich bis zum ersten Juli das Haus vollständig geräumt haben mußte, so wurde ihm die Zeit zu kurz und er entschloß sich, in eines der noch feuchten Häuser an der Wallstraße zu ziehen, die von der Firma Pätz und Schellberg auf seine Kosten gebaut worden waren. Während Schellberg so meist auf der Wohnungssuche oder in seinen Geschäften draußen verweilte, war auch Heinrich nicht für die Aufrechterhaltung der Ordnung in dem sich auflösenden Hauswesen zu haben,

er hielt das für unter seiner Würde, und Peter schließlich war nach auswärts geschickt worden.

Schellberg gab ja nicht nur die Schenkwirtschaft, sondern auch die Landwirtschaft dran, er hatte jetzt höhere Ziele, als Bauunternehmer und Grundstückspekulant. Selbst seine seidene Mütze und die halblange Pfeife waren abgeschafft und fristeten im Winkel ein kümmerliches Dasein, den Motten und der Verstaubung preisgegeben. Was sollte er sich da länger mit dem ungeschickten Sohne plagen, der ihm nie so unentbehrlich geschienen hatte, wie jene beiden teuren Geräte. So hatte er ihn auf einem Hofe der Eifel als Ackerknechtvolontär untergebracht und ihm das tröstliche Versprechen mitgegeben, daß er ihm selbst dort später einige Ländereien kaufen werde.

So ruhte nun die ganze Last des Hauswesens auf Traudchens Schultern, und wenn diese auch breit und kräftig waren, zuweilen seufzte ihre Besitzerin doch unter dem Druck, und ihre Laune war nicht immer so rosig wie ihre erhitzten Wangen. Es war auch in der That keine Kleinigkeit für sie, das Haus zu überwachen, in dem fremde Handwerker aus- und eingingen, während auf dem geräumigen Flur noch gezapft wurde, und im Hof die Händler sich meldeten, um das Vieh zu besichtigen und um den Preis zu feilschen.

Seltener als sonst fand das Mädchen einen Augenblick Zeit, um mit den Stammgästen zu schwatzen, die ohne Beschwerde, geduldig im Flur hockten, auf Bänken oder Kisten, des guten Bieres und der lieben Gewohnheit halber. Für ihre eigenen Angelegenheiten behielt sie auch kaum Zeit, und eines morgens, als Tonius kam, um einige Worte mit ihr zu reden, war die erste Antwort, die er erhielt: „Ach, halten Sie mich doch nicht auf.“

Das konnte nun eigentlich kein Mensch als eine freundliche Aufnahme betrachten, und auch Tonius war weit davon entfernt, das zu thun.

„Wenn Sie auch sonst wenig Zeit haben,“ sagte er

gereizt, „ich dächte, für mich werden immerhin ein paar Minuten übrig sein.“

„Augenblicklich nicht,“ erwiderte Traudchen und eilte geschäftig die Treppe hinauf.

Tonius schien lange nicht so betrübt, wie man es von einem enttäuschten Fastbräutigam hätte erwarten sollen, er zuckte die Achseln, murmelte vor sich hin: „Denn nicht, liebe Liese“, und nahm neben den Fässern Platz, wo er sofort mit dem Zapfjungen ein unterhaltendes Gespräch anknüpfte.

Als Traudchen wieder herunterkam und in das Hinterzimmer ging, folgte er ihr und begann noch einmal: „Haben Sie vielleicht jetzt einen Augenblick für mich übrig.“

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte das Mädchen noch immer nicht besonders freundlich.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich jetzt auf Ihre ganze übrige Zeit verzichte, heute und in Zukunft.“

Traudchen versuchte zu lachen. „Sie machen doch immer schlechte Witze.“

„Diesmal ist es die Wahrheit,“ beteuerte er. „Sie können es Ihrem Vater ruhig mitteilen, ich würde ferner von dem Rechte, das er mir zugestanden, keinen Gebrauch machen.“

„Meinetwegen hätten Sie's schon längst aufgeben können, Herr Pätz,“ sagte Traudchen mit bewunderungswürdiger Ruhe. „Sie werden wohl gemerkt haben, was ich mir daraus mache.“

Diese kalte Abweisung ärgerte Tonius, er war doch keiner von denen, die man so gelassen gehen ließ, als könne man jeden Tag einen ebenso passenden Bräutigam wiederkriegen. — Aber er hütete sich wohl, seinen Verdruß zu verraten. „Es ist jedenfalls besser, ich trete jetzt zurück, als später,“ erwiderte er.

„Am besten wären Sie gleich ganz weggeblieben,“ übertrumpfte sie ihn. „Und wenn Sie einmal gehen wollen, dann stören Sie mich auch nicht länger.“

Tonius machte auf diese Erklärung hin eine Verbeugung und fragte boshaft: „Nur noch eins, Fräulein, wenn ich Herrn Overmann treffe, darf ich ihm sagen, daß der Weg zu Ihrem Herzen und die Treppe hinauf wieder frei ist?“

Tonius hatte so ungefähr vorausgesehen, wie Traudchen hierauf erwidern würde, und er hatte sich vorsichtiger Weise, ohne diese Erwiderung abzuwarten, in den Flur zurückgezogen. Traudchen setzte resigniert das Tintenfaß wieder hin, das sie in einer Art reformatorischer Aufwallung ergriffen, um es dem frechen Spottteufel an den Kopf zu werfen.

Er soll nur schwatzen, dachte sie, es glaubt ihm ja doch keiner, und Beweise hat er nicht. Sie nahm einige auf dem Tisch liegende Papiere zusammen, um sie in den Sekretär zu schließen, als leise an die offenstehende Thür geklopft wurde, und lächelnd Karlos Lenz eintrat.

In seinem hellgelben Frühjahrsanzuge strahlte er wie der junge Tag, aber Verbeugungen machte er noch immer wie ein Flickschneider. „Ich störe doch nicht?“ begann er.

Das klang freilich ganz anders, als Tonius grobe Worte, und die Antwort war auch eine weit freundlichere: „Es sieht hier so schrecklich durcheinander aus, aber wenn Sie einen Augenblick Platz nehmen wollen, — Sie stören mich niemals.“

„Das ist ein hübsches Geständnis von Ihnen, Fräulein. Es würde mir die Brust von beseligender Wonne schwellen, wenn es nicht nur eine hohle Gesprächsfloskel wäre.“

„Ich weiß nicht, was Sie unter einer Floskel verstehen, Herr Lenz, es war aber nichts anderes, als was ich auch denke.“

Lenz senkte in einer elegischen Anwandlung den Kopf. „Wenn ich das wüßte, Fräulein Traudchen,“ sagte er, „wenn ich das wüßte, mein Herz würde jubeln, wie die Lerche im stillen Gebüsch des Tannwaldes. Aber ich glaube nicht mehr an mein Glück,“ und er setzte sich mitten hinein

zwischen die Papiere auf dem Tisch, als seien sie die Trümmer Carthagos und er selbst Marius.

Traudchen hatte eine Idee, als würde jetzt eine Erklärung folgen, die Erfahrung, die sie sich in derlei Dingen erworben hatte, machte es ihr sehr wahrscheinlich, und es kam ihr ganz erwünscht. Sie hatte soeben einen Verehrer verloren, es konnte garnicht schnell genug Ersatz dafür geschaffen werden. Dennoch mochte sie selbst die Sache nun nicht weiter treiben, eine gewisse Aengstlichkeit hielt sie zurück. Wie manche Schauspieler das Lampenfieber, und manche Prediger das Kanzelfieber nie ganz überwinden, so geriet auch sie noch jedesmal in eine jüngferliche Befangenheit, so oft die entscheidenden Worte zu fallen drohten. Mit einiger Hast und Verwirrung öffnete sie ein Schubfach des Sekretärs, ohne eigentlich etwas besonderes damit zu bezwecken.

Karlos gefiel sich unterdes noch weiter in seiner Rolle des Tiefunglücklichen. „Wie des Zweifels Geierkralle mir am blutigen Herzen frißt, während doch in diesem Falle Sicherheit notwendig ist," rief er mit den Worten eines seiner früheren Lieder, begleitet von einer Gebärde, die er dem jugendlichen Liebhaber des Stadttheaters glücklich abgelauscht hatte. „Wenn ich sicher wüßte. — Aber wer weiß überhaupt etwas sicher. Das ganze Glück erscheint mir nur ein Glaube, was ich besitze acht' ich gleich dem Staube."

Traudchen starrte noch immer wie geistesabwesend in die Schublade. Da lag das Punktierbüchlein, der Titel ließ einen verworrenen Gedanken in ihr aufsteigen an Zukunftlesen, und den Wunsch, nachzusehen, ob der ihr vom Schicksal Bestimmte wohl Karl heiße.

„Ich bin ein unglückliches Geschöpf," stimmte Lenz den dritten Vers seiner Klagelieder an. „Früher stand ich hoffnunggrün, ach die Hoffnung ist geschwunden. Ich kann nicht glauben, daß Sie irgend etwas für mich übrig haben, daß ein süßes Meingedenken Sie veranlaßt, auch nur kurze Zeit, Worte meiner Hand aufzubewahren."

Er glaubte jetzt, so ungeheuer fein angespielt zu haben

auf die früheren Briefe, daß er sicher war, als nun Traudchens Hand hinabtauchte in das Fach, sie werde ein Bündel der alten Ergüsse seiner Feder hervorholen. Statt dessen fischte das Mädchen aus dem stagnierenden Teich ihrer sichtbaren Erinnerungen einen Drahtbesen heraus, von einer Manschette umgeben, die dem Kundigen verriet, daß diese Reliquie ehemals ein Strauß gewesen sei.

„Sehen Sie denn nicht, so sorgfältig verwahre ich Ihre Geschenke," rief sie.

Mit hochgezogenen Augenbrauen betrachtete Lenz das merkwürdig gestaltete Ding, während auf dem Hof laute Stimmen vernehmbar wurden.

„Haben Sie denn nicht meine — meine Briefe verwahrt?" stotterte der Erstaunte.

„Ihre Briefe?" — Traudchen wußte im Augenblick nicht, ob sie sich als die Empfängerin bekennen sollte. Sie war sich dessen nicht sicher, wie er ein solches Geständnis auffassen würde. Aber während sie noch darüber nachdachte, kam die Magd herein und meldete, daß auf dem Hofe zwei Fuhrleute seien, von denen jeder behauptete, der Dünger sei ihm verkauft. „Es giebt noch eine Schlägerei, wenn Sie nicht kommen, Fräulein."

So unangenehm es Traudchen im Allgemeinen war, ein Gespräch abbrechen zu müssen, das so interessante Enthüllungen versprach, so war ihr doch in diesem Augenblick eine Unterbrechung fast erwünscht; denn bis sie wieder hereinkam, hatte der überspannte Liebhaber die leidigen Briefe wohl vergessen, und so eilte sie schnell hinaus, um den Streit der Fuhrleute zu schlichten. —

Sie hatte noch kaum die Hofthüre erreicht, als Lenz schon von seinem Tisch hinuntersprang und über die offengebliebene Schublade herstürzte mit einer Begier, wie sie ein Altertumsforscher nicht stärker verraten kann, wenn nach langem Graben irgend ein Gewölbe entdeckt wird. Aber wie dieser oft nur Plunder, Lumpen und Staub findet statt der erhofften Urnen und Geräte, so erging es auch

dem rachedürstenden Briefschreiber: Die Punktierkunst und französische Romane, bunte Bilder für allerlei Stimmungen, Gratisbeilagen der unerhörtesten Blätter, auch einige Nummern von Gerichtszeitungen und verschossene Bänder, aber nichts von den wohlbekannten, rosafarbenen Briefbogen.

Er wühlte in dem Wust herum. Es hätten sich erbauliche Betrachtungen über Sinnesart und Charakter der Besitzerin daran knüpfen lassen, aber Lenz dachte hieran garnicht. Er übersah alles, nur eine längliche Rolle fiel ihm durch ihre Größe auf, und als das obere Blatt sich umschlug, und in der Ecke einen Stempel mit einem großen Reichsadler erkennen ließ, da stand plötzlich mit greifbarer Schärfe der fürchterlichste Augenblick seines ganzen bisherigen Lebens wieder vor Karlos innerem Auge. Er hörte wieder die starke Stimme des alten Fortifikationsbeamten: „Waren sie mit Leinwand hinterklebt oder mit grünem Zeug?“ Diese hier waren grün, und grün wurde es ohnehin vor Karlos Augen. Das waren die gestohlenen Pläne, die er da in den Händen hielt, ein Zufall hatte ihn zu einer Entdeckung geführt, die der Zivil- und Militärbehörde nicht gelungen war. Jetzt war ihm Gelegenheit geboten, seinen Namen zu reinigen von jedem Makel, der etwa noch daran haften konnte.

Instinktiv riß er die Rolle hervor, ein Blick auf den halbgeöffneten Plan genügte, ihn fest zu überzeugen, daß er thatsächlich die gesuchten Papiere in der Hand halte, dann barg er den Fund unter seinen Rock. Er war noch nicht ganz im Klaren, was er damit beginnen werde, aber, daß er ihn mit sich nehmen müsse, daran hegte er keinen Augenblick den geringsten Zweifel.

Nun zeigte es sich, welches Talent zum Spitzbuben selbst die harmlosesten Menschen haben. Wie Lenz jetzt leise nach seinem Hute schlich, wie er ihn mit raschem, kühnem Griff erfaßte, als lange er ihn aus einem Tigerkäfig, wie er ihn in die Stirn drückte, als wolle er sich den Begegnenden unkenntlich machen, und wie er schließlich

stolz zur Thür hinausging, als sei garnichts geschehen, das alles hätte einem Einbrecher von Beruf Ehre gemacht. Den Rock hatte er umständlich um die Rolle geschlagen, so daß kein Eckchen von dieser hervorschaute, vermutlich glaubte er, daß ein Herr mit einer Rolle unterm Arm auffälliger sei, als einer, der ein monstruöses Etwas in den Rock gewickelt trage und den Arm so steif gegen die Brust presse, als fürchte er, dieses Etwas könne jeden Augenblick entspringen.

Nun gar erst die Mühe, die er sich gab, unbefangen zu erscheinen. Wäre ihm der Schutzmann begegnet, der damals die Haussuchung bei ihm vorgenommen, ohne Besinnen würde er ihn allein auf dies Gesicht hin wieder verhaftet haben. Glücklicher Weise aber kümmerte sich niemand um den Fortgehenden. Der Zapfjunge drehte ihm den Rücken, und die paar Gäste, die im Flur umherstanden, waren zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten und dem Getränk beschäftigt, als daß sie auf ihn geachtet hätten. So erreichte Lenz unangefochten die Straße und mit beispielloser Geschwindigkeit auch seine Wohnung.

Erst als er dort die Pläne mit einem befreienden „Gott sei Dank" auf den Tisch gelegt hatte, kam er zu einem ruhigen Nachdenken darüber, was er nun zu beginnen habe. Leider führte dieses Nachdenken nicht dazu, ihn der letzten Sorgen zu entheben, nein, je mehr er grübelte, um so höher wuchs die Sorge erst an. Jeder Gedanke trug geschäftig ein neues Päcklein Befürchtungen herbei und warf es zu den alten auf seine Brust, so daß er sich schließlich wie unter Besorgnissen verschüttet vorkam.

Da war die Frage, wem er seinen Fund anvertrauen solle. Baumeister Gerhardt hatte ihn gekränkt, als er erlaubte, daß man Haussuchung bei ihm halte, das Fortifikationsbureau erschien ihm in der Erinnerung wie ein Kerker. Er konnte Gott danken, daß er ihm einmal entronnen war, sollte er das Thor zum zweitenmal durchschreiten und wieder auf ein Wunder hoffen, daß ihm noch einmal hinaushelfe aus dem Horst der eisernen Adler? Und vor

allem: würde man ihn nicht sicher für den Dieb halten, wenn er jetzt selbst die Pläne überbrachte? Wie aber, wenn er sie bei sich behielt und eine neue Haussuchung erfolgte?

Jäh fuhr Karlos bei diesem Gedanken empor, ergriff die Unglücksrolle und versteckte sie hinter dem Ofen, vor dem er noch eine Barrikade aus Sesseln, Ofenschirm und Kleiderständer aufbaute. So konnte sicher niemand auf die Vermutung kommen, daß dort etwas versteckt sei.

Dann setzte er sich in die gegenüberliegende Ecke des Zimmers und grübelte wieder darüber, wo er mit dem unheilvollen Funde bleiben solle.

Ein fester Tritt erklang auf der Treppe. „Mein Gott, sollte die Kriminalpolizei schon so schnell — ?"

Nein, der Schritt bewegte sich höher, man hörte ihn jetzt schon auf der zweiten Stiege, der Besuch galt nicht ihm. Aufmerksam lauschte Karlos, wie der Schritt höher stieg.

„Es ist Overmann," sagte er, „mittags kommt er nach Hause."

Und nun fiel ihm ein, daß Reiner ja bei Gerhardt im Geschäft gewesen sei. Das war die Befreiung. Ihm wollte er die verhängnisvollen Papiere zuschieben, mochte er damit beginnen, was er für gut hielt.

Sofort machte sich Karlos daran, seinen Entschluß auszuführen und einige Minuten später stand er schon mit der Rolle in der Hand vor dem überraschten Reiner.

„Hier sind die Pläne."

„Was für Pläne, Herr Lenz?" fragte Reiner, sich aus seiner bequemen Lage auf dem Sopha aufrichtend. Er legte das Buch, worin er gelesen, beiseite.

„Nun, die, die dem Herrn Baumeister Gerhardt gestohlen sind."

„Wie kommen Sie denn daran?" fragte Reiner bestürzt, er sprang auf und rollte den obersten Bogen auf. „Ich glaube wirklich, das sind sie."

Lenz erzählte, daß er sie gefunden bei Schellbergs im Hause. Es sei dort des Umzuges wegen eine solche Unordnung, da habe er sie liegen sehen, und was ihm sonst noch einfallen mochte, ein zufälliges Finden der Pläne wahrscheinlich zu machen.

Reiner hob unterdessen ein kleines Blatt auf, das beim Aufrollen der Zeichnung zum Vorschein gekommen war. Es enthielt folgende Worte:

„Ich bescheinige hiermit 10 Mark als Abschlagzahlung „auf die versprochenen 100 Mark von Herrn Tonius „P. erhalten zu haben."

Unterzeichnet war das Schriftstück mit dem Namen Kierkejaard.

Reiner prüfte die Unterschrift genau. Das war die ihm wohlbekannte Kinderhandschrift, auch der lächerliche Schnörkel unter dem Namen fehlte nicht.

Er ließ die Hand sinken, in der er den Zettel hielt. Kierkejaard war also der Dieb, und Tonius mußte an der Sache auch beteiligt sein. Jetzt erinnerte sich Reiner wieder, daß Joseph auch einmal ähnliche Andeutungen gemacht habe. Wie eine Erleuchtung kam es über ihn. Er hatte ihn nun in der Hand, diesen Buben, der ihn mißhandelt hatte, er konnte ihn treffen mit tödlicher Sicherheit. Auch Olgas Mahnung hatte jetzt keine Geltung mehr. Wenn er den Dieb entlarvte, der ihren Vater bestohlen hatte, so that er nur seine Schuldigkeit, kein Vorwurf konnte ihn treffen. —

Aber grade diese Freude, die er darüber empfand, war sie nicht ein Beweis, daß es ihm um persönliche Rache zu thun war und nicht um die Sühne für das an einem Andern begangene Unrecht. Konnte er damit vor Olga, konnte er vor sich selbst damit bestehen?

Seine erste freudige Erregung wich bald einem Gefühle des Schreckens. Er war bisher der Versuchung aus dem Wege gegangen, er hatte Tonius und die Brüder Schellberg gemieden, sollte seine Selbstüberwindung umsonst

gewesen sein? Sollte dieser Wisch das alles mit einem Schlage zu nichte machen?

Oft hatte er daran gedacht, wie diese Prüfung in der Geduld, die ihm erst Olga auferlegt, die er später selbst als heilsam für sich erkannt, wohl enden solle. Hier war das Ende. Es gab jetzt kein Ausweichen mehr, es hieß jetzt, sich entschließen. Der Vorsatz, den er in diesem Augenblick faßte, mußte entweder sein ganzes bisheriges Verhalten zu Schanden machen, oder es krönen mit dem Siegeslorbeer.

Die Hände auf den Rücken gelegt, schritt Reiner im Zimmer hin und her. Da fühlte er wieder die Stricke um seinen Arm, da sah er wieder die furchtbaren Zurüstungen zu seiner Züchtigung, auch Tonius stand wieder vor ihm, aber wie er ihn fest ins Auge faßte, da war nicht mehr er selbst, sondern jener der Gefesselte, der Wehrlose, er, Reiner hatte die Macht ihn zu peinigen, zu stürzen. Er aber wollte nicht dastehen, wie Tonius einst vor ihm gestanden. Er wollte nicht den offenen Kampf mit diesem vermieden haben, um jetzt die Waffe gegen ihn zu kehren, die ihm ein Zufall in die Hand gespielt. Jetzt, wie er den Gegner wehrlos vor sich sah, fühlte er plötzlich die Kraft in sich, zu verzeihen.

Hoch sich aufrichtend blieb er stehen und sah endlich wieder zu Lenz auf.

„Herr Overmann," stammelte dieser, vor Angst zitternd, „ich bin gewiß und wahrhaftig unschuldig an dem Diebstahl. Ich habe die Pläne bei Schellbergs zufällig entdeckt. Ich will es Ihnen beschwören, wenn Sie es verlangen." Und er erzählte ausführlich, wie er zu den Plänen und zu der Vermutung gekommen sei, daß grade diese die gesuchten Pläne wären.

„Aber, Herr Lenz," unterbrach ihn Reiner schließlich. „ich habe Sie keinen Augenblick im Verdacht gehabt. — Dieser Zettel hier erklärt mir überdies vollkommen, wer der Dieb und wer der Anstifter zu dem Diebstahl ist."

Erleichtert seufzte Karlos auf und betrachtete den rettenden Papierfetzen mit einer Art frommer Scheu.

„Was gedenken Sie mit den Plänen zu machen?“ fragte Reiner.

„Ich, ich nichts. Ich berühre sie nicht wieder,“ rief Karlos entsetzt aus. „Kennen Sie den Mann, der dies unterschrieben hat?“

„Ich kenne ihn,“ sagte Reiner, „und er soll mich auch kennen lernen, noch anders als bisher. Weshalb wollen Sie aber die Pläne nicht dem Herrn Baumeister einfach wiederbringen?“

„Nein, nein,“ zeterte Lenz, „ich thue es um keinen Preis. Er hat seiner Zeit Verdacht auf mich gehabt, er läßt mich gleich wieder verhaften.“

„Nun, man kann sie ihm am Ende auch mit der Post zuschicken. Jedenfalls aber ist das das Eiligste nicht. Die Hauptsache ist, daß die Schuldigen entlarvt werden, und dazu werden Sie mir hoffentlich Ihre Mitwirkung nicht versagen?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Karl beherzt. „Die Schufte haben mich in einen falschen Verdacht gebracht. Ich will mich an ihnen rächen.“

„Nun gut,“ sagte Reiner, „der Hauptschuldige dürfte wohl Tonius Pätz sein.“

„Tonius Pätz sein?“ echote Lenz entsetzt.

Reiner versank wieder einen Augenblick in Nachdenken. Straflos durfte er den Verbrecher nicht ausgehen lassen, dagegen sträubte sich sein Gerechtigkeitgefühl. Aber er wollte keine Anzeige gegen ihn erheben, bevor er ihn gewarnt hatte, dann mochte Tonius selbst über sein Geschick entscheiden. Wenn er Köln verließ, so war das ja schon eine Strafe für ihn. Reiners Entschluß war bald gefaßt.

„Dieser Quittung nach zu urteilen, ist allerdings Tonius Pätz der Anstifter des Diebstahls,“ sagte er, „und ihn wollen wir zunächst aufsuchen und zwar jetzt gleich.“

„Das geht nicht,“ wandte Lenz bedächtig ein. „Ich

habe noch nicht dem Magen geopfert. Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen," fügte er erklärend hinzu, als Reiner ihn fragend ansah. Sein physischer Hunger war am Ende doch stärker, als sein Rachedurst.

„Das läßt sich machen," gab der Andere zurück, „ich muß auch noch zum Bureau, um mich für den Nachmittag zu entschuldigen. Ich hole Sie dann aus der Wirtschaft ab, und wir gehen zusammen nach Pätz' Hause. Vielleicht treffen wir ihn noch dort. Es würde mir lieber sein, als ihn im Geschäft aufzusuchen."

Lenz willigte in alles, und so machten sich die beiden auf den Weg.

— — — Tonius hatte sich übereilt, wie es zuweilen selbst dem berechnenden Menschen vorkommt. Er war in ganz anderer Absicht zu Traudchen hingekommen, als in der, einen unheilbaren Bruch herbeizuführen, Er hatte sie im Gegenteil auffordern wollen, ihm endlich bestimmt ihr Jawort zu geben und den Tag der Hochzeit zu bestimmen.

Die drohenden Gewitterwolken, in Gestalt des alten Schellberg und seines Sohnes Heinrich, rückten ihm immer näher auf den Leib, und das Wetter mußte sich in den nächsten Tagen entladen. Tonius war sicher, daß es ihn aus dem Geschäft hinausschwemmte, wenn es ihm nicht gelang, in Traudchen einen festen Anhalt zu gewinnen. Eine bedeutende Abfindungssumme hatte er auch nicht zu erwarten, da die Firma in der ersten Zeit große Verluste gehabt hatte, und auf das, was er etwa erhielt, würde wohl sein Vater Beschlag legen. Und jetzt war an einen gütlichen Austrag nicht mehr zu denken. Tonius war über sich selbst erzürnt. Aber was half die Reue, sie kam, wie immer, zu spät. Er hatte die Schiffe hinter sich verbrannt, er mußte jetzt die Eroberung des neuentdeckten Goldlandes durchführen oder untergehen. So begab er sich direkten Weges nach dem neuen Hause seines Vaters; denn dort auf der ersten Etage befand sich sein Eldorado. —

Frau Riren war in der letzten Zeit häufiger im neuen Nebenhause bei ihrer Tochter zu finden. Sie hatte mit dem lange geübten Blick für derlei Dinge entdeckt, daß mit Johanna nicht alles richtig sei. Ihre Spürkraft hatte sie auf Tonius Pätz als auf denjenigen geleitet, der die Ruhe des Mädchens von neuem bedrohe. Ohnehin war sie auf den süßen Jungen nicht mehr gut zu sprechen, seit er ihr damals so derb die Wahrheit gesagt hatte, aber sie hatte noch einen besondern Grund, seine Absichten bei Johanna zu hintertreiben. Sie war schlau genug einzusehen, daß der junge Herr weder ein Geschäftsmann noch sehr sparsam sei, und so groß war das Vermögen ihrer Tochter nicht, daß nicht ein Tonius hätte in absehbarer Zeit damit aufräumen können. Die Alte empfand aber durchaus keine Lust, auf die hübsche Unterstützung zu verzichten, die ihr ihre Tochter angedeihen ließ. So suchte sie mit fieberhaftem Eifer nach dem Faden, an dem Tonius das schöne Mädchen wieder hielt, um ihn zu zerreißen, wenn ihre Kraft dazu nur einigermaßen hinreiche.

Auch heute war die Riren, als sie vom Markte kam, bei ihrer Tochter eingetreten und hatte ihr einige Apfelsinen gebracht. Jetzt saß sie in dem gemütlichen Wohnzimmer der Tochter gegenüber und sah teilnamvoll zu, wie diese die rote Haut von einer der Früchte abpellte.

Johanna trug ihr Morgenkleid. Sie hatte, um nicht vor langer Weile zu vergehen, vernünftigerweise kein Mädchen angenommen und besorgte ihre Hausarbeit selbst. Es war ja so sehr viel nicht und füllte ihr doch manche Stunde des sonst unerträglich langen Tages aus, ohne sie irgend zu hindern, über ihre Zeit frei zu verfügen.

„Ist es Dir eigentlich nicht recht einsam jetzt?“ begann die Mutter das Gespräch. „Du bist es doch garnicht gewohnt, so allein zu sein.“

„O, Karl kommt ja jetzt oft, und wir gehen viel zusammen aus,“ meinte Johanna und zerbrach die abgeschälte Frucht, daß ihr der Saft über die rosigen Finger rann.

„Karls Freunde besuchen Dich wohl auch zuweilen?“ forschte die Alte lauernd.

„Nie. Es würde sich auch nicht passen.“

„Nun, ich habe doch selbst den Pätzens Tonius schon hier getroffen.“

„Das ist richtig. Der kommt wohl mal mit Karl. Ich kann es nicht verhindern, aber angenehm ist es mir grade auch nicht,“ erwiderte die Tochter gleichgültig und ließ einen Tropfen des Fruchtsaftes von ihrem kleinen Finger auf die vorgestreckte Zunge rinnen.

„So, ich dachte,“ — machte die Alte.

„Du weißt doch, was ich von ihm halten muß,“ das Mädchen wurde lebhaft, „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist.“ —

„Das weiß ich allerdings, aber ob Du es thust, darüber bin ich im Zweifel. Wie Du ihn damals anschriest, als er bei mir war, und wie Du jetzt von ihm sprichst, das ist ein großer Unterschied.“

Johanna dachte nach. Sie ergriff einen zierlich gearbeiteten Dolch, der vor ihr auf dem Tische lag, zog ihn aus der Scheide und bohrte die Spitze in eine der Orangen. Ihr Gesicht hatte einen unheimlichen Ausdruck angenommen.

„Was machst Du? Du verdirbst ja die teuren Apfelsinen,“ rief die Riren entsetzt.

Das Mädchen schrak zusammen. Sie zog hastig den Stahl aus der Frucht und wischte ihn mit dem Taschentuche sorgfältig ab. Dann erst sah sie die Mutter wieder an. Ihre Wangen waren fahl geworden, wie alter Schnee.

„Es ist ja auch Thorheit,“ sagte sie, die Waffe wieder auf den Tisch werfend. „Was vorbei ist, ist vorbei. Es läßt nicht wieder gut machen. Man kann es nur vergessen.“

„Um eine neue Unvorsichtigkeit zu begehen,“ sagte die Alte mit mehr Weltweisheit, als sie selbst ahnte.

Die Tochter schob den Teller mit dem Rest der Frucht

zurück und lehnte sich bequem in den Stuhl, die Augen nach der Decke gerichtet.

„Sieh, Mutter, niemand ist Herr über sich. Niemand kennt sich so ganz, daß er genau wüßte, wie er in einem gedachten Falle handeln würde. Das zeigt sich erst, wenn dieser Fall einmal wirklich eintritt. Ich weiß es auch nicht, was ich thun werde, und ich will es auch nicht bedenken. Tritt es einmal an mich heran, so ist es noch früh genug zum Ueberlegen."

„Du glaubst also doch auch," sagte die Alte, „daß Tonius Pätz Dir einen Antrag machen wird?"

„Ich weiß es nicht, ich warte."

„Und Du könntest ihn nehmen, nach allem, was er Dir angethan?" rief die Riren.

Die Tochter richtete die Augen groß auf sie. „Daran habe ich eigentlich noch garnicht gedacht. Das wäre — aber das wäre ja wirklich einiges wieder gut gemacht."

„Eine Sünde und Schande wäre es," brauste die Alte auf, die sich nur mühsam bisher ruhig gehalten hatte. „Was fragt er nach Dir? Du bist ihm ganz gleichgültig. Dein Geld will er haben, und er wird es schnell genug durchbringen. Du selbst wirst eine schöne Behandlung erfahren. O, ich kenne das von meinem Riren her. Weißt Du, man muß sich nicht prügeln und treten lassen, wenn man es nicht nötig hat."

Johanna erhob sich. „Das fehlte mir auch noch grade. Von dem? Wenn ich ihn nehme, geschieht es auf meine Bedingungen. Ich würde es nur um seinen Namen thun. Und wenn wir verheiratet wären, dann wollte ich doch sehen, wer der Stärkere ist. Ich habe manches durchgemacht, Mutter, vor so etwas fürchte ich mich nicht mehr. Er ist nur ein Schwächling, und er selbst hat mich ja gelehrt zu vergessen, daß ich ein Weib bin." Hochaufgerichtet stand sie da. Ihr aufatmender Busen hob die Gewandung, und ihre weißen, runden Arme streckten sich kräftig hervor aus den weiten Aermeln des Morgenrockes.

Die Alte kam ſich klein vor gegenüber dieſer Tochter. So hatte ſie ſie noch nie geſehen. Sie wagte nichts mehr zu ſagen, ihre gewöhnlichen Redensarten würden hier jede Wirkung verfehlen, das wußte ſie wohl, und als jetzt die Klingel auf dem Flur ertönte, ſchlurfte ſie ſchnell hinaus. „Ich will ſchon aufmachen, beruhige Dich nur.“

Tonius Pätz war der Beſucher.

„Meine Tochter iſt dort im Zimmer,“ ſagte die Rixen nicht eben freundlich, noch ehe er gefragt hatte. Dann kehrte ſie ſich mürriſch um und trat in die zweite Thür des Flures ein, während Tonius an der ihm bezeichneten erſten anklopfte.

„Sie ſind es?“ rief Johanna aus, als er eingetreten war. „Sie, allein? Wo iſt mein Bruder?“

„Soll ich Ihres Bruders Hüter ſein?“ verſuchte er zu ſcherzen.

Aber das Mädchen ſah ihn ſtreng an. „Es muß ein beſonderer Umſtand ſein, der Sie allein hierher führt, ſonſt faſſe ich Ihren Beſuch als eine erneute Beleidigung auf.“

Tonius hatte ſich vorgenommen, die Rolle des völlig Zerknirſchten zu ſpielen. Ihre Strenge machte es ihm leicht, ſich hinein zu finden.

„Sie ſind grauſam,“ ſagte er. „Ich wollte eben einmal mit Ihnen allein ſprechen.“

„Wir haben einander nichts zu ſagen, was nicht jeder hören darf,“ antwortete Johanna.

„Von Ihrem Standpunkt aus mögen Sie Recht haben. Ich glaube aber, daß das, was ich Ihnen ſagen will, keiner Zeugen bedarf.“

„Sie fürchten, ſich zu blamieren,“ ſagte Johanna höhniſch.

Dies Wort ſchreckte Tonius auf. Er ſah das Mädchen einen Augenblick forſchend an. Wollte ſie vielleicht mit ihm ſpielen? Zögernd ſuchte er die folgenden Worte zuſammen, nur mühſam ſeinem angenommenen Charakter treu bleibend.

„Sollten Sie nicht ahnen, was ich Ihnen ſagen möchte? Ich glaube doch, daß Sie es wiſſen könnten. Haben Sie

so wenig Menschenkenntnis, daß ich Ihnen wirklich erst deutlich sagen muß, was ich wünsche?"

Johanna war vor ihm zurückgewichen, sie lehnte jetzt an der Wand. Ihre Augen sahen groß und fremd zu dem Sprecher hin. „Ich denke, Sie dürfen nichts mehr wünschen von mir, der Sie einmal alles geraubt haben," sagte sie leise.

Das ermutigte Tonius. „Es war ein Frevel," murmelte er, indem er das Haupt senkte wie ein Scheinheiliger vor dem Madonnenbilde. „Aber ich muß wissen, ob Sie mich verdammen, ewig dafür zu büßen?" Und da sie eine heftige Bewegung machte, unterbrach er sich: „Ehe Sie urteilen, hören Sie mich an. Ich muß Ihnen erst alles sagen."

Aber jetzt ließ sie sich nicht mehr zurückhalten. „Nein," rief sie, einen Schritt auf ihn zutretend, „nein, jetzt nicht, ich will jetzt nichts von alledem hören."

„Ah, also nur jetzt nicht? Sie rauben mir nicht die Hoffnung für die Zukunft? Ich danke Ihnen schon dafür. So elend macht mich Ihre Verachtung, Johanna." Er rang die Hände, als könne er aus den Fingern die echten Gefühltöne hervorziehen, die seinem Munde noch immer nicht ganz gelingen wollten. „Lassen Sie mich nicht zu lange warten, Sie sehen ja, daß ich außer mir bin."

Sie sah ihn immer an. — Der Ausdruck ihrer Augen wechselte fortwährend, ihm wurde fast ängstlich und bange unter diesen Blicken.

„Es soll nicht so lange dauern," sagte sie, „aber hier soll es nicht sein. Hier bin ich nicht frei, zu handeln wie ich will, es sind zu viele Lauscher in der Nähe."

Wer doch gesehen hätte, welches Gesicht die Nixen bei diesen Worten schnitt! Sie erhorchte wirklich mit geschärftem Ohr an der Thüre des Schlafzimmers jedes Wort des Gespräches, und da sie allein war, konnte sie ihren Zügen freie Bewegung gestatten. Lange überließ sie sich diesem Vergnügen allerdings nicht. Bald war wieder nur Span-

nung in ihrem welken Gesicht ausgeprägt; denn Tonius hatte wieder das Wort ergriffen.

„Johanna," rief er und versuchte das Register überschwenglicher Liebessehnsucht zu ziehen, — es war aber durch zu häufigen Gebrauch gänzlich verstimmt, — „weshalb denn nicht gleich, wenn Sie mich doch hören wollen. Was ändert Zeit und Ort daran?"

Aber sie wies ihn kalt zurück.

„Ich will, ja. Es soll Ihnen kein Wort erspart bleiben, aber jetzt soll es nicht sein," und als er, durch das sonderbare Benehmen des Mädchens ganz eingeschüchtert, verstummte, setzte auch sie sich hin, einen Augenblick nachzudenken.

„Sind Sie diesen Nachmittag frei?" fragte sie endlich

„Gewiß," beeilte er sich mit neuerwachender Hoffnung zu erwidern.

„Gut, so werden Sie mich auf einem Spaziergange begleiten. Giebt es hier nicht in der Nähe einen Garten, wo es ganz einsam ist und still?"

Tonius besann sich einen Augenblick. „Im Weidenhäuschen jenseits des Rheines, wird an einem Wochentag nicht viel Besuch sein, und jedenfalls ist die Strecke am Rheinufer aufwärts frei."

„Dann holen Sie mich also nach Tisch ab," entschied Johanna.

Eine stolze Handbewegung, die einer Königin Ehre gemacht haben würde, bedeutete Tonius, daß die Audienz beendigt sei. Mit einer tiefen Verneigung zog er sich zurück.

Johanna sank erschöpft auf einen Stuhl. Ihre Gedanken jagten sich wild. Aber ehe sie vermochte, einen in der rasenden Vorüberflucht fest zuhalten, trat ihre Mutter wieder ein, das schrumpfliche Gesicht gerötet von der Anstrengung des Bückens und von innerer Erregung.

„Du empfängst keinen Herrenbesuch," sagte sie spöttisch, „das würde sich auch nicht passen."

„Weshalb bist Du nicht im Zimmer geblieben? Es

wäre beſſer geweſen," entgegnete Johanna. „Jetzt iſt nichts mehr daran zu ändern." Sie ſagte das mit ſo entſchloſſener Gebärde, daß die Niren fühlte, hier ſei für ſie nicht mehr viel auszurichten.

„Meinetwegen thu was Du willſt," ſagte ſie. „Es iſt Mittagszeit, ich werde hinüber müſſen. Adieu."

Und nun ging ſie auch, und Johanna ſaß allein in dem großen Zimmer. —

Es giebt nicht nur Nachtgeſpenſter, auch der Tag gebiert welche, ſchauerliche Ungeheuer mit Blicken, ſtrahlend und ſengend wie die Auguſtſonne. Mit heißem Atem hauchen ſie die Herzen an, dann brennen dieſe auf wie Fackeln. Liebe oder Haß kann die Flamme bedeuten, oft iſt's ein wunderliches Gemiſch von beidem.

Johanna ſaß und ſann. Was war ihre Abſicht? Sie wußte es nicht, ſie wollte es nicht wiſſen. Weshalb verlangte ſie nach dieſem Alleinſein mit ihm, fern von den lauſchenden, unbequemen Menſchen?

Es war der zweite Schritt geweſen auf dem Wege zur Rache, den ſie eben gethan hatte. Was ſollte das Ziel ſein? Was war eine Rache, würdig der Schmach, die ihr zugefügt worden war? — Verführt, verlaſſen, verhöhnt!

Wie ihr Herz lohte, wie es ihr glühend heiß zu Kopfe ſtieg und aus den Augen ſprühte, das verzehrende Feuer. Sie raffte ſich auf. Verführt, verlaſſen, verhöhnt!

Sie trat zu dem Tiſch und nahm den Dolch auf. Seine feine Klinge glänzte im Tageslicht ſo ſcharf, ſo ſpitz. Es war ihren Augen eine Freude. Und dann ſah ſie all das Blut, das ihr vom Herzen ſtrömte, rote Tropfen perlten auf der Klinge, ſie rieſelten herab und überfloſſen den Tiſch, den Teppich, den Boden. Schaudernd ſah Johanna auf, und blutrot erſchien ihr die Luft, blutrot der Sonnenſtrahl, der durch die Scheiben hereingleißte.

Darum mußte ſie einſam ſein mit ihm, fern von Menſchen, darum. —

Ihr Arm führte mit der Waffe einen Stoß. Lächelnd

sah sie den zu Tode Getroffenen stürzen. Wie er sich noch wand, wie er ihren Namen rief. Sie beugte sich nieder. „Ich hätte Dich noch lieben können, aber ich durfte nicht.“ — Sie küßte ihn. Aber sie schreckte von ihm zurück. Verführt, verlassen, verhöhnt!

Ihm war recht geschehen. Sie sah, daß sein Körper noch zuckte. Das Blut rann, und das Herz schlug noch, matt nur, immer matter, da stieß sie einen Schrei aus und warf sich über ihn.

Doch der Schrei hatte die Menschen erweckt aus ihrer teilnahmlosen Ruhe, sie kamen, sie kamen von allen Seiten, viele, immer mehr. Sie rissen sie von ihrem Opfer fort, sie schleppten sie davon, sie heulten in ihr Ohr das Wort „Mörderin“ und die Andern nahmen es auf, die entfernten wiederholten es: „Mörderin.“ Der Wind säuselte „Mörderin,“ die Bäume rauschten es, die Erde schien es zu beben und die Wolken donnerten das entsetzliche Wort „Mörderin.“ —

Mit Gewalt schüttelte Johanna das Grauen ab, das sie gefaßt hatte. Die Bilder verschwanden allmälig wie blutige Nebel, die Gegenstände nahmen ihre natürliche Farbe wieder an, aber ein Schatten wollte nicht weichen, und Johannas Hand hielt noch immer den Dolch umklammert, ihre Gedanken hingen noch immer an der That und ihren Folgen.

Was würde er sagen, um sie so weit zu reizen, daß sie den Stoß führen könne? Sie grübelte vergebens darüber nach; aber, wenn sie sich's fest vornahm, wenn sie ihn nur dahin brachte, daß er sich ihrer sicher glaubte, dann würde seine Eitelkeit sich empören, das wußte sie, dann würde sie alles thun können.

Und wenn es geschehen war, sollte sie fliehen? — Dagegen sträubte sich ihr Gefühl. Bleiben und ihre Strafe empfangen, wie sie ihm die seine erteilte, ja das war groß, das wollte sie thun.

Es würde Aufsehen machen, und nun stellte sie sich vor, wie die Zeitungen über den Mord berichteten. Ob ihr Name wohl genannt würde? — Die Thäterin ist Johanna

Lenz, man weiß von ihrer Lebensgeschichte wenig. In der letzten Zeit soll sie hier in Köln in guten Verhältnissen gelebt haben. Man sagt, daß sie auch Verwandte in der Stadt hat.

Da kam ihr wieder eine andere Ueberlegung. Was würden die Verwandten sagen? Ihre Mutter — o, sie wollte für sie sorgen, sie behielt ja die Verfügung über ihr Vermögen, und dann, wie würde jene geheimnisvoll thun, wenn sie von ihrer Tochter erzählte, die den jungen Pätz erstochen hat.

Was Karl, ihr Bruder wohl über sie denken würde, und die Andern alle, die sie kannten? Nein, — also sie hat — Das hätte ich ihr nicht zugetraut, sie sah doch ganz manierlich aus. So würden sie alle sagen, alle, — auch Joseph, der gute Junge, dem sie so viel Dankbarkeit schuldig war. Vor diesem einen konnte er sie doch nicht bewahren. Ihm würde es wohl am schwersten werden, es zu glauben.

Jetzt stand er wieder vor ihr in seiner ganzen gutmütigen Treuherzigkeit. „Fräulein Johanna einen Menschen erstechen? Ebensogut brächte ich selbst es fertig.“ Er lächelte, er lachte sogar, daß die Andern so etwas glauben könnten.

Johanna lächelte selbst bei dieser Erwägung, sie lachte auch endlich, und nun fühlte sie, daß sie den Dolch noch immer in der Hand hielt. Mit Anstrengung löste sie die Finger von dem Griff, die entsetzliche Waffe fiel zur Erde, und wie sich ihre Spitze durch den Teppich in den Boden bohrte, schauerte die von dem fürchterlichen Krampf Befreite fröstelnd zusammen.

Dann setzte sie sich aufatmend nieder und schaute umher. Das war ihr gemütliches Wohnzimmer, in dem sie saß, da stand der Sophatisch, und darauf lagen Karlos kleine Bücher, eine zerlegte Apfelsine duftete ihr vom Teller verlockend entgegen. Die Sonne lachte durchs Fenster herein und bildete eine goldene Brücke von der Fensterbank

nach dem Boden herab, in der ein paar Fliegen luſtig tanzten.

Johanna griff nach dem Teller und ließ die ſaftige Frucht mit Behagen durch ihre Kehle gleiten.

Das Verſpeiſen der Apfelſine machte Johanna klar, daß ſie Hunger habe. Ein Mittageſſen zu kochen, dazu war es jetzt zu ſpät geworden, aber ſie wußte ſich mit kalter Küche zu begnügen, ſie hatte früher ſchon weniger gehabt als das.

Wie ſie hinausgehen wollte, ſah ſie den Dolch im Boden ſtecken. Sie hob ihn auf. Die blanke Klinge blitzte wie vorher im Licht des Tages, aber auf Johanna machte es keinen Eindruck mehr. Ruhig ſchob ſie die Waffe in die Scheide und ſchloß ſie in einen Schrank.

„Fünfzehn Mark habe ich dafür bezahlt," dachte ſie, „rein fortgeworfenes Geld," und ſie lachte wieder, diesmal ganz hell und rein.

Die Tagesgeſpenſter waren endgültig aus dem Felde geſchlagen.

VII.

Frau Riren stand nicht umsonst im Rufe einer klugen Frau. Was die Verhältnisse ihrer lieben Nebenmenschen anging, so wußte sie davon in der That manches, und ein gewisses Geschick, aus kleinen Vorfällen auf große Ursachen zu schließen, konnte man ihr nicht abstreiten. Sie betrachtete eben kaum irgend eine Handlung ohne Mißtrauen, und so hatte sie auch aus dem Umstande, daß Joseph Pätz in der letzten Zeit höflicher gegen sie geworden war, allerlei geschlossen, was der Wahrheit ziemlich nahe kam. Man erkundigt sich nicht so besorgt nach dem Befinden einer Person, die einem gleichgültig ist, dachte sie, und hat er nicht auch früher schon Johanna die Stellung verschafft?

Bisher hatte sie sich freilich wenig um den stillen, jungen Mann gekümmert, heute aber dachte sie an ihn, vielleicht ließ er sich benutzen, um das Vorhaben seines Bruders zu hintertreiben. Wenn er das Alleinsein der beiden am Weidenhäuschen störte, so wurde vielleicht aus der Erklärung nichts und: Zeit gewonnen, alles gewonnen.

Entschlossen nahm die Riren ihren Weg nach dem Kontor Josephs, und ohne besondere Umstände begann sie von dem Interesse zu sprechen, das er immer für Johanna gezeigt habe.

Der junge Kaufmann errötete bei den Lobpreisungen, die ihm die Mutter seiner heimlich Verehrten so freigebig zu Teil werden ließ. „Lassen Sie das doch, Frau Riren, ich weiß das ja alles eben so gut wie Sie. Sagen Sie

mir lieber direkt, was ich im Intereſſe des Fräuleins thun kann."

„Ja, wenn ſich das ſo leicht ſagte," ſeufzte die ſchlampige Alte, „aber was ich Ihnen erzählen muß, iſt für eine Mutter hart. Keinem andern würde ich das ſagen, aber Ihnen muß ich es wohl mitteilen; denn ich habe nun einmal das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie meiner armen Tochter beiſtehen werden, wie Sie es auch früher gethan haben."

Und nun erzählte ſie ihm bruchſtückweiſe, und mit vielen O's und Ach und andern Interjektionen einer gequälten Seele untermiſcht, die Geſchichte von Johannas Leichtſinn, wobei ſie nicht verſäumte, Tonius Benehmen ſo ſchwarz als möglich darzuſtellen, ganz im Gegenſatz zu dem, was ſie früher zu Mutter Trina geſagt hatte, als ſie noch nicht ahnte, daß es ihre eigene Tochter ſei, die der „jugendliche Uebermut" ins Elend ſtürzte.

Joſeph ſprang auf, als er merkte, wohinaus die Geſchichte lief. Johannas Schuld ſchmerzte ihn tief, aber wie der Name ſeines Bruders genannt wurde, miſchte ſich bitterer Groll in ſeinen Schmerz. Es hätte der verdammenden Worte der Erzählerin nicht bedurft, in Joſephs Seele war der notdürftig verdeckte Haß gegen Tonius ausgebrochen, und wie ein Vulkan tobte er, und ſpie Glut und Flammen aus. Seine kochenden Lavaſtröme übergoſſen alles Gute und Edle, das im Herzen des jungen Menſchen blühte und der Haß, nur der Haß leuchtete in der zerſtörten Gegend.

„Was ſoll es, daß Sie mir die Geſchichte jetzt erzählen?" würgte der Bebende mit Anſtrengung hervor. „Es iſt ja alles überſtanden und vorbei."

„Das iſt es eben nicht," ſagte die Rixen. „Er hat ſich jetzt wieder an ſie herangedrängt. Sie hat ja nun Geld, das kann er brauchen. Er will ſie heiraten, und ich glaube, daß ſie ihn nehmen wird, weil ſie dadurch ihren Fehltritt wieder gut zu machen glaubt."

„Das kann sie nicht," rief Joseph aus. „Sie muß ihn verachten."

„Das thut sie auch, aber sie wird ihn doch nehmen. Sie hat schon eingewilligt, allein mit ihm heute nachmittag einen Ausflug zu machen, nach dem Weidenhäuschen bei Deutz. Da wird er sie beschwatzen. Wenn er sie dort den ganzen Nachmittag für sich allein hat, so ist heute abend alles fertig und abgemacht."

Joseph raste. „Das darf nicht geschehen. Ich dulde es nicht. — Sie mag sich vergangen haben, aber für Tonius ist sie noch immer viel zu gut. Und wie wird er sie jetzt behandeln? Er ist ein Hund, ein Hund! Alles hat er mir geraubt, alles. Die Liebe der Eltern war von jeher sein, und jetzt will er mir auch das noch nehmen. Er, dem es nichts sein wird, nichts!"

Er knirschte mit den Zähnen und die Augen rollten ihm wild im Kopfe. Nur als ihre Tochter zum ersten Male mit ihrem Verführer zusammengetroffen war, hatte die Niren einen ähnlichen Ausbruch des Zornes erlebt. Sie war sehr zufrieden mit der Wirkung, die ihre Erzählung hervorgebracht, und da sie sah, daß ein Nachhelfen und Hetzen von ihrer Seite hier überflüssig sei, so empfahl sie sich, nachdem sie noch einmal wiederholt hatte, daß die Sache sich am Weidenhäuschen abspielen werde.

Joseph blieb seinen Gedanken überlassen. Der Zorn quälte den Unglücklichen wie ein körperlicher Schmerz, es trieb ihn hin und her; beim Mittagessen, zu dem sich Tonius glücklicher Weise nicht einfand, hatte er Mühe, seine Ruhe zu behaupten, und er verließ die Küche so bald als möglich. Er kleidete sich zum Ausgehen an und faßte dann im Vorderhause im Althändlerlager Stand, von wo aus er einen Blick auf die Straße gewinnen konnte. Zwischen einigen Hosen und Röcken hindurch, die im Fenster hingen, beobachtete er, wer in dem neuen Nebenhause aus- und einging. Es währte nicht lange, so fuhr eine Droschke vor. Er sah Tonius aussteigen. Seine Hände ballten sich

krampfhaft. „Also hat die Alte doch recht," grollte er. Aber er zwang sich zur Ruhe und wartete.

Es war ein langer, langer Augenblick, bis er endlich Johanna mit Tonius aus dem Hause treten sah.

Das Mädchen trug ein helles Tüllkleid und einen breiten mit Tüllspitzen garnierten Strohhut, unter dem ihr etwas braunes Gesichtchen reizend hervorsah. Ihre Miene war lächelnd, frei schaute sie mit den dunklen Augen um sich, als sei es ganz in der Ordnung, daß sie mit Tonius spazieren fahre.

Noch nie war sie dem armen Joseph so schön vorgekommen wie eben jetzt. Aber es blieb ihm wenig Zeit, ihre anmutige Gestalt zu bewundern, behende sprang sie ohne Tonius Beistand in den Wagen, ihr Begleiter folgte ihr, rief dem Kutscher einige Worte zu, und der Wagen rollte davon.

Jetzt verließ auch Joseph seinen Lauscherposten und das Haus. Er mußte ihnen folgen. Es war eine wilde Eifersucht in ihm, er mußte dabei sein, zu sehen, was die beiden da draußen am Weidenhäuschen trieben. —

Nicht lange hatte der Eifersüchtige die elterliche Wohnung verlassen, als dort Reiner und Karlos anlangten. Sie fragten nach Tonius, er war nicht zu Hause, auch wußte man nicht, wo er zu treffen sein würde.

„Ich werde eben noch ein paar Worte mit dem Bruder des Herrn Tonius sprechen," sagte Reiner, in den Thorweg des neuen Hauses einbiegend, um sich von dort nach dem Kontor im Hof zu begeben.

„Dann will ich auch meiner Schwester sagen, daß ich heute nachmittag zu thun habe." Damit eilte Karl die Treppe hinauf.

Er schloß die Korridorthür auf, — Johanna hatte ihm den zweiten Schlüssel zu ihrer Wohnung überlassen. — Eben wollte er in das Wohnzimmer eintreten, als er an der Thüre eine Visitenkarte bemerkte. Sie rührte von Johanna her und enthielt die Worte:

„Ich bin mit Herrn T. Pätz im Weidenhäuschen. Du „kommst hoffentlich auch hinaus. Laß mich nur nicht „zu lange mit ihm allein.“

Als Karl wieder die Treppe hinunterstieg, stand auch Reiner schon wieder im Thorweg.

„Joseph Pätz ist auch nicht zu Hause. Was nun?“ rief er dem Herabkommenden zu.

„Aber Tonius können wir finden,“ erwiderte Karl. Er zeigte dem Andern Johannas Karte.

„Dann wollen wir auch nach dem Weidenhäuschen, wenn es Ihnen recht ist,“ meinte Reiner, nachdem er die Karte gelesen. „Sie bringen Ihre Schwester nach Hause, und ich sehe, was sich aus dem Menschen herausholen läßt.“ — — —

Es war ein milder Nachmittag. Fast sommerlich schien die Sonne von dem zartblauen Maihimmel herab. Ein leiser erfrischender Wind wehte über den Rhein herüber die beiden Ausflügler an, als ihr Wagen die Deutzer Festungswerke verließ und leise auf dem chaussierten Wege dahin rollte. Die weiten Flächen der Sommerkornfelder kräuselten sich vor dem Winde schon in kurzen Wellen. Das Laubgewand der Bäume und Büsche war fast dicht und lückenlos, aber es prangte noch im ersten Festschimmer, unzerzaust und unbestaubt. An den Wegrain hatte der reiche Verschwender Frühling seine Goldkörner gestreut, derbgelbe Butterblumen und Hahnenfuß. Alles atmete Fülle, Frische, Lebenslust.

Auch Johannas hatte sich eine übermütige Laune bemächtigt. Nach der furchtbaren Erregung des Morgens mußte sie sich ein wenig loslassen. Sie lachte und spottete über ihren Begleiter, und dieser selbst war in so rosiger Stimmung, daß er es nicht übelnahm. Ihr Humor schien ihm eine gute Vorbedeutung.

— Saul zog aus, seines Vaters Esel zu suchen und fand eine Krone, aber gar mancher zieht aus eine Krone zu suchen und findet den Tod. Und Tonius

ſuchte nicht nur eine, ſondern viele Kronen und Doppelkronen. —

Unglückverheißend flogen linker Hand ein paar Krähen vor dem Fuhrwerk auf, ihr Zug ging nach den Bensbergerhöhen hinüber. Tonius lachte ihnen nach. Er wußte nicht, was ihr Flug ihm bedeute. Weſſen Geiſt, der in einem geſunden Körper ſteckt, und der den Frühling lachen ſieht ringsum, in der Flur, am Himmelsgewölbe und in einem Paar dunkler Mädchenaugen, weſſen Geiſt dächte da an den Tod?

Mit wahrer Begier ſchlürfte Tonius die ſonnige Lebensluſt in ſich hinein. Das alles war für ihn, nur für ihn, der blaue Himmel, die grünen Fluren und das herrliche Weib in duftigen Flor gehüllt. Genuß war der einzige Gedanke, der ihn erregte, daß dieſe Begier aufhören könne, daß dieſer Genuß ein Ende haben müſſe, das war ihm noch nie eingefallen.

Das Wirtshaus war erreicht. Die beiden ſtiegen aus und nahmen im Garten Platz, um eine Taſſe Kaffee zu genießen.

Während ſie einander gegenüberſaßen, verirrte ſich ein Schmetterling in Johannas Nähe. Das bunte Band auf ihrem Hute ſchien ihn zu locken; ſelbſt das Wehen des Taſchentuches vermochte ihn nicht zu verſcheuchen, er gaukelte beſtändig um Johannas Kopf. Endlich ließ er ſich einen Augenblick auf der Tiſchkante nieder. Tonius fuhr mit plumpem Griff zu und zerdrückte das bunte Eintaggeſchöpf.

„Das arme Tier," klagte Johanna. „Weshalb laſſen Sie ihm nicht die kurze Freude am Leben und Sonnenlicht?"

Tonius lächelte. „Selbſt auf das Ungeziefer erſtreckt ſich Ihre milde Geſinnung, da darf ich wohl hoffen, Ihr Herz heute zum Mitleid zu bewegen?"

Er ahnte nicht, wie ſehr er ſelbſt dem Schmetterling glich, und daß des Schickſals zugreifende Hand ſchon drohend über ihm ſchwebte.

Johanna ſuchte einen Blick auf den Weg nach der Stadt zu gewinnen, in der Hoffnung, ihr Bruder komme ſchon. Es näherten ſich wohl einige Menſchen von Deutz her, aber die Entfernung war noch zu groß, als daß ſie dieſelben hätte erkennen können. Sie ſtand ungeduldig auf.

„Ja," rief Tonius erfreut, „wir wollen einen Spaziergang machen, dann müſſen Sie mich anhören."

Er bot ihr den Arm an, aber ſie dankte ablehnend. „Ich bin gern ungehindert. Wir können uns ebenſogut ſo mit einander unterhalten."

Sie ſchritten durch den kleinen Garten und traten dann hart am Flußufer aus dem Schatten der Bäume hervor. Johanna ſprach eifrig von der Schönheit der Natur und was ihr ſonſt grade einfiel. Es war nicht leicht, ſie zu unterbrechen. Auch als der Blick über den Rhein ſich ihnen darbot, vermied ſie es, den Schritt anzuhalten, ſie ging weiter auf dem weißen Sande des Ufers und erzählte, daß ſie im Sommer eine weitere Reiſe machen werde, nach dem Schwarzwalde. In die Einſamkeit der Tannenwälder habe ſie ſich ſchon lange geſehnt.

„Und werden Sie allein reiſen, oder werden Sie mich mitnehmen, wie heute?" fragte Tonius.

„Allein iſt es tauſendmal ſchöner," rief ſie.

Vielleicht war die Grobheit nicht einmal beabſichtigt. Tonius verfärbte ſich indes und hörte ſchweigend und die Lippen nagend an, wie ſie ſich die Reize des ſtillen Thales ausmalte, in dem ſie ihr Quartier aufzuſchlagen gedachte.

Rings von Tannen eingeſchloſſen, ein ſtiller ſchattiger Grund, durch den ein Bach ſich ſchlängelt, und in der Luft die kreiſenden Habichte, und im Bach die flinken Forellen — das klare Waſſer, wie es plätſchernd und murmelnd dahin eilt, wie man in der bläulichen Flut jeden Kieſel ſchimmern ſieht auf dem Grunde. Dann das Rauſchen des Wehrs, wenn die Luft ſo ſommerlich ſtill iſt, und die Bienen im blühenden Kraut ſummen. Das Geklapper der kleinen Walkmühle am Ausgang des Thales. —

Es war Tonius in der That, als höre er das Geklapper der Mühle; denn ihre Worte blieben ihm unverständlich nnd er dachte an ganz andere Dinge, während ihr Mund raſtlos weiter plauderte.

Tonius ſah ſich flüchtig um. Er war jetzt ganz allein mit dem Mädchen. Der Garten lag eine Strecke hinter ihnen, und am Ufer vor ihnen war niemand zu erblicken. Auf dem Strom lag ein Floß, aber auch dort war kein Menſch zu ſehen, nur in der Ferne auf dem Waſſer ſchwamm ein Kahn, in dem zwei Männer ſaßen.

Er lief ſomit keine Gefahr, von irgend einem Unberufenen gehört zu werden, auch eine Abweiſung konnte niemand beobachten, und ſo entſchloß er ſich, jetzt den entſcheidenden Angriff zu wagen.

„Sie haben mich hier hinausgelockt," begann er ohne weitere Vorbereitungen, „durch das Verſprechen, mir Gelegenheit zur Ausſprache zu geben. Ich ſollte Ihnen alles ſagen dürfen, was ich auf dem Herzen habe." Sein Ton war feſt, man hörte ihm an, daß er entſchloſſen ſei, ſich nicht unterbrechen zu laſſen. „Ich muß Sie jetzt daran erinnern, daß Sie Ihr Verſprechen halten."

Das junge Mädchen ſah ihn trotzig an. „Ich habe aber keine Luſt jetzt zu hören, was ich lange ſchon weiß."

„Sie müſſen es," ſagte er, indem er an ſie herantrat und eine Bewegung machte, als wolle er den Arm um ſie legen.

Sie wich zurück. „Sparen Sie ſich doch einen Korb," rief ſie aus, „oder glauben Sie mich zwingen zu können?"

„Ich weiß, was Sie veranlaßt, mich ſo abzuweiſen," entgegnete er, Betrübnis heuchelnd. „Sie haben es mir ſchon einmal geſagt, Sie glauben, daß es nur Ihr Vermögen ſei, das mich anlockt. Es iſt nicht ſo, Johanna."

Sie trat noch weiter zurück, aber er fuhr jetzt mit Eifer fort: „Unterſchätzen Sie doch nicht ſelbſt ſo die Macht Ihrer Reize. Ich bin doch wirklich nicht der Einzige, dem Sie den Kopf verwirren. Muß denn bei mir Heuchelei

ſein, was bei allen Andern natürlich iſt, daß ſie Dich anbeten? Und ſie kennen nur dies vornehme Fräulein, dieſe ſtolze Schönheit, mit dem leichten ſpöttiſchen Lächeln auf den Lippen, aber ich kenne Dich beſſer. Ich kenne das hingebende Mädchen, das mit Thränen ringt an meinem Halſe. Ich weiß, wie Du küſſen kannſt. Ich habe ein Anrecht an Dich. Johanna, bei unſerer alten Liebe, bei Deiner erſten Liebe beſchwöre ich Dich: Weiſe mich nicht ab!“

Die Angebetete hatte nur ein Achſelzucken zur Antwort. „Hören Sie auf,“ ſagte ſie, „ich will von dem allen nichts wiſſen. Mein Gott, es giebt doch andere Dinge hier, die mich mehr intereſſieren. Sehen Sie nur, wie ſchön die Stadt ſich von hier aus macht.“

Sie wendete ihm halb den Rücken und ſchaute über den Fluß hinüber.

Wohl breitete das Bild der heiligen Stadt ſich prächtig aus über den grünen Fluten des Stromes. Trotzig ragte der Steinklotz der Bayenbaſtion vom Waſſer auf, die Maſſe des ſechseckigen Turmes ſtand hellgelb vor dem blauen Himmel. Daran ſchloß ſich in ſchönen, abwechſelungsreichen Konturen die Reihe der Häuſer, von manchem ſchlanken Turme überragt. Dunkelblau umdunſtet ſchaute in erhabener Ruhe der Dom herüber. Es war ein Anblick, daran das Auge ſich erfreuen konnte, aber Johanna ſah nicht viel von all der Schönheit. Ihre Bewunderung war Heuchelei, wie es Tonius flehende Erregung war. In ihrer Bruſt klopfte das Herz beweglich und bang.

Da hörte ſie ſeine bebende Stimme dicht an ihrem Ohr: „Johanna vergieb mir, liebe mich wieder wie ehemals!“

Noch behielt ſie die Larve der Heiterkeit bei. „Sie wollen mich durchaus mit dem Unſinn nicht verſchonen? Nun, ſo muß ich flüchten. Ich lege das Waſſer zwiſchen Sie und mich.“

Sie machte einen kühnen Sprung nach dem Floß hinüber. Die Balken gaben unter ihrem Gewicht nur

wenig nach, aber ein feſter Stand war doch nicht leicht auf den runden Stämmen zu gewinnen. Zaghaft machte ſie einige Schritte vorwärts, doch ſie entging ihrem Plagegeiſt dadurch nicht. Schon war er wieder neben ihr.

„Johanna," ſagte er, „Sie können ſo nicht ſein. Sie müſſen mir glauben."

Dem Mädchen traten die Thränen in die Augen, ſie fühlte ſich hülflos. Das Schwanken des Bodens unter ihr verſtärkte noch den Eindruck ſeiner Worte. Das Rauſchen der Wellen zwiſchen den Stämmen und am Rande des Floſſes, die gleitende, glitzernde, weite Waſſerfläche, benahmen ihr faſt den letzten Reſt ihres Mutes. Dennoch klang es von ihren Lippen wie bittrer Spott, als ſie erwiderte:

„Ich habe Ihnen einmal geglaubt. Schwören Sie doch ſtärkere Schwüre als damals, nehmen Sie doch den Himmel zu Hülfe, oder ſchwören Sie bei Ihrer eignen Seelenſeligkeit, ich glaube Ihnen nicht. Falſch ſind Sie und heimtückiſch wie dieſe Flut, die nur lockt um zu verſchlingen."

Tonius erkannte trotz des herben Tones die Unſicherheit ihres Herzens. „Jetzt oder nie," dachte er, und ſo flehte er noch heißer, in noch ſtärkeren Ausdrücken.

„Johanna, erbarme Dich meiner! Du ſollſt mich glücklich machen mit Deiner Perſon, ich will Dich beſitzen. Es iſt ein Wahnſinn in mir, daß ich Dich keinem andern laſſen könnte. War denn meine frühere Liebe zur Dir eine Lüge? — Nein, denn ſie hat nie aufgehört. Als ich Dich verließ, geſchah es in der Not. Jetzt könnte ich nicht mehr von Dir laſſen, und wenn ich darüber zu Grunde gehen ſollte."

Mit theatraliſcher Gebärde trat er an den Rand des Floßes, der nach dem offenen Rhein hinauslag. Der Nachen, der von Köln herüberkam, war nun ganz nahe; aber in ſein Spiel vertieft, ſah ihn Tonius nicht, auch den Menſchen, der vom Weidenhäuschem her am Strande eilig nahte und ſchon nach dem Floß hin abbog, ward er

nicht gewahr. Er wies mit der Hand nach dem Strom hinaus.

„Wenn Du mir nicht ein Ja sagst, Johanna, so wahr ich ein Mann bin, dort ins Wasser stürze ich mich! Ich kann und mag nicht länger ohne Dich leben!“

Wie er so dasteht auf dem äußersten schwankenden Stamm, wie die Lichter der Wellen um seine dunkle Gestalt glitzern, und die Strömung das Wasser bis zu seinen Füßen spült, da ergreift ein Schwindel Johanna, und schon hat sie die Hand nach ihm ausgestreckt, ihn zurückzuwinken, als dicht neben ihr eine rauhe Stimme ausruft:

„Du lügst! Du hast nicht den Mut, Dein erbärmliches Leben zu beenden!“

Tonius Gestalt schwankt, auch Johanna fühlt die Stämme heftig unter sich erbeben, als Joseph jetzt dicht zu ihr herantritt. Sie tastet haltsuchend mit der Hand in der Luft umher. Joseph ergreift sie, und um das Mädchen besser zu stützen, legt er den Arm um ihre Taille. Aengstlich schmiegt sie sich an ihn.

Und so sieht sie Tonius stehen. Er sieht, daß sie ihm unrettbar entrissen ist, deren Besitz seine letzte Hoffnung war, daß sie ihm nie gehören wird, deren er sich schon sicher glaubte. Da fährt ein Beben durch seine Glieder, die Füße gleiten auf dem runden, schlüpferigen Holz, ein unverständlicher kurzer, angstvoller Schrei und das Aufschlagen eines Körpers im aufspritzenden Wasser, das ist das letzte, was Johanna hört. Dann liegt sie ohnmächtig in Josephs Armen. — —

Sie vernahm nicht mehr, wie vom Fluß her ein Schreckensruf gellte, wie ein zweiter Körper schwer im Wasser aufschlug, sie kam erst wieder zur Besinnung, als sie am Ufer im Gras gebettet dalag.

Langsam richtete sie sich auf.

Sie war allein. Vor ihr lag das Floß, darüber flimmerte das Wasser des Flusses im Sonnenlicht. Aber wenige Schritte seitwärts am Ufer standen zwei Männer

mit einem auf dem Boden ausgestreckten Körper beschäftigt.

Johanna erhob sich und trat der Gruppe näher. Der eine der Männer war Joseph Pätz, den Andern kannte Johanna nicht, er war nur mit einem Hemd und einer Hose bekleidet, die beide von Wasser trieften. Der starr am Boden liegende war Tonius, nein, nicht mehr er selbst, nur noch seine Leiche.

Johanna fühlte, wie ihr die Knie erbebten, das Blut wich ihr aus den Wangen und Eiseskälte rieselte ihr durch die Adern.

Er war tot! — Wie sie es am Morgen gedacht, so war es eingetroffen. Nun hingen ihm die Arme kraftlos vom Körper, der Kopf neigte sich hinten über, und das nasse Haar fegte den Sand.

Und doch bist Du seine Mörderin gewesen, klang es in ihr, Dein Wunsch hat ihn getötet. —

Sie wagte nicht näher heranzutreten an die Gruppe um den Ertrunkenen. Leute waren vom Weidenhäuschen herbeigekommen, es war ein Fragen und Raten, sie wagte nicht aufzusehen. Man hob den Leichnam auf und trug ihn nach dem Wirtshause hin. Alle entfernten sich, auch Joseph ging gesenkten Hauptes neben den Trägern her.

Nur der andere Mann in den nassen Kleidern wandte sich nach der Verlassenen um. „Kommen Sie mit, Fräulein," rief er ihr zu. „Sie haben auch eine Stärkung nötig."

Da ging Johanna vorwärts, und als sie neben ihm dahinschritt, betrachtete sie von der Seite seinen stolzen Kopf, in dessen Form sich Willenskraft ausprägte.

„Sie haben ihn gerettet?" sagte sie leise.

„Es war zu spät," erwiderte er dumpf. „Er ist tot."

Johanna wankte mühsam vorwärts. „Sie kannten ihn?" fragte sie. „Er war Ihr Freund?"

„Das war er nicht," versetzte Reiner. „Er hat mich beleidigt, so sehr ein Mensch den andern beleidigen kann, und doch gäbe ich meine Hand darum, wenn ich ihn lebend aus dem Wasser gezogen hätte."

Da senkte Johanna den Kopf tief auf den Busen herab, und heiße Thränen rollten ihr über die Wangen.

— — Joseph sah sich nicht nach dem Mädchen um, er blieb bei der Leiche seines Bruders. Man hüllte diese in der Wirtschaft in ein Tuch und lehnte sie in die Polster des Wagens, mit dem Tonius vor kurzem angekommen war. Ein stiller Mann saß er da.

Wo ist jetzt das frivole Lächeln, das so oft seinen sinnlichen Mund umspielte? Wo ist der begehrliche Blick, der aus seinen Augen hervorglühte? Die Hoffnungen, die Wünsche, die Begierden, sie haben dies Haus für immer verlassen, aber sie gleiten dahin durch den Frühlingstag, unsichtbar, unmerkbar, und irgend ein anderes nichtsahnendes Geschöpf saugt sie ein mit der laulichen Luft, und sie nisten in seinem Herzen. Sterblich ist der Mensch, unsterblich sind die Leidenschaften.

In der anderen Ecke des Wagens hockte Joseph, den Kopf in die Hände vergraben, ein geschlagener Mann.

Er ist geschieden, ohne daß wir uns versöhnt haben, grade als das erste Wort des Hasses über meine Lippen kam. Ich Unseliger, habe ich darum schweigend geduldet mein ganzes Leben lang, daß ich ihn jetzt in den Tod jagen muß mit meinem verdammten Haß? So raste er gegen sich selbst, während sein Körper äußerlich in derselben Ruhe verharrte wie der Leichnam. — — —

Es giebt Menschen, die für die Tragik kein Talent haben. Wenn sie von einem Felsen stürzen und im Abgrund zerschmettern, ihr auseinander gerissener Körper wird eine so groteske Figur bilden, daß die Beschauer in ein Lachen ausbrechen müssen, wie sie ihn auf der Klippe hängen sehen, von der sein Blut noch herniederrieselt.

Zu diesen Figuren, an denen die Natur zeigt, daß sie auch anscheinende Gegensätze wie das Gräßliche und das Komische zu vereinigen versteht, hörte auch Karlos Lenz. Inmitten der erschütternden Katastrophe spielte er gezwungener Weise seine komische Rolle weiter.

Er hatte sich von Reiner überreden lassen, mit einem Nachen nach dem Weidenhäuschen überzusetzen. Der junge Ingenieur, der selbst die Ruder ergriff, hatte ihm schnell erklärt, wie er das Steuer handhaben müsse, und nachdem er ihn einigemale angeschricen: „Rechts halten, Donnerwetter, Sie ziehen schon wieder links!“ hatte Karlos sich mit dem ihm eigenen Verständnis für praktische Dinge in die Sache hineingefunden.

Im Zickzack durchquerten sie den Strom. Schon waren sie über die Mitte hinaus, und Reiner begann mächtig zu rudern, um in dem stilleren Wasser die Strecke wieder einzuholen, die die Strömung sie abgetrieben, als er beim Umschauen Tonius neben einer Dame am Strande erkannt hatte. Er gab Karlos die Weisung, grade auf den Standort der beiden zuzusteuern.

Der junge Steuermann brachte auch richtig das Boot in die Nähe des Flosses, welches Tonius und Johanna mittlerweile betreten hatten. Das heftige Gestikulieren verriet, daß dort ein ernstes Gespräch geführt wurde, das hielt Karlos auch ab, der Schwester vergnügt zuzurufen, wie er anfangs beabsichtigt hatte. Er sah, wie Joseph vom Ufer her das Floß betrat, gleich darauf erscholl dessen Ruf und veranlaßte Reiner, die Ruder sinken zu lassen und sich umzuschauen. In diesem Augenblick erfolgte Tonius Sturz.

Karlos schrie entsetzt auf, während Reiner die Weste vom Leibe riß — des Rockes hatte er sich bei der warmen Arbeit gleich anfangs entledigt — und dem Versinkenden nach in den Fluß sprang.

Der Kahn schaukelte mächtig, und Karlos stand um sich selbst fast ebenso große Angst aus, als um Reiner, der am Rande des Flosses herschwamm, unter das die Strömung den Gefallenen gezogen.

Am Ende der Hölzer endlich tauchte Reiner unter, Karlos sah ihn nicht wieder emporkommen, sein Kahn nahm jetzt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er schien ihm ein eigentümliches Vergnügen bereiten zu wollen, er drehte

sich immer rundum, als wolle er seinem Insassen Gelegenheit bieten, das schöne Rheinpanorama recht von allen Seiten genießen zu können.

Aber der Dichter war diesmal merkwürdig unempfänglich für die Schönheit seiner Umgebung. „Halt!“ schrie er mit Schluchzen in der Stimme. Der tolle Nachen kehrte sich an nichts, er drehte sich lustig weiter. Da riß der Bejammernswerte an der Schnur des Steuers, und langsam nahm der Nachen eine bestimmte Richtung auf das Ufer zu. Mehr und mehr trieb Karl stromab, aber näher und näher erglänzte auch der Ufersand. Ein paar halbwüchsiger Burschen standen dort, und sahen dem langsamen Treiben des Nachens verwundert zu.

„Weshalb rudert Ihr nicht?“ rief der eine den Fährmann an.

Dieser hob betrübt die Achseln.

„Jesses, er kann nicht,“ kreischte der andere Bube in heller Freude. Dann begleiteten sie am Ufer den Kahn.

„Haltet ein bischen mehr rechts,“ rief der erste wieder.

Karlos folgte dem Rat, und bald knirschte der Kiel des Bootes über den Sand. Zwei Schritte nur trennten den unglücklichen Schiffer noch vom trocknen Ufer. Aber es war seichtes Wasser, die Jungen wateten hinein und ergriffen die Kette des Nachens. Da sprang Karl erfreut auf und stieg, nachdem er Reiners Rock und Weste über den Arm gehangen, bedächtig ins Wasser.

„Wollen Sie denn den Kahn schwimmen lassen?“ fragte einer der Burschen, „der gehört doch dem Nolden.“ — Es war das der Name eines bekannten Nachenverleihers. —

„Wenn Ihr rudern könnt, dann setzt Euch nur hinein,“ schlug Lenz ihnen vor.

„Damit uns der Nolden um die Ohren schlägt. Die Stunde fahren kostet eine Mark.“

„Es ist vorher bezahlt,“ sagte der glücklich Gerettete. „Aber ich gebe Euch etwas extra, wenn Ihr den Kahn zurückbringt.“

Er schenkte den grinsenden Burschen noch eine Kleinigkeit und machte sich auf den Weg nach dem Weidenhäuschen, während diese vergnügt den Kahn bestiegen.

In der Wirtschaft traf Karlos noch Johanna und Reiner. Dieser kam ihm in einem Anzuge des Wirtes entgegen, und zog ihn mit ins Haus, noch ehe er seine Schwester hatte begrüßen können.

Während Reiner dort die fremden Kleider wieder mit seinen eigenen vertauschte, erzählte er dem Entsetzten kurz das Vorgefallene.

„Aber wenn ich Ihnen raten darf, so sprechen Sie mit Ihrer Schwester heute nicht darüber," meinte er zum Schluß. „Es muß irgend etwas Besonderes zwischen ihr und dem Toten vorgegangen sein. Das Fräulein ist in solcher Aufregung, daß ich es für das Beste halte, Sie bringen Sie möglichst bald nach Hause."

Karlos schüttelte den Kopf. „Was können sie nur gehabt haben? Ich verstehe das durchaus nicht." Aber er befolgte doch den Rat Reiners, und trat mit Johanna sofort den Heimweg an.

Schweigend schritten die Geschwister neben einander her. Als sie in Deutz auf Johannas Bitte einen geschlossenen Wagen bestiegen hatten, lehnte das Mädchen, leise weinend, den Kopf an Karls Schulter und klagte sich selbst des Mordes an.

„Das ist nicht wahr. Du bist ihm nicht zu nahe gekommen," sagte Karl. „Ich habe es genau gesehen. Ich kann es beschwören."

„Mein Wille war aber, ihn zu strafen, ihn zu treffen, so schmerzlich als denkbar. Ich habe nicht gebetet: Herr räche mich, aber ich hätte es vielleicht gekonnt. Ich habe ihn hinausgelockt nach der Unglücksstätte."

Karl hätte gerne weiter nach der Ursache ihres Hasses gegen Tonius geforscht, aber Reiners Warnung fiel ihm ein. Er legte den Arm um die weinende Schwester und zog sie zu sich heran.

Es war etwas Furchtbares in ihrem Schmerz. Sie glaubte die Verantwortung für den Tod des Ertrunkenen zu tragen, weil sie ihm etwas Böses gewünscht hatte. Karl fiel es, während er darüber nachdachte, schwer auf die Seele, daß auch er ausgezogen war, um an dem nun Verstorbenen Rache zu üben. Er hing den Kopf und versenkte sich in selbstquälerische Erwägungen. Doch war es bei ihm nicht das entsetzliche, niederdrückende Schuldbewußtsein, das auf Josephs und Johannas Seelen lastete, er spielte mit Gewissensbissen.

Der einzige von den Ausgezogenen, der das Haupt hoch tragen durfte, als er nach der Stadt zurückging, war Reiner. Ihn hatte nicht Halbheit, Willensschwäche oder Zufall abgehalten, seine Rache auszuüben. Sein Wille war fest und rein gewesen. Für ihn allein klang kein Vorwurf aus dem Worte: Die Rache ist mein, spricht der Herr.

VIII.

Das erschütternde Strafgericht, das über Tonius Pätz hereingebrochen war, konnte doch Reiner nicht vergessen machen, daß dieser bei dem Diebstahl einen Helfer gehabt habe. Die gewünschte Aufklärung über die Ursachen des Verbrechens waren nun von dem auf ewig zum Schweigen Gebrachten nicht mehr zu erlangen, aber die Quittung genügte am Ende auch, um Reiner zu überzeugen, daß Kierkejaard der eigentliche Dieb der Pläne gewesen sei.

Hatte er schon Tonius nicht ganz verschonen wollen, so gedachte er bei dem schurkischen Aufseher, der seinen Verwandten, seinen Wohlthäter so undankbar in folgenschwere Verwicklungen gestürzt, noch weniger eine übergroße Milde walten zu lassen.

Da er den Morgen über auf dem Bureau zu thun hatte, so konnte er den Gang zu Kierkejaard erst am Nachmittag antreten. Zuvor suchte er noch Lenz auf, um mit diesem Rücksprache zu nehmen. Der einmal Verdächtigte weigerte sich noch immer, dem Baumeister persönlich die Pläne zu überbringen, und so wurde beschlossen, dieselben mit der Post, ohne Angabe eines Absenders, dem Fortifikationsbureau zugehen zu lassen.

Die Quittung Kierkejaards behielt Reiner zurück.

Dann forderte er Karlos auf, ihn nach der Ziegelei hinaus zu begleiten. Diesen hielt aber die Sorge um Johanna ab:

„Ich war die ganze Nacht bei ihr. Sie wollte sich

durchaus nicht zum erquickenden Schlummer niederlegen. Die ganze Nacht durchwachte ich in einem Sessel ihr gegenüber. Sie läßt sich bedienen, wie ein krankes Kind. Sie ißt und trinkt, wenn ich es verlange, aber sie spricht kein sterbliches Wort. Nur zuweilen steht sie auf, kommt zu mir, nimmt meine Hand und schluchzt so herzbrechend, daß auch ich der Thränen bittern Quell nicht länger versiegen kann."

Reiner empfand — trotz der merkwürdigen Ausdrucksweise — tiefes Mitleid mit den beiden Geschwistern.

„Sagen Sie Ihrer Schwester, daß echte Reue nicht in einem unfruchtbaren Beklagen des Geschehenen besteht, sondern in einer Aenderung des Willens, der unselige Folgen herbeigeführt hat." Damit verabschiedete er sich und schlug den ihm wohlbekannten Weg nach dem Ziegelfelde ein. — —

In Kierkejaards Hütte ging es heute hoch her. Es war wieder einmal Sophientag.

Zahlreich waren die Gäste erschienen. Frau Trina, die Schwester der Gefeierten, war zwar diesmal nicht gekommen, aber die Frau des Kohlenhändlers war wieder zugegen und that mit dem Hausherrn vertraulicher denn je. Der Meister der Setzer und drei Ploegbaase mit ihren Frauen saßen um den Tisch. Obendrein war die Schwester Kierkejaards, Frau Baumeister Gerhardt, herausgekommen, sie fühlte sich recht wohl in dieser Gesellschaft, sie wurde mit einiger Achtung behandelt und konnte sich doch gehen lassen, ohne befürchten zu müssen, durch ihr Benehmen und ihre Worte Anstoß zu erregen.

Der lange Tisch bot kaum Raum für die Zahl der Gäste, und die Kinder, auch zahlreicher als früher, mußten an einen besondern Tisch gesetzt werden, wo sie allerdings auch auf eine besondere Unterhaltung verfielen. Sie beschmierten sich nämlich die Gesichter so mit Obstkraut, daß sie kaum noch aus den Augen sehen konnten. Als Frau Trina in gerechter Entrüstung gegen diese Verschleuderung der guten Gottesgabe Einspruch erhob, meinte das älteste

Töchterlein: „Man kann es auch so noch essen," und begann sogleich, ihrem Nachbar das Gesicht abzulecken, welches Verfahren von den Geschwistern mit bemerkenswerter Gelehrigkeit unter großem Jubel nachgeahmt wurde.

„Ihr seid doch rechte Ferken," meinte Sophie.

Worauf die Kohlenhändlerin hinzufügte: „Es sind eben Kinder." Sie hielt das offenbar für gleichbedeutend.

Aber nicht nur Gäste und Kinder, auch alles andere war in der Ziegelbude heute reichlicher als früher. Der Schmutz, das Gerät, die Leckerbissen und die Getränke. Außer dem nicht zu umgehenden Bund standen zwei Torten auf dem Tisch. In zwei Glasschalen schimmerte weißer Stückenzucker. Auf einer zierlichen Kaffeemaschine brodelte das Wasser in einem Kessel, der ehemals geblinkt hatte, ehe sich eine unvertilgbare Kruste von Staub, Schmutz und Rost auf ihm festgesetzt hatte. Die neue Maschine erregte die Bewunderung aller Damen. Frau Sophie erklärte mit Stolz, daß es ein ganz neues Patent sei, bei dem der Spritbehälter absolut nicht explodieren könne.

Bei der Porzellantasse der Frau Baumeisterin lag sogar ein silberner Theelöffel. Was diese aber mehr erfreute, war der Umstand, daß man zu dem Kaffee gleich auch den Likör auf den Tisch gesetzt hatte. Vanille für die Damen und Shydam für die Männer. Die Trunksüchtige kostete bald von diesem, bald von jenem, und ließ dafür den Kuchen fast unberührt.

„Annche," sagte Kierkejaard schmunzelnd, denn es war ihm lieb, einmal zeigen zu können, wie nah er mit der Familie des Baumeisters verwandt sei, „Annche, laß Dir's nur schmecken. So was kriegst Du in Köln doch nicht, und es ist noch mehr da." Er glänzte heute nur so, der Herr Hauswirt, und nicht wie gewöhnlich nur von Fett, sondern auch von Liebenswürdigkeit. Sein schwarzer Leibrock zeigte keine Spur mehr von dem Lehm, in den er sich ehedem gesetzt, und seine Herrschaft brauchte er auch nicht

mehr gegen irgend wen zu behaupten; denn niemand machte sie ihm streitig.

Er klopfte der Kohlenhändler-Frau vertraulich auf den Rücken. „Trinkt noch eine Tasse Kaffee," sagte er, „das wärmt das Herz."

Sie trat ihm, um zu bezeugen, daß ihr Herz ohnehin warm genug sei, herzhaft auf den Fuß. Ueber sein Gesicht ging bei dieser Liebkosung ein breites Lachen, wie ein Sonnenstrahl, der über eine Düngerstätte gleitet. Dann stand er auf und ging hinaus. Er hatte zu thun.

Zwar die Ziegelei lag still. Die Untergebenen mußten die Feste des Tyrannen mitfeiern, nur der alte Meister Weber störte sich nicht an Kierkejaards Wünsche, er war mit seiner Gruppe auf der Bahn thätig wie sonst. Aber Kierkejaards eigenes Geschäft blühte heute auch.

Der unternehmende Mann hatte nämlich in der letzten Zeit angefangen, den Arbeitern Schnaps auszuschenken. Es geschah das in aller Stille; denn Kierkejaard wollte vermeiden, dem Baumeister Umstände dadurch zu machen, auch mochte er nicht die Behörde durch ein Konzessionsgesuch belästigen. Deshalb lag das Schnapsfaß sonst in seinem Wohnraum, unter einigen Decken versteckt, damit der Blick des Eintretenden nicht gleich darauf hingelenkt werde. Weil der Ziegeleipascha den Ausschank aber nur zur Bequemlichkeit der Leute errichtet hatte, die sonst bis zur nächsten Wirtschaft eine ganze Strecke zu gehen hatten, so verlangte er auch, daß sie durch recht fleißige Benützung dieser Einrichtung sich dankbar bezeigten für seine menschenfreundlichen Bemühungen. Der Arbeiter, der längere Zeit seine Bude vermied, konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß er auch nicht lange mehr auf der Ziegelei bleibe. Heute nun konnte der Schnapsverkauf in dem gewöhnlichen Raum nicht gut stattfinden, aber an einem solchen Freudentage den armen Arbeitern ihren einzigen Genuß ganz zu entziehen, dazu fühlte Kierkejaard viel zu sehr mit ihnen. So hatte er das Fäßchen in einem der alten Anbauten aufgestellt,

die seiner Hütte ein so malerisches Ansehen gaben. Der Raum war früher ein Stall gewesen, aber nachdem das Faß aufgestellt war, sah er sehr einladend aus, wie jeder Raum, in dem Schnaps verschenkt wird. Zum Ueberfluß ließ aber Kierkejaard noch einige Strohmatten auf dem Boden ausbreiten, und nun war der Ort dem Elisium ganz sicher zu vergleichen mit der einzigen Ausnahme, daß man dort das Getränk umsonst erhält, hier aber mußte es bezahlt werden.

Da der Aufseher heute nicht selbst den Hahn drehen konnte, und dies Geschäft auch Frau Sophie nicht zumuten mochte, so hatte er seinen ältesten, vielversprechenden Sprößling mit der Würde des Schenken betraut. Dieser stand seinem Amte so gut vor, daß der Vater beim Nachsehen nichts auszusetzen fand. Die Leute hockten zum Teil auf den Strohmatten im Stalle, zum Teil standen sie draußen umher. Die Stimmung war eine gehobene, man ließ Frau Sophie hochleben, als Kierkejaard kam, aber ein Anlaß zu Befürchtungen, — daß nämlich jemand gewaltsamer Weise dem Knaben sein Schenkenamt abnehmen möchte, — lag nicht vor. So kehrte der Festgeber beruhigt zu seiner Gesellschaft zurück. Aber er hatte die Thür seiner Bude noch nicht wieder erreicht, als Heinrich Schellberg ihn ansprach. „Hört, Kierkejard, ich muß Euch etwas sagen."

Der Angeredete nickte dem Besucher mit schmunzelnder Freundlichkeit zu. „Giebts ein Geschäft zu machen? Kommt nur erst mit herein, meine Frau hat Namenstag. Erst gegessen und getrunken und dann gesprochen."

„Ach, ich wollte Euch nur sagen, daß die verdammten Pläne mir gestohlen worden sind."

„Wie? Wer hat sie denn gestohlen?" stammelte Kierkejaard. Das Speck seiner Wangen wurde weiß.

„Ja, zum Teufel, das weiß ich eben nicht," fluchte der Andere. „Meine Schwester will nicht recht heraus mit dem, was sie davon weiß. Wir müssen uns einmal überlegen, wer das wohl fertig gebracht haben kann. Es gäbe doch

eine ganz verfluchte Geschichte, wenn man uns herauskriegte, besonders für Sie."

Kierkejaard trocknete sich den Schweiß ab, der ihm urplötzlich von der Stirn rann. Dann kratzte er sich geraume Zeit über die schlechtrasierten Backen, es scharrte, wie wenn eine Herdplatte mit Asche geputzt wird. „Ja, Donnerwetter! Das ist eine dumme Sache." Er stierte den Andern wie geistesabwesend an. „Meinen Sie denn, daß der Andere, der sie jetzt hat, was von mir wissen kann?"

Heinrich zuckte die Achseln. „Das wird er wohl."

„Nein woher denn?" sagte Kierkejaard allmälig sicherer werdend. „In Ihrem Hause sind die Pläne gefunden worden, an mich wird niemand denken." Er lachte und rieb sich die Hände. „Ja, ich bin fein heraus, ich habe nichts mit der Sache zu thun, das geht Sie ganz allein an."

„Hm, also so denkt Ihr Euch das," sagte der Andere entrüstet. „Da kennt Ihr mich doch eigentlich recht schlecht. Meint Ihr denn, wenn man mich wirklich hineinlegen will, ich würde Euch schonen? Ich versichere Euch, wenn mir was Unangenehmes begegnet, dann geht es Euch auch an den Kragen."

Kierkejaard sah den Drohenden forschend an, wie um zu prüfen, ob die Rede jenem ernst gemeint sei, und als er aus der entschlossenen Haltung des Andern wenig für sich tröstliches zu erkennen vermochte, da senkte er nachdenkend den Kopf. Die Erkenntnis, daß ihr schönes, auf gegenseitiges Vertrauen gegründetes Verhältnis, auf so schwachen Füßen stehe, kränkte ihn tief, aber er sah wohl ein, er mußte etwas finden, den Andern zu beruhigen.

„Könnten Sie die Pläne nicht gefunden haben?" fragte er.

„Ja, aber wo denn um alles in der Welt?"

„Das ist wahr, wo?" —

Wieder sann er, endlich blinzelte er listig mit dem rechten Auge den ungeduldig Wartenden an:

„Das ist ganz einfach. Da unterm Dach, wo sie

wirklich gesteckt haben, habt Ihr sie auch aufgefunden. Der Dieb ist ja doch über Euren Speicher entkommen, da hat er den Papierkram, der doch am Ende keinen Wert für ihn hatte, einfach auf Eurem Boden versteckt. Sie haben sich weiter nicht darum gekümmert, was es sei, Donnerwetter, dazu sind Sie doch auch garnicht verpflichtet."

„Das möchte zur Not gehen," sagte Heinrich.

„Es muß gehen. Es war auch noch anderer Plunder da auf dem Speicher, mit dem ist die Rolle jetzt wegen des Umzugs hinuntergeschafft worden."

„Eine faule Sache bleibt es doch," wandte Baumeister Schellberg bedächtig ein.

„Man muß sich nur herauszureden wissen. Am Ende wagt der, der die Pläne bei Ihnen gestohlen hat, gar keine Anzeige zu machen, oder weiß nichts von der ganzen Geschichte. Jedenfalls kann es Ihnen nicht schwer werden, zu beweisen, daß Sie in der Nacht ganz wo anders gewesen sind, als in Gerhardts Haus. — Kommen Sie nur jetzt mit herein. Es ist eine feine Gesellschaft da. Sie brauchen sich nicht zu genieren."

Heinrich besann sich noch. Für den Augenblick ließ sich freilich doch nichts anderes thun, als abwarten, und er dachte auch, man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Außerdem brannte ihm aber auch die Geschichte von Tonius Tod auf der Zunge, hier wußte noch niemand etwas davon, da ließ sich noch Ehre damit einlegen. So trat er mit in Kierkejaards Bude, und er hatte noch kaum eine dampfende Tasse Kaffee vor sich stehen, als er schon auf dem Flosse war und den Toten die halsbrecherischsten Kunststücke vollführen ließ, bis dieser endlich hinten überschlug und ertrank. Reiners Anteil an der Bergung der Leiche ließ der Erzähler unerwähnt.

Die Aufregung der Gesellschaft wurde stark. Die Frauen weinten und klagten, besonders Sophie jammerte um ihren Neffen, daß es einen Stein hätte erbarmen

können. Die Männer machten ernsthafte Gesichter und faßten die Sachen philosophisch auf.

„Ja, es giebt wunderbare Zufälle," sagte der Eine.

„Wir müssen alle sterben," meinte ein Anderer.

„Es hätte doch wahrhaftig auch einen Andern treffen können, als grad' so'n lustigen Kerl," sagte Kierkejaard, indem er in der Stille dem Toten ein Glas Branntwein weihte.

„Ja, das ist wahr, ein fideler Kauz war er," stimmte Heinrich bei, und alle, die den Ertrunkenen gekannt hatten, nickten Bestätigung.

Heinrich wartete, bis sich die Aufregung etwas gelegt hatte, ehe er mit neuem, schwerem Geschütz gegen die Festung ihrer Herzen anrückte.

„Es ist doch merkwürdig, daß die Frau Riren alles vorausgewußt hat," sagte er nachdenklich. „Sie ist schon gestern nachmittag heruntergekommen zu der Mutter und hat gesagt: Es giebt ein Unglück heute. Es steckt mir was in den Knochen. Ich glaube, Frau Pätz, es geht Sie an. Die Frau Pätz hat sie ausgelacht, aber sie ist ganz ruhig geblieben und hat gemeint: Ich wollte nur, Ihre Söhne wären erst wieder zu Haus. Es ist für die kein guter Tag heute."

Auch dieses Thema fand Anklang bei der Gesellschaft, und jeder gab zu, daß in der alten Riren etwas Besonderes stecke, diesmal beteiligte sich auch die Frau Baumeister an dem Gespräch.

„Jawohl," sagte sie, indem sie ein Gläschen Vanille hinuntergoß, „das ist eine sehr kluge Frau. Sie hat mir gleich gesagt, daß der Lenz meinen Mann bestohlen hat. Das hat die Polizei und all' die Andern nicht herauskriegen können."

Kierkejaard und Heinrich sahen einander verständnisinnig an, und jener bemerkte: „Die Riren ist die gescheiteste Frau, die es giebt, was die sagt, das ist so wahr, wie das Evangelium."

Frau Sophie hatte sich endlich ein wenig über den Verlust ihres Neffen getröstet und wollte nun von der Frau Baumeisterin gern etwas Näheres über den Diebstahl hören, ob denn noch immer garnichts herausgekommen sei; aber Heinrich ließ das Gespräch nicht aufkommen, er setzte seinen Angriff auf die schon stark erschütterten Herzen fort und ließ jetzt alle seine Batterien spielen.

Mit großer Anschaulichkeit schilderte er seinen heutigen Besuch bei den Pätz'schen Eheleuten, und mit wahrem Behagen vertiefte er sich in das Aussehen der Leiche des Ertrunkenen. Den zusammengepreßten Mund, die in Falten gezogene Stirn, und vor allem die weitaufgerissenen ins Nichts starrenden Augen, die sich trotz aller Bemühungen nicht zudrücken lassen wollten, malte er mit peinlicher Treue seinen Zuhörern vor.

Die Frauen faßte ein Gefühl wie Ekel bei dieser Beschreibung, und auch die Männer verstummten, und saßen in sich gekehrt. Frau Gerhardt hatte sich grade zur Abwechselung ein Glas Shydam gönnen wollen, sie hielt die Flasche in der bebenden Hand und starrte mit den vom beginnenden Rausch gerötеten Augen den Erzähler unverwandt an. Endlich, als dieser geendet, kam sie mit der Frage heraus: „Und so sieht einer aus, der zu viel Wasser getrunken hat?"

Diese thörichte Bemerkung löste die ängstliche Spannung. Man lächelte, man lachte, und als die erstaunte Frau, die sich des Unsinns, den sie vorgebracht hatte, nicht mehr bewußt wurde, hastig im Kreise umsah, und dabei die Likörflasche ihrer Hand entglitt und den halben Inhalt in ihren Schoß entleerte, da brach das Gelächter mit solcher Gewalt los, daß niemand mehr zu Worte kommen konnte.

Sophie war die erste, die sich soweit faßte, daß sie der Baumeisterin beisprang und ihr beim Abputzen behülflich war. Der Rock war ganz durchnäßt, auch die Taille hatte ihr Teil mitbekommen, aber Sophie behauptete, daß Branntwein keine Flecken mache.

Die Gesellschaft hatte sich eben einigermaßen beruhigt, und das Gelächter sprang nur noch hier und da in kleinen Wirbeln auf, als vom Eingang der Hütte her eine befehlende Stimme vernehmbar wurde.

„Was ist das für eine Zucht? Wer hat hier einen Feiertag anzuordnen, von dem ich nichts weiß?"

Gerhardt trat in den Raum, hinter ihm drängte sich der Haufe der Arbeiter, die er aus ihrer Gemütlichkeit bei der Stallschenke aufgestört hatte. Eine peinliche Stille folgte den Worten des Arbeitherrn.

„Kierkejaard, was sind das für Anstalten? Ich denke, das gute Wetter ist nicht dazu da, um zu faulenzen."

Der Angerufene trat vor. Trotz und Angst kamen und gingen in seinem aufgedunsenen Gesichte. „Meine Frau hat Namenstag."

„Was geht das die Arbeiter an?" rief Gerhardt. „Sind Sie hier der Herr, oder bin ich es?" Er trat drohend auf den fetten Burschen zu. Dieser zog sich einige Schritte zurück.

„Und was soll es heißen, daß Sie hier einen Schnapsladen einrichten? Ich wünsche garnicht, daß die Leute überhaupt Branntwein trinken. Aber natürlich, Ihr eigenes Haus riecht ja ganz nach dem Gift. Wenn ich Ihre Schenkwirtthätigkeit zur Anzeige bringe, so werden Sie bestraft."

„Ich habe den Schnaps den Leuten umsonst gegeben," verteidigte sich Kierkejaard. Er hatte das nicht mit besonders starker Stimme gesagt, aber die Draußenstehenden hatten es doch vernommen. „Hurrah, Kierkejaard soll leben!" brauste der Ruf der Rotte. „Er hat uns den Schnaps geschenkt. Was will der Baumeister? Werft ihn raus!"

Gerhardt störte sich nicht an die hinter seinem Rücken johlende Menge. Er wendete sich an die Meister im Zimmer: „Ihr solltet Euch schämen, daß Ihr Euch von diesem versoffenen Faulpelz zur Unordnung bringen laßt."

„Herr Baumeiſter," ergriff der Aelteſte derſelben das Wort, „das ſagen Sie wohl, aber wir ſind hier eingeladen, und da können wir nicht anders. Sehen Sie nur, Kaffee, Schnaps und Kuchen, ſo gut haben wir es nicht alle Tage."

Gerhardt bemerkte mit Schrecken, wie weit die Zuchtloſigkeit in ſeinem Betrieb gediehen ſei. — So rächte ſich die Vernachläſſigung; man erkannte ihn nicht mehr als Herrn an, man widerſetzte ſich ſeinen offenen Befehlen. Aber er raffte ſich auf. Er wollte zeigen, daß er noch der alte Herr ſei.

„Fort mit Euch, an die Arbeit!" rief er heftig. „Die Schmauſerei hier hört auf, es iſt kein Feiertag heute."

„Das ſind' ich ſtark," hörte man Heinrich Schellberg vernehmlich genug murmeln.

Die Ploegbaaſe ſtanden unſchlüſſig da, während draußen die Arbeiter ſchrieen: „Wir arbeiten heute nicht, und wenn er uns für die Stunde einen Thaler bezahlt."

„Ich habe mein gutes Zeug an," ſagte der Setzermeiſter, indem er breit die Arme auf den Tiſch legte. „Ich thue heute nichts mehr."

„Schurken," rief Gerhardt. „Wer heute feiert, kann auch den ganzen Sommer feiern. Bei mir formt keiner mehr einen Stein, der ſich jetzt widerſetzt."

„Das laſſen wir uns nicht gefallen," klang es ihm entgegen, und Kierkejaard, von Heinrich aufgeſtachelt, pflanzte ſich in ſeiner ganzen Breite vor dem Baumeiſter auf.

„Was wollen Sie überhaupt in meinem Hauſe?" kreiſchte er. „Ich bin hier Herr, und ob ich hier Kuchen eſſen will, oder arbeiten, das geht Sie garnichts an."

„Bravo!" riefen die Arbeiter draußen. Auch die Meiſter in der Bude nickten Beifall und traten mit drohenden Mienen näher an den Herrn heran.

„Das iſt Aufſtand!" rief Gerhardt. „Glaubt mir, daß ich Euch das nicht vergeſſen werde."

„Sie würden gut thun, hier in meinem Hauſe den

Mund zu halten," sagte Kierkejaard frech. „Ich schmeiße Sie sonst hinaus."

„Hinaus!" echote der Chor der Arbeiter. Da entstand plötzlich eine Bewegung unter ihnen, einige fühlten sich zur Seite geschoben, auch Gerhardt, der die Hand erhoben hatte, um auf seines Aufsehers unverschämte Worte eine schlagende Erwideruug zu geben, erhielt einen unsanften Stoß, und dann pflanzte sich Reiner Overmanns hohe Gestalt neben ihm auf.

„Das ist ja hier eine schöne Geschichte," rief der Ankömmling. „Fünfzig Arbeiter gegen einen Herrn. Da will ich mich doch zu ihm stellen, sonst ist es gar zu wenig." Seine Worte klangen höhnisch, und dieser Hohn traf die aufgeregten Meister. Sie schlugen vor Reiners verächtlichen Blicken die ihrigen zu Boden.

Aber Kierkejaard ließ sich nicht einschüchtern, er fühlte sich in seinem Hause. „Was haben Sie hier verloren, Sie Lump?" schimpfte er.

Wie Reiner so auf das fette Gesicht hinab sah, das sich bemühte, ihn mit Blicken zu durchbohren, da mußte er lachen. Er faßte mit der rechten Hand Kierkejaard beim Kragen und riß ihn zurück, mit der linken fuhr er in die Brusttasche und hielt dem Machtlosen die Quittung unter die Nase.

„Kennst Du das, Männeken? Kennst Du das?" fragte er dabei in ganz schulmeisterlichem Ton.

Kierkejaard war bemüht, sich von dem Griff des ihn bedeutend überragenden Mannes frei zu machen, aber das Papier vor seinen Augen lähmte seine Kräfte; er gab das Spiel verloren und ließ sich von Reiner wie ein Sack zusammenschütteln.

„Wer ist der Lump nun? Heh?" fragte dieser zwischen der anstrengenden Beschäftigung durch. „Wer hat gestohlen? Ich verspreche Ihnen heilig, wenn Sie sich nicht hier aus der Gegend verdusten, werde ich von diesem Beweismittel gegen Sie Gebrauch machen. Sie sollen ins Zuchthaus,

Sie Elender.“ Damit ſetzte er den Erſchütterten ſo feſt auf die Bank nieder, daß das Brett krachte.

Die Körperkraft imponiert rohen Menſchen mehr, als irgend ein anderes Talent. Schweigend ſah die Verſammlung der Züchtigung ihres Gaſtgebers zu. Keiner machte Miene, ihm beizuſpringen, die Arbeiter vor der Thür hatten ſich ſchon verzogen, ſo weit ſie es unauffällig thun konnten.

Reiner wollte ſich eben zu dem Baumeiſter wenden, um ein Wort der Entſchuldigung vorzubringen wegen ſeiner unerbetenen Einmiſchung in dieſe Angelegenheit, als Frau Gerhardt, die bisher, wie die andern Frauen, ſtumm dem raſchen Wechſel der Auftritte gefolgt war, ſich mit einem gellenden Geſchrei auf ihn ſtürzte, mit Fäuſten auf ihn losſchlug und, ſich wie eine Raſende gebärdend, ausrief: „Sie wollen meinen Bruder ſchlagen? Sie infamer Menſch, Sie ſollen mir noch einmal kommen.“

„Reißt die Frau weg,“ riefen mehrere Stimmen, Gerhardt ſelbſt griff nach ihr, um ſie zurückzudrängen; aber Heinrich Schellberg hetzte leiſe: „Das Papier, nehmen Sie das Papier.“

Die Trunkene folgte dieſer Aufforderung, mit einer plötzlichen Wendung hatte ſie Reiner den Zettel entriſſen.

Der Ueberraſchte, der ſich bisher gegen ihre Angriffe nur abwehrend verhalten hatte, ſuchte jetzt ihren Arm zu erhaſchen, um ihr den Raub wieder zu entreißen, aber ſie war laut ſchreiend zurückgeſprungen, und als Heinrich ihr nun zurief: „Verbrennen Sie den Wiſch. Da ſteht Licht,“ ſtürzte ſie über die Spritflamme her, und ſchon flammte der Zettel auf, als mit einem puffenden Knall die neue, patentierte Kaffeemaſchine auseinanderſprang, und der brennende Spiritus weit über den Tiſch geſchleudert wurde. Im Nu brannte das ganze Tiſchtuch. Die blauen Feuerzungen leckten an Gläſern und Tellern.

Alle ſtanden erſtarrt, und erſt, als Frau Gerhardt ein gellendes Hülfegeſchrei ausſtieß, ſah man, daß auch ſie über

und über in Flammen ſtand. Ihr mit Schnaps durchtränktes Zeug hatte Feuer gefangen.

Einige Männer zogen die Röcke aus, um die Flammen mit Hülfe derſelben zu erſticken, aber das trunkene Weib, jetzt ganz ſinnlos vor Angſt, ſtürzte zwiſchen den ihr ſcheu ausweichenden Frauen hindurch ins Freie. Zu ſpät warf ſie ſich dort auf den Boden. Das Feuer ließ ſich nicht mehr erſticken. Immer wieder an anderen Stellen flammte der bläuliche Schein auf. Gräßlich ſchrillte das Schmerzgeheul der Frau unter den Röcken und Decken hervor, als man endlich dazu kam, ſolche über ſie zu werfen. Allmälig ward es leiſer und matter, die Zuckungen der grauenhaft Verwundeten hatten aufgehört. Man hob die angeſengten Hüllen auf. Bewußtlos lag ſie da. Gerhardt bedeckte den Körper wieder mit einem Leintuch, und befahl den gaffenden Arbeitern eine Bahre herbeizuſchaffen. — Er verlor in dieſem Augenblick die Faſſung nicht. —

Reiner trat zu ihm.

„Werden Sie über den Subbelratherweg gehen?“ fragte er.

Der Baumeiſter nickte.

„So werde ich Ihnen mit einem Wagen entgegenkommen.“

Reiner wartete auf dieſe Erklärung keine Antwort ab. Er ging mit raſchen Schritten nach der Stadt zu davon.

— Noch ehe der Zug, von Gerhardt geführt, die Häuſer Ehrenfelds erreicht hatte, traf er ſchon auf den von Reiner herbeigeholten Wagen.

Der junge Mann war Gerhardt behülflich, die wimmernde Frau in den Wagen zu heben und wollte, als der Baumeiſter ſelbſt eingeſtiegen war, ſich auf den Bock ſchwingen, aber Gerhardt winkte ihn an das Wagenfenſter.

„Jetzt nicht,“ bat er, „betreten Sie mein Haus jetzt nicht,“ aber er ſtreckte die Hand aus, ergriff Reiners Rechte und drückte ſie warm. „Ich danke Ihnen.“

Reiner ſchaute dem davoneilenden Wagen gedankenvoll nach, dann wandte er ſich um und ging wieder der Ziegelei zu. — —

Unter den Arbeitern, die den Transport der Verunglückten begleitet hatten, war auch Meiſter Weber, Reiner ſchloß ſich ihm an und begann, ſich nach den Zuſtänden auf der Ziegelei zu erkundigen.

„Es hätte nicht viel gefehlt," ſagte er, „ſo wäre offener Tumult ausgebrochen. Ich glaube, die Bande wäre im Stande geweſen, ſich an ihrem Herrn zu vergreifen."

„Es iſt keine Zucht und Unterordnung da," beſtätigte der alte Arbeiter mit Nicken. „Den Herrn Baumeiſter kennen die Leute kaum, und die Meiſter thun und laſſen, was ſie wollen. Kierkejaard kümmert ſich ja zwar um alles, aber er verſteht nichts, und wenn er Geld kriegt, ſo läßt er die Leute thun, was ihnen beliebt."

„Bei ſolcher Wirtſchaft muß ja alles zu Grunde gehen," grollte Reiner.

„Das wird es auch thun," verſicherte der Meiſter, und er erzählte von der Ungerechtigkeit Kierkejaards und von dem Schnapsausſchank.

„Er kann den Hals nicht vollkriegen," rief er empört. „Stehlen und Betrügen bringt ihm noch nicht genug ein. Wenn Sie wieder da wären, Herr Overmann, Sie ſind ein junger Mann und haben ein Anſehn, Sie könnten noch durchgreifen."

Reiner ſeufzte. „Das wird wohl ſchwer zu machen ſein," meinte er, „aber etwas kann ich doch auch ſo thun. Ich kann den Herrn von dieſem Kierkejaard befreien, und ich meine, das wäre auch ſchon was wert."

Der Arbeiter blieb ſtehen. „Wenn Sie das können, dann können Sie mehr als ein Doktor. Dieſer Kierkejaard iſt ein Krebs, ich ſage Ihnen, ein ſo bösartiger Krebs, wie nur einer. Wenn Sie den vertreiben können,

dann ſollen Sie in meinem Kalender als Wunderthäter einen beſondern Tag haben."

„Er muß gehen," ſagte Reiner, „ſo oder ſo. Entweder ich bringe ihn für einige Jahre hinter Schloß und Riegel, oder er verzieht ſich freiwillig."

„Nun glaub' ich allmälig wieder, daß unſer Herrgott auch einmal nach der Ziegelei hinſieht," ſagte Weber in heller Freude. „Ich hatte in der letzten Zeit immer gedacht, es wäre ihm da zu lehmig. Und ſehen Sie, Herr Overmann, übel hätte ihm das auch niemand nehmen können; denn wirklich ein Vergnügen iſt es nicht, ſowas mit anſehen zu müſſen." —

— In der Ziegelbude fand Reiner die Lage ſehr verändert. Gäſte waren außer Heinrich Schellberg keine mehr zugegen. Dieſer ſaß mit Kierkejaard an dem Tiſch, um den noch die Fetzen der halbverbrannten Decke hingen. Er hörte des Aufſehers unterdrücktes Fluchen und Schimpfen mit großer Gemütsruhe an. Sophie wußte ihre Wut über das in Flammen aufgegangene Namenstagfeſt beſſer zu verwerten als ihre Ehehälfte. Sie ſtrafte der Reihe nach ihre Nachkommenſchaft ab, welche die allgemeine Verwirrung benutzt hatte, um die halbverbrannten Kuchen- und Tortenreſte bis auf den letzten Krumen zu verzehren. Aus allen Ecken erſcholl jetzt die disharmoniſche Kinderſymphonie und klagte in ausdrucksvollen Tönen über die ungleiche Verteilung der Kräfte, die es dem Stärkern möglich macht, mittels eines ſchwanken Rohres dem Schwachen Unrecht aufzuerlegen.

Es waren nicht eben freundliche Blicke, mit denen Reiner von allen Seiten angeſtarrt wurde, als er zum zweiten Male die Hütte betrat. Aber er ließ ſich dadurch nicht beirren.

„Ich komme noch einmal zurück," ſagte er, „da ich vorhin unterbrochen wurde, in dem, was ich Ihnen zu ſagen habe."

„Nichts haben Sie mir zu ſagen!" ſchrie Kierkejaard und auch Sophie keifte:

„Wenn ich Sie hätte, wie die da," sie wies auf ihre Küchlein, „dann wollte ich Sie." Mit zorniger Miene ließ sie das Rohr durch die Luft sausen.

„Du bist nicht recht gescheit, Reiner," rief ihm Heinrich zu. „Der einzige Beweis ist verbrannt.

Reiner sah ihn von oben herab an und lächelte spöttisch. „Dieses Blatt haben verschiedene Leute gesehen, die seinen Inhalt unter dem Eid wiedergeben können, wenn das nötig ist. Du selbst solltest Dich hüten, mich zu reizen. Die Pläne sind in Eurem Hause gefunden worden. Einen Mitschuldigen hat das Geschick dem Arme der irdischen Gerechtigkeit entzogen, aber er hat viele Freunde gehabt. Bist Du so sicher, daß Tonius diesen nichts verraten hat?"

Reiner hatte das auf gut Glück hin gesagt, aber er traf Heinrich damit sehr empfindlich. Dieser wußte, daß Tonius in der letzten Zeit sehr schlecht auf ihn zu sprechen gewesen war, und auch, daß er in den Fieberphantasien seinem Vater manches von der Geschichte des Diebstahls verraten hatte. Als Heinrich so plötzlich verstummte, wurde auch Kierkejaard kleinlaut.

„Was wollt Ihr denn von mir?" rief er unwirsch.

„Ich komme eben her, um es Euch so deutlich wie möglich zu sagen. Zwei Wochen lasse ich Euch Zeit, Eure Verbindungen hier zu lösen, seid Ihr in zwei Wochen nicht mit Sack und Pack hier aus der Gegend verschwunden, so gehe ich direkten Weges zum Polizeipräsidium und erstatte Anzeige gegen Euch wegen des Diebstahls bei dem Herrn Baumeister. Kommt diese Sache in Untersuchung, so könnt Ihr Euch denken, daß auch Eure ganze Aufführung hier in Betracht gezogen wird, ob Ihnen das angenehm sein kann, werden Sie selbst am besten wissen."

„Ich soll von hier fort? Was soll ich denn aber anfangen?" murrte der Fette.

„Das schert mich wenig," sagte Reiner hart. „Verlassen Sie sich darauf, daß ich wahr machen werde, was ich gesagt habe."

„Ich aber gehe nicht fort aus der schönen Stelle," kreischte jetzt Sophie. Ihre Wut richtete sich diesmal nicht gegen Reiner, sondern gegen ihren lieben Hausherrn. „Du Lump, Du Gauner, Du Schuft," begann sie, „gestohlen hast Du, so dumm, daß sie Dich gekriegt haben? Du bist ein schöner Schafkopf, ein richtiges, auserkorenes Rindvieh," und nun ergoß sich eine solche Flut ähnlicher Schmeichelnamen über den wanstigen Sünder, daß er darin hätte baden können, wäre auch jedes Schimpfwort nur ein Tropfen gewesen.

Heinrich versuchte dem Ausgeschmälten zu Hülfe zu kommen, aber Frau Sophie kam es garnicht darauf an, wohin ihre Scheltworte fielen, und Heinrich bekam nebenbei noch genug Ehrentitel ab, um aus dem Vorrat jeden Tag im Jahre sich einen andern beilegen zu können.

Reiner hatte sich den Anblick dieser häuslichen Szene gespart. Er war gegangen, aber nicht nach der Stadt zu. Durch die Felder schritt er hinaus ins Freie.

Die letzten beiden Tage waren mit ihren furchtbaren Ereignissen wie Gewitter durch seine Seele gebraust. Sie hatten die dumpfe Schwüle, die dort schon lange lagerte, verscheucht, frisch und mutig sah der junge Mann wieder in die Welt. Noch waren seine äußeren Verhältnisse nicht klar geordnet, aber in seinem Innern war es klar und licht, nun mußte alles gut werden.

Unvermerkt hatte er den Weg eingeschlagen, den er in der Nacht seiner größten Verdüsterung gewandelt war. Die hohe Linde am Eingang des Nüssenbergerbusches winkte ihm wieder entgegen. Das weiße Kreuz unter ihr sah ernsthaft herüber.

Wieder blieb Reiner dort stehen. Er erinnerte sich der Gedanken jener Nacht, er erinnerte sich der furchtbaren Szene bei Schellbergs, aber es war keine Bitterkeit mehr in ihm. Waren doch auf die Züchtigung die Tage gefolgt, die er als inhaltreichsten seines Lebens betrachtete. Er gedachte Olgas und sein Sinn wurde weich.

Was hatte der Händedruck Gerhardts sagen sollen? Was dies Rätselhafte: Jetzt noch nicht. Jetzt nicht, aber später, bald. „O, Herr laß es bald sein," flehte er, vor dem Kreuze stehen bleibend, seine Lippen bewegten sich nicht, aber Gedanke und Gebet waren eins.

Die Sonne neigte sich zum Untergang. Der Himmel erstrahlte in rosenrotem Licht, dunkelviolette Wolken schwammen friedlich auf dem glänzenden Grund. Begeistert schaute Reiner ins Abendrot. Er dachte nicht daran, daß es die Nacht bringe, wenn es erlosche, er gedachte des kommenden schönen Tages, den es heraufzuführen versprach. — —

Aber während Reiner klaren Himmel und klare Welt zu sehen glaubte, senkte sich die Wolke immer düsterer und schwerer herab auf Gerhardts Haus. Frau Sorge, im grauen Nonnengewand, hatte sich dort eingemietet, sie verkürzte den Bewohnern den hellen Tag und ließ sie bei Nacht nicht Ruhe finden.

Der Baumeister hatte zu sorgen um sein Geschäft. Eine strenge Musterung hatte er unter den Leuten auf dem Ziegelfelde gehalten, für die Ausgeschiedenen ließ sich nicht sogleich ein guter Ersatz finden, und so lag der halbe Betrieb still. Auch mußte Gerhardt Geld beschaffen für den Neubau des Ringofens und für Kierkejaard. Diesem hatte er zu seinem Umzug noch eine letzte größere Unterstützung versprochen. Es wäre dem Baumeister früher ein Leichtes gewesen, die erforderliche Summe aufzutreiben, jetzt machte es Umstände, und er mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, doch einige der Grundstücke im Süden der Stadt mit Verlust zu verkaufen.

Olga aber wurde schlimmer von der Sorge geplagt als ihr Vater. Ihr lag die Pflege der tödlich verwundeten Mutter ob. Die elende Frau, deren Körper fast nur eine einzige, entsetzliche Brandwunde war, fand bei Tag und Nacht keine Ruhe. Furchtbare Gedanken suchten sie heim, wenn der körperliche Schmerz für Stunden nachließ. Ihre

gefolterte Seele offenbarte sich der Tochter in gräßlichen Selbstanklagen.

Im Fieber sah sie sich wieder von den blauen, fressenden Flammen eingehüllt. Wie sie aus ihrem Leibe hervorschlugen, wie sie um sie und in ihr züngelten, sengten, brannten, da glaubte die Halbwahnsinnige in der Hölle zu sein.

Aber trotz der entsetzlichen Gewissensqualen kam manchmal der alte Geist wieder über sie. Mit lärmender Stimme verlangte sie zu trinken. Wenn sie dann das dargereichte Eiswasser gierig hinunterschlürfte und in ein schreckliches Zanken ausbrach, daß man ihr nichts als fades Wasser gönne, wenn sie winselte und heulte um einen einzigen Tropfen Branntwein, dann wollte Olga oft die Kraft verlassen, und es kostete sie Ueberwindung, sanft zu bleiben, mit ruhiger Hand die Umschläge zu erneuern und die Kranke in die Kissen zurückzudrängen.

Aber noch eine andere Sorge nagte an ihrem Herzen. Auch zu ihr war dunkel die Kunde gedrungen von dem Tode des Tonius Pätz, und daß Reiner bei der Sache beteiligt sei. So lange hatte er überwinden können, und nun doch, — nun doch alles vergebens.

Wie manche Thräne hatte ihr das gekostet, sie hatte keine Zeit, sich Gewißheit zu verschaffen, und ihr bangte auch davor.

Doch nicht lange wollte das Schicksal das arme Mädchen so grausam foltern. Die Mutter ward schwächer und schwächer. Der Arzt hatte kein trostreiches Lächeln mehr, wenn Olga ihn mit fragenden Augen stumm ansah. —

Der Tag schlich langsam hin, die Kranke war ruhig gewesen, und so wollte sich auch Olga, nachdem sie glaubte, daß jene eingeschlafen, gegen Abend einige Ruhe gönnen. Sie ging ins Wohnzimmer und legte sich auf das Sopha. Aber die aufgeregten Nerven wollten sich nicht so schnell zufrieden geben. In dem dämmerigen Zwielicht huschten allerlei düstere Schatten heran, umschwebten das Mädchen

und ſenkten ſich in ihre Seele. Grau und trüb verhüllte ſich ihr Blick, ſchwer und drückend lag es ihr auf der Bruſt. Sie mußte zuweilen den Atem anhalten und geſpannt lauſchen. Auf was?

Nichts ließ ſich vernehmen, Kein Fliegenſummen im Zimmer, kein Laut von draußen. Eine ſtarre, ſtumme Angſt ſchien auf allem zu laſten. Der Tod, der dem Krankenbette nahte, ließ ſeinen weiten dunklen Mantel wallen, und ſeine Falten ſtreiften das gepeinigte Mädchen, daß es ahnungbang zuſammenſchauerte.

Da trat die Magd ein. „Fräulein Schellberg erkundigt ſich nach dem Befinden der Frau Baumeiſter," meldete ſie.

Der Ton der menſchlichen Stimme that Olgas Ohre wohl. Sie atmete auf, die finſtern Schatten verblaßten.

„Führen Sie das Fräulein herauf, und bringen Sie Licht."

Sie hatte nicht gerne mit Traudchen zu thun; aber es war doch ein Menſch in ihrer Nähe, wenn ſie kam, und Olga brauchte ſich nicht mit den finſtern Ahnungen zu quälen.

Auch für Traudchen, die auf Befehl ihres Vaters von Zeit zu Zeit im Hauſe der Erkrankten nach deren Ergehen fragen mußte, war die Einladung heraufzukommen nicht eben erfreulich, doch konnte ſie dieſelbe nicht wohl ablehnen, und ſo betrat ſie mit einiger Schüchternheit das Zimmer.

Olga kam ihr entgegen. „Ich danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie uns erwieſen haben," ſagte ſie mit matter Stimme, „leider kann ich noch weniger hoffnungsreich auf Ihre Frage antworten als in den letzten Tagen, ich fürchte es geht zu Ende."

Das bleiche übernächtigte Geſicht mit den unnatürlich glänzenden Augen ſah ſo ſchmerzlich ſüß aus, daß Traudchen ſich des Mitleids nicht erwehren konnte.

„Ach, mein liebes Fräulein," ſagte ſie, „verlieren Sie doch den Mut nicht."

Olga winkte nach einem Stuhl hin. „Setzen Sie sich bitte.“

Während die Besucherin der Aufforderung Folge leistete, ging Olga, von Unruhe getrieben, im Zimmer hin und her. „Wie geht es denn bei Ihnen?“ fragte sie, vor Traudchen stehen bleibend. „Sie sind mitten im Umzug. Ist denn bald gepackt?“

„Es ist eine schreckliche Arbeit,“ klagte Traudchen, „all der Plunder. Man wird und wird nicht damit fertig.“

„Nun Sie haben ja Ihre Brüder, die Ihnen dabei behülflich sein können.“

„Man merkt, daß Sie nie Brüder gehabt haben, Fräulein. Die und einem helfen. Mein einer Bruder ist auch garnicht mehr hier, und der andere, der Heinrich, ist immer im Geschäft, seit sein Kompagnon tot ist, der Herr Pätz.“

„Richtig ja, er ist ertrunken,“ sagte Olga lebhaft. „Wissen Sie etwas Näheres darüber, wie es gekommen ist?“

Nun war Traudchen auf einen Gegenstand gebracht, worüber sie sprechen konnte. Heinrich hatte sie in die kleinsten Einzelheiten des Unfalls eingeweiht, und sie selbst hatte die ganze Geschichte schon oft genug den Gästen im Flur erzählt. So trug sie denn dieselbe auch hier mit vieler Umständlichkeit vor und vergaß nicht, wie es ihr Bruder bei Kierkejaard gethan, des Anteils zu erwähnen, den Reiner an der Sache hatte.

„Er, das sehen und hinterdreinspringen, war das Werk eines Augenblicks, wie man so zu sagen pflegt. Und nun ans Floß. Er konnte ja nicht drunter, sonst wäre er auch verloren gewesen. Er mußte drumherum. Kaum ist der Tonius am End' zum Vorschein gekommen, da hat er ihn schon gepackt. Der Joseph, der Bruder, hatte das Mädchen vom Floß zu schleppen, die war ja natürlich schwach geworden. Ja, und da mußte der Obermann ganz allein den Tonius ans Land bringen, Sie können sich wohl denken, wie schwer das war. Und wie er da nachher nicht mehr zu sich gekommen ist, da ist er so betrübt gewesen, der

Lenz hat erzählt, Sie wissen doch, der hier oben bei Ihnen gewohnt hat, der also, der Obermann soll zu seiner Schwester gesagt haben, er gäb seine rechte Hand drum, wenn der Tonius noch leben thät."

„Aber, Fräulein was ist Ihnen?" unterbrach sich die Erzählerin. „Mein Gott um alles in der Welt, wie sehen Sie aus?"

„Es ist nichts, nichts, mir wird schon wieder besser," sagte Olga leise.

„Ich habe Sie aufgeregt. Nein, das war nicht recht von mir, dann will ich doch lieber gehen," sagte Traudchen.

Olga dankte ihr für den Besuch mit solcher Wärme, daß Traudchen nicht darüber kommen konnte und noch draußen auf dem Hof dachte: Wie sonderbar so eine ist, früher so stolz und jetzt — aber das macht, daß die Mutter so krank ist.

Olga aber lag oben im Zimmer auf den Knieen, das Gesicht mit den Händen bedeckend, schluchzend, bebend vor Freude, vor Wonne.

Wer will das schildern, was ihre Seele in diesem Augenblick durchstürmte, wußte sie doch selbst nicht, welchen Namen sie den Schauern geben sollte, die durch ihr Herz, durch ihren ganzen Körper flogen.

Was thut auch der Name? Worte sind nur ein kindisches Lallen, wenn sie ausdrücken sollen, was das tiefste in uns aufwühlt. Laßt mich schweigen von ihrer Dankbarkeit, die zum Himmel aufjauchzte, während ihre Augen von Freudenthränen flossen.

Laßt mich auch schweigen von ihrem stummen Zusammensinken, als sie dann, an das Bett der Mutter tretend, keinen Atem mehr in dem von Wunden entstellten Körper spürte. —

Eine Stunde später stieg sie leise die Treppe hinunter, um ihrem Vater mitzuteilen, daß der Tod die Mutter von ihren schrecklichen Qualen erlöst habe.

IX.

Kurze Zeit nach den Vorgängen auf der Ziegelei war Groß, der Schreiber Gerhardts, noch einmal zu Reiner gekommen. Er hoffte mit Recht, daß die Stimmung des jungen Mannes jetzt weniger ungünstig für den Baumeister sei, und so erneuerte er seine Bitte, die ihn schon einmal zu jenem geführt.

„Ihr Vater wird nicht so hartherzig sein und es Ihnen abschlagen," überredete er. „Ich glaube, ich weiß besser, wer der ist, der nicht nachgeben will. Sie möchten jetzt gebeten sein, nicht wahr? Ich kenne Sie besser, als Sie denken."

Reiner lächelte. „Aber doch nicht ganz. Ich bin selbst schon bei meinem Vater gewesen, und habe angehalten, er solle mir verzeihen. Aber er hat mich hinaus gewiesen — wieder." —

„Das ist dumm," prustete der kleine Schreiber hervor. „Hm, hm." Er legte die linke Hand ans Kinn und schob mit dem Zeigefinger die Unterlippe empor. Das war so seine nachdenksame Haltung.

„Sie haben's versucht," sagte er endlich, „einmal, ist das auch was? Kein Baum fällt auf den ersten Streich. Nein, Herr Overmann, das heißt noch garnichts. Denken Sie doch nur einmal, wieviel Versuche andere Leute machen müssen, um viel weniger zu erreichen. Glauben Sie, daß es einem Seiltänzer jemals auf den ersten Versuch hin gelingt?"

Wenn auch Reiner diesen Vergleich sehr kühn fand,

ſo ſchien ihm doch der Gedanke, noch einmal eine Annäherung an ſeinen Vater zu verſuchen, nicht ganz hoffnungslos. Und wenn er nichts für ſich erreichte, ſo konnte er doch vielleicht für Gerhardt eine günſtige Entſcheidung erlangen. So verſprach er denn dem erfreuten Schreiber, ihm den Willen zu thun.

„Wenn es vergeblich iſt," ſagte er, „dann konnte ich nichts daran ändern."

Es war aber nicht ſo leicht, dies Verſprechen zu halten, wie Reiner es ſich vorgeſtellt hatte. Diesmal machte ihm ſeine Mutter ernſtlich Schwierigkeiten, den Vater auch nur zu ſehen.

„Du weißt nicht, wie er iſt," ſagte ſie. „Er iſt ſchwer, ſchwer krank. Man kennt ihn garnicht wieder. Er kann auch nur noch liegen."

„Dann iſt es erſt recht notwendig, daß ich ihn ſehe," ſtellte Reiner ihr vor, aber ſie wollte nichts davon wiſſen.

„Du regſt ihn nur auf, und helfen kann es doch nichts. Ich habe ihm ſtets in den Ohren gelegen, aber er ſagt immer noch, Du wollteſt nur ſein Geld."

Die gute Frau hatte ſo lange alles aufgeboten, den trotzigen Sinn des Alten zu beugen, doch Sprechen und Bitten, Vorſtellungen und Thränen hatten ſo garnichts gefruchtet, daß ſie den Mut ganz verloren hatte.

Reiner faßte der Mutter Hand. „Glaubſt Du, daß der Vater bald ſterben könnte?" fragte er.

„Lieber Gott, er kann's ſo nicht lange mehr treiben. Auch das Sprechen hat er ſchon drangegeben. Wenn der Nachbar Metzmacher kommt, dann muß der immer erzählen. Der Vater kann nicht mehr."

„Und Du willſt ihn ſo ſterben laſſen, mit dem Haß auf mich? Mutter, das darfſt Du nicht. Das kannſt Du nicht verantworten. Wie ſoll es mir im Leben ergehen, wenn er mir nicht verzeiht? Und wird er Ruhe finden können?"

Die alte Bäuerin ſtand in Bedenken. „Ich weiß es

nicht," sagte sie, „ich kann das Eine nicht verantworten und das Andere nicht. Wenn er nun vor Aufregung stirbt?"

„Das laß mir zur Verantwortung," erwiderte Reiner. „Ich werde alles vermeiden, was ihn aufregen könnte."

Damit ging er entschlossen auf die Thür zu und trat in das Krankenzimmer ein.

Der im Bette liegende Mann machte keine Bewegung, als er des Eintretenden ansichtig wurde. Ruhig lag der große gelbliche Schädel in den weißen Kissen, und über die Wülste an den Seiten hinweg schauten aus dem zusammengeschrumpften Gesicht die Augen forschend zu Reiner hinüber.

„Wie geht es Euch Vater?" fragte dieser, während die Mutter in atemloser Spannung an der Thüre verharrte.

„Es ist nichts mit einem alten Mann," antwortete der Kranke. Er hob die große Hand, die auf der Decke lag. „Sieh, nicht mal mehr einen Teller mit Suppe kann sie ordentlich halten, ohne daß er überfließt."

Die Mutter war erstaunt über die ruhige Gelassenheit, mit der er sprach. Sie gelobte in der Stille der heiligen Ursula zwei Altarkerzen, wenn der Alte so bleiben solle.

„Wenn Du einmal so alt bist, wie ich," fuhr der unterdessen fort, „dann denk an mich, und was Du mir für ein Leid anthust."

„Vater, was thu ich Euch denn jetzt?" fragte Reiner, durch den Anblick des Verfallenen aufs Tiefste erschüttert. „Ich komme wie früher, Euch um Verzeihung zu bitten. Was soll ich noch anderes thun? Verlangt es nur, ich verspreche, daß ich es halten will."

Der Alte schien zu überlegen. „Was Du noch sonst thun sollst? Ja, was kannst Du am Ende auch anders noch thun?" Aber da kam wieder der alte Eigensinn über ihn. „Du sollst mich in Ruhe lassen. Ich habe mein Testament gemacht, ganz wie es Gesetz ist, mit einem Notar und Zeugen, und Du erhältst nichts, Du sollst mich auch nicht Deinethalben quälen."

„Das will ich nicht," meinte Reiner ruhig. „Ich bin auch heute nicht hergekommen, um für mich zu bitten, sondern für einen Andern."

„Weshalb kommt er nicht selbst, der Andere?" fragte der Vater mißtrauisch.

„Er war schon hier, da habt Ihr's ihm abgeschlagen."

„Dann laß ich mich auch jetzt nicht darauf ein. Nein, die Arme sind schwach, das ist wahr, aber der Kopf ist noch gut da, was ich will, das will ich noch immer."

„Es ist nichts Gefährliches, Vater, Euch kann es ganz recht sein," begann Reiner, indem er sich auf einem Stuhl dicht am Bette niederließ. „Der Baumeister Gerhardt —"

„Bist Du wieder bei ihm?" fragte der Alte mit mehr Lebhaftigkeit, als Reiner ihm noch zugetraut hätte.

Dieser schüttelte den Kopf. „Das ist so wenig möglich, als daß Ihr mir verzeiht."

Der Kranke murmelte etwas Unverständliches.

„Aber er ist arg drunter durch," fuhr Reiner fort, und nun erzählte er in kurzen Zügen, um was es sich handele. „Er hat schon einmal mit Euch selbst gesprochen wegen des Grundstücks, da habt Ihr's ihm verweigert. Damals konntet Ihr das thun; denn er hätte sich noch auf andere Art helfen können, jetzt aber dürft Ihr nicht mehr auf Eurer Absage bestehen."

Der Kranke lag so still, und auf seinem Gesicht zeigte sich so wenig Bewegung, daß Reiner fürchtete, er habe ihn garnicht verstanden, aber die Antwort, die er nach einiger Zeit erhielt, überzeugte ihn vom Gegenteil.

„Ich verkaufe kein Ackerland zu Bauzwecken. Das ist mein Grundsatz gewesen, so lange ich denken kann."

„Ihr laßt aber auch einen Andern nicht zu Grunde gehen, wenn Ihr ihm helfen könnt, Vater, das habt Ihr auch Euer ganzes Leben lang so gehalten."

Wieder sahen die blauen Augen des Alten den Sohn mißtrauisch an.

„Und wenn er das Land kriegt und wieder Geld hat, ſein Geſchäft größer zu betreiben, dann ſollſt Du wieder bei ihm angeſtellt werden, nicht wahr?“

Reiner ſchüttelte den Kopf. „Davon iſt überhaupt nicht die Rede.“

„Dann biſt Du dumm geweſen, Dich von ihm herſchicken zu laſſen. Man muß nichts auf unbeſtimmte Verſprechungen hin thun.“

Der Sohn vergaß faſt, daß er der Mutter verſprochen hatte, ganz ruhig zu bleiben.

„Ich habe kein Wort mit dem Baumeiſter hierüber geſprochen,“ rief er. „Die Verhältniſſe habe ich von einer dritten Perſon erfahren, die ſie gut kennt. Ich aber habe mich nur dadurch treiben laſſen, daß ich das Unglück dieſes Mannes mitfühle. Ich bin ihm Dank ſchuldig von früher her. Er hat mir vieles beigebracht, und er hat mich in ſeinem Hauſe aufgenommen, als ich krank war. Aber Ihr glaubt mir ja doch nicht, was ich auch ſagen mag.“

Des Alten Augen leuchteten eigentümlich. „Er hat Dich aus dem Hauſe gejagt, ohne daß man weiß warum,“ ſagte er.

„Ich habe ihm darum gegrollt. Es iſt vergeſſen. Der Mann hat Unglück gehabt; ich möchte ihm helfen.“

„Dann will ich Dir auch glauben,“ verſetzte der Alte, „und er ſoll das Land haben. Ich ſelbſt darf es ihm nicht verkaufen, ich will jetzt nicht noch umſtoßen, was ich all mein Lebtag aufrecht erhalten habe, aber ich habe nicht lange mehr was zu ſagen. Ich bin fertig mit der Welt. Noch ein paar Tage, dann ſoll dem Baumeiſter geholfen werden. Hörſt Du es, Frau: Ich will, daß Du dem Gerhardt das Stück verkaufſt. Sein Angebot iſt gut, und es ſoll bald geſchehen, wenn ich beerdigt bin.“

„Vater, ich danke Euch!“ rief Reiner, ſein ganzes Entzücken zitterte in ſeiner Stimme. „Aber laßt doch die ſchwarzen Gedanken. Ihr ſeid ein ſtarker Mann.“

„Geweſen, geweſen.“ Ueber die runzligen Züge ging ein Lächeln. „Du kannſt alſo jetzt zufrieden ſein.“

„Wenn Ihr mir vergebt, Vater, dann bin ich's."

Der Alte sah ihn noch einmal lange an. „Du bist ein braver Mann geblieben, Reiner, trotz allem. — Den Tonius hast Du auch retten wollen. Bei Gott, ich weiß, das muß schwer sein. Nun so vergeb' ich Dir."

Er hob die Hand und wollte sie dem Sohne reichen, der aber war an dem Lager in die Knie gesunken und barg das Antlitz auf der Decke. Da legte der Ueberwundene ihm die Hand auf die Locken und sagte: „Bleib' brav, dann bleibt Dir auch mein Segen."

Er hatte sich mühsam etwas aufgerichtet, als er so sprach, aber bald sank er wieder in die Kissen zurück.

„Es ist gut, Reiner, es ist alles gut. Geh' jetzt. Ich bin ein schwacher Mensch, ich muß Ruhe haben."

Der Sohn erhob sich wortlos, er umarmte die Mutter, die schweigend, in Thränen aufgelöst, an der Thür stand und verließ dann leise das Zimmer. — Er sah seinen Vater lebend nicht wieder. In der folgenden Nacht war der Alte friedlich hinübergeschlummert, nachdem er von der Mutter das Testament hatte verbrennen lassen. — — —

Die Kränze auf den Gräbern waren verwelkt. Die Thränen versiegt, die um die Toten geflossen waren. —

Es war Abend. Im Wohnzimmer bei Gerhardt herrschte Dämmerung. Olga saß am Fenster, die Handarbeit im Schoße und die schlanken Hände müßig darüber zusammengelegt. Durch ihre Seele ging das alte Klingen, das Ammenlied von Liebe und von Glück, das immer die Menschenherzen in Schlummer gelullt, in Träume, so lange es Menschenherzen giebt.

Sie sah hinaus in den sinkenden Abend. Wie das Rot den Himmel durchfloß. Das Rot bedeutet Liebe und der Himmel ein reines Menschenherz.

Da pochte es an die Thüre des Gemaches leise und schüchtern.

Wer konnte erwarten, daß nach solchem Anklopfen ein sechs Fuß hoher Riese ins Zimmer treten werde. Wirklich

war auch Olga so erschrocken, daß sie auf ihrem Stuhle sitzen blieb und nicht fähig war, irgend eine Bewegung zu machen.

„Fräulein Gerhardt, ich komme, um Ihnen nachträglich noch mein herzliches Beileid auszudrücken, glauben Sie mir, ich kann mit Ihnen fühlen; denn auch ich habe einen herben Verlust erlitten.“ Das sagte Reiner so zaghaft, und er war doch so voll hohen Mutes gewesen auf dem ganzen Wege hierher.

Jetzt endlich erhob sich Olga, sie kam ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Wir beide haben Schmerzliches durchgemacht, seit wir uns zuletzt sahen,“ sagte sie. „Aber lassen Sie uns jetzt nicht davon sprechen. Ich habe Ihnen in diesem Augenblick anderes zu sagen.“

Sie stockte, er hielt ihre Hand noch immer, so standen sie eine Weile schweigend einander gegenüber.

Olga zwang sich fortzufahren: „Ich habe gehört, welche Rache Sie an Tonius Pätz genommen haben. Ich darf Ihnen sagen, daß Sie Ihrer würdig war, und daß Sie jetzt das Recht haben, von mir die Erfüllung eines Wunsches zu fordern. Sei es, was es sei, es ist Ihnen gewährt.“

„Ihr Versprechen macht mich glücklich,“ erwiderte Reiner, ihr froh in die Augen sehend. „Ich werde Sie eines Tages an Ihr Wort erinnern müssen; denn mein Wünschen wagt sich hoch.“

„Warum nicht jetzt?“ sagte Olga ernst. „Sichern Sie sich, was Ihnen gehört; die Zeit ist bestrebt, zu trennen, nicht zu vereinigen.“

„Wir sind beide in Trauer,“ erwiderte er mit leisem Vorwurf.

„Die Lebenden haben mehr Recht als die Toten. Willst Du mich haben, so nimm mich jetzt. Sonst fürchte ich, daß der Geist meiner Mutter zwischen uns steht, daß Du an die Gespenster glaubst.“

Da umfing er sie mit starkem Arm. „Olga, meine Olga!“

Sie erwiderte seine stürmischen Liebkosungen, aber sie fragte noch einmal: „Und wo bleibt Dein Glaube an das Wort von den Sünden der Väter?“

„Ich weiß, daß fester Wille auch das Angeerbte überwindet,“ sagte Reiner. „In meiner Familie war das Wort „Vergebung“ bisher nicht bekannt.“ Er schloß sie wieder in die Arme. „Wenn man in Deine klaren Augen sieht, Olga, so verschwinden die Gespenster.“

Lange hielten sie sich umschlungen.

Versunken war die Welt rings um sie her. Sie allein, zwei hehre Gestalten, ragten empor aus dem Dunst, aus dem Nichts, und auf ihren Häuptern flammte die Glorie reiner Liebe. Kein Wort, keine Bewegung, nicht einmal ein Kuß. Nur ihre Herzen schlugen selig aneinander, in diesem Augenblick wirklich eins für das Andere.

„Komm zum Vater,“ bat Olga. „Es soll nichts Heimliches zwischen uns sein.“ Und verschämt sich an ihn schmiegend flüsterte sie: „Auch seinetwegen war es besser, daß Du jetzt den Entschluß faßtest, Dich mir zu verbinden. Er kann nicht mehr seinem Geschäft so vorstehen, wie früher. Du mußt ihn mit Deiner Kraft unterstützen.“

„Sage ihm nicht gleich, daß wir Brautleute sind,“ bat Reiner. „Wir wollen ihn überraschen. Ich habe ja auch noch seine Einwilligung nicht.“

Sie stiegen miteinander die Treppe hinunter. Olga öffnete Gerhardts Arbeitszimmer und meldete wie verabredet war:

„Ich bringe Dir jemand, der geschäftlich mit Dir zu sprechen wünscht, Vater.“

Erstaunt erhob sich der Baumeister, als er Reiner erkannte.

Dieser verneigte sich und begann: „Eine Verfügung meines verstorbenen Vaters führt mich zu Ihnen, Herr Baumeister. Sie verzeihen, daß ich deshalb, gegen Ihren neulich geäußerten Wunsch, Ihr Haus betrete.“

„Bitte, nehmen Sie Platz," unterbrach ihn Gerhardt, aber Reiner dankte und fuhr fort: „Sie haben seinerzeit mit meinem Vater über einen Grundstückkauf innerhalb des Gebietes der südlichen Neustadt verhandelt. Es kam damals nicht zum Abschluß, mein Vater hat aber bestimmt, daß das Stück Ihnen jetzt zu dem damals gebotenen Preise überlassen werden soll, wenn Sie noch gesonnen sind, es zu kaufen."

Gerhardts Züge verrieten eine freudige Bewegung, aber nur einen Augenblick lang, dann blickten sie wieder finster und fremd.

„Wenn Sie es für eine Wohlthat halten, daß Sie mir ein Grundstück zu einem angemessenen Preise überlassen, so kann ich leider nicht darauf eingehen, Herr Overmann."

„Davon ist aber doch gar keine Rede," erwiderte Reiner betroffen. Gerhardt zuckte die Achseln. „Dann sehe ich nicht ein, weshalb Sie sich hinter den Namen Ihres Vaters verstecken."

„Das thue ich nicht, Herr Baumeister, meine Mutter war Zeuge, als der Verstorbene diesen Wunsch äußerte."

Gerhardt schaute prüfend auf. „Gut," sagte er, „das ist etwas Anderes. In diesem Falle nehme ich das Anerbieten mit Vergnügen an. Wir können, wenn es Ihnen recht ist, gleich morgen den Akt machen."

Reiner nickte zustimmend, dann trat er näher an Gerhardt heran.

„Ich bin nicht so stolz wie Sie, Herr Baumeister," sagte er, „Sie würden verschmähen, eine Wohlthat von mir anzunehmen. Ich aber möchte Sie um eine solche bitten."

Der Angeredete sah bald Reiner bald Olga zweifelhaft an. Dann sagte er unsicher: „Bitte sprechen Sie."

„Ich bin noch zu jung, mich ganz selbständig zu machen. Und da Sie jetzt wieder in die Lage kommen werden, das Geschäft in größerem Umfange zu betreiben,

so möchte ich Sie ersuchen, mir meine alte Stellung wieder zu geben."

„Das geht nicht, lieber Herr Overmann," rief Gerhardt hastig. „Wirklich, verzeihen Sie mir, dieselben Gründe, die mich damals bestimmten, Sie zu entlassen —"

„Ich gebe zu," unterbrach ihn Reiner, „daß Sie mich als Fremden nicht wieder in Ihr Haus und in Ihr Geschäft aufnehmen können, aber jedenfalls sind diese Einwendungen hinfällig, wenn Sie mich zu Ihrem Schwiegersohn machen."

Er trat rasch zu Olga und legte den Arm um sie. Auch sie schmiegte sich zärtlich an ihn und rief mit einem Lächeln dem überrumpelten Baumeister zu: „Vater nimm ihn, ich will dafür sorgen, daß er seine Schuldigkeit thut." — — —

* * *

Die Feder ist müde, sie möchte den Schlußstrich machen, und doch bliebe noch so manches zu erzählen. Ja, wenn es damit aufhörte, das Leben, womit ein Roman aufhört, mit der Lösung einer einzigen Frage, aber das Leben treibt uns weiter, jede Stunde knüpft neue Fäden an, und die Fäden verwirren sich, und wir geraten selbst in die Verwirrung hinein, unaufhörlich immer wieder.

Auch der Charakter kennt keinen Stillstand und weiß nicht von einem Schlußstrich. Neue Ereignisse finden uns als neue Menschen wieder, ähnlich sehen wir uns zwar noch, gewisse Grundzüge lassen sich nicht verwischen, aber so wenig das Aeußere des Mannes, dem des Kindes gleicht, aus dem der Mann geworden, so wenig des Greisen gebeugte Haltung und zitternder Kopf, die starken Schultern und den trotzigen Nacken des Mannes verraten, so wenig ist der Charakter der Menschenalter der gleiche. Auch in ihn graben sich Falten und Runzeln, auch er weist Verstümmelungen auf, die Zeichen schwerer Kämpfe.

Aber ich kann sie, von denen ich erzählt habe, nicht alle begleiten bis an das Ende, den oft sehr unmotivierten Schlußstrich, den der Tod unter unsere Lebensgeschichte setzt. Sie leben ja zum Teil noch, und wer weiß, ob sie mich nicht überleben. Ich muß mich von ihnen trennen und kann nur kurz andeuten, wie sich ihr ferneres Schicksal bisher gestaltet hat.

Kierkejaard und seine kinderreiche Familie sind verschollen. Baumeister Gerhardt hat ihn noch hie und da unterstützt, aber zuletzt erhielt auch er keine Nachricht mehr von ihnen.

Er selbst, Gerhardt, schien nach dem Tode seiner Frau noch einmal aufleben zu wollen, selten nur trat in einer düsteren Stunde ihr Schatten ihm noch in den Weg. Aber seine beste Kraft war gebrochen, er war ein Greis, seine Gesinnung wurde milde und milder, wenn er die Enkel auf seinen Knieen schaukelte, so lag ein heitres Lächeln auf seinem Gesicht, aber es war das Licht des abendlichen Himmels. Schon rankt sich der Epheu um seinen Leichenstein, und wenn Olga mit den Kindern zum Kirchhof geht, so hat das Jüngste keinen Begriff, weshalb Mutter und Geschwister weinen. Es selbst hat den Großvater nicht mehr gekannt. Wohl aber kennt es die Großmutter, die alte große Frau mit dem freundlichen Gesicht, die ganz einsam wohnt in dem großen Hause am alten Graben, und die noch immer nicht sich bei der Mutter in Pflege geben will.

„Ich habe die Pflege noch nicht nötig," sagte sie, „und wenn ich Gesellschaft brauche, tragen mich meine Füße bequem zu Euch hin. —"

Heinrich Schellberg hat großen Glückswechsel erfahren. Er hatte ein großes Geschäft, der Alte gab Geld her und fuhr mit ihm in der „Eklipasche", und dann kam eine Zeit, da ging der Alte wieder zu Fuß, und der Sohn konnte nicht mit ihm gehen; denn man hatte ihm von Rechtswegen das freie Herumgehen in den Straßen für

einige Zeit untersagt. Jetzt leben beide wieder miteinander. Heinrich ist Häusermakler und schwimmt bald im Ueberfluß, bald sitzt er vollständig auf dem Trocknen, je nachdem grade ein Geschäft geglückt ist, oder sich zerschlagen hat. Es ist wenig Frieden im Hause, man sagt, daß der Vater fast kindisch sei. Wenn Heinrich es ihm gar zu arg macht, dann flüchtet er zu seiner Tochter Traudchen, die mit einem tüchtigen Schlachtermeister verheiratet ist und ihre Aufmerksamkeit zwischen ihren sechs Kinder und dem Laden teilen muß, so daß ihr zum Lesen der Zukunft und zu anderen dummen Streichen wenig Zeit bleibt. Der alte Schellberg hält sich aber nicht gern dort auf; denn der Schwiegersohn grollt ihm, weil er das Vermögen verschleudert habe.

Viel wäre auch noch zu erzählen von den Geschwistern Lenz, die zusammen ein ganz zufriedenes Leben führen. Johanna hat durch die Katastrophe, der Tonius Pätz zum Opfer fiel, ganz die Lust an romantischen Unternehmungen verloren. Sie ist ernst geworden und hat auch ihren Bruder in eine gute Schule genommen. Ganz hat sie ihm zwar die Genialität nicht abgewöhnen können. Er dichtet wieder — fürs Haus. In einigen kleinen Blättern finden sich Sonntags-Verse von ihm, man kann ihm leichten Fluß des Reimes nachrühmen.

Joseph Pätz ist ein stiller Mensch geblieben, er lebt seinem Geschäft. Die Eltern sind beide tot und liegen nebeneinander begraben. Hoffen wir, daß beide nun auch vor einander Ruhe haben mögen.

So habe ich nun die müßige Neugier befriedigt, aber das Schwerste bleibt noch zu thun. Abschied muß ich nehmen, Abschied auch von Dir, die ich geliebt habe mit jeder Faser meines Herzens, von der ich geträumt habe manche Stunde, und die ich doch dem andern überlassen mußte, weil das Schicksal es so bestimmte. Wenn die poetische Gerechtigkeit auch im Leben Geltung hätte, so würdest Du mein sein, mein geliebtes, angebetes Weib, Olga!

Doch ich will mich nicht unmännlicher Schwäche hingeben. Geh, geh zu Deinem Manne, und mache ihn glücklich, glücklich, wie ich es zu werden wünschte. Möge Dein ferneres Schicksal Deine engelgleiche Geduld nicht durch übergroße Härte auf die Probe stellen.

— Ende. —

Druck von W. Berg, Ballenstedt